

prae
sens

Großwardeiner Beiträge zur Germanistik

Schriftenreihe des Lehrstuhls für Germanistik
der Christlichen Universität Partium

Band 12

Herausgeber der Reihe:

Szabolcs János

Krisen als Wendepunkte
Studien aus dem Bereich der Germanistik

Beiträge der V. Internationalen Germanistentagung
an der Christlichen Universität Partium
Großwardein / Nagyvárad / Oradea, 6.–8. September 2012

Herausgegeben von

Szabolcs János
Ágota Nagy

in Zusammenarbeit mit

Gizella Boszák
Andrea Bánffi-Benedek
Renáta Alice Crişan
Noémi Kordics
Eszter Szabó

Praesens Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-7069-0846-7
ISSN 2069-010X

© Praesens Verlag
<http://www.praesens.at>
Wien 2015

Alle Rechte vorbehalten. Rechtsinhaber, die nicht ermittelt werden konnten, werden gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Inhalt

Literatur- und Kulturwissenschaft

- Attila Verók (Eger):* Krisenknotenpunkte als Beschleunigungsfaktoren für eine wissenschaftliche Karriere? Martin Schmeizels Konflikte an der Universität Jena (1713–1731) 9
- Szabolcs János (Oradea):* „Freund des Vaterlandes, der Wahrheit, der Tugend...“ Lebens- und Schaffensbedingungen des Gelehrtenstandes in Siebenbürgen am Ende des 18. Jahrhunderts 19
- Henriett Lindner (Piliscsaba):* Krise der Wahrnehmung im deutschen Geheimbundroman 33
- Eszter Szabó (Oradea):* Im Spannungsfeld von Kulturen: die deutsche Regionalpresse im Banat 43
- Linda Tóth-Kovács (Szeged):* Der rechte Schüler Heraklits. Geschichtsauffassung bei Friedrich Nietzsche 55
- Franziska Thiel (Fribourg):* Der Erste Weltkrieg als apokalyptisches Krisenszenario. Karl Kraus' Tragödie *Die letzten Tage der Menschheit* (Epilog: *Die letzte Nacht*) 69
- Noémi Kordics (Oradea):* „Außerdem lebte man ja, ob man wollte oder nicht, im »Galuth«, dem Exil.“ Das Exil als Resultat ständiger Krisenerfahrungen im Leben von Arthur Holitscher 81
- Antonia Barboric (Graz):* Das KZ – Eine Hölle? Dantes *Inferno* als Topos in der Holocaust-Literatur. Höllenbild für die und in der Erinnerung 93
- Andrea Bánffi-Benedek (Oradea):* „durch die tausend Finsternisse todbringender Rede...“ Aspekte und dichterischer Ausdruck der Sprachkrise bei Paul Celan 101

<i>Detlef Gwosc (Mittweida – Hamburg/Berlin/München): Im Leben viele Krisen. Zu Erich Loests grandioser Autobiographie <i>Durch die Erde ein Riss</i></i>	111
<i>Szilvia Ritz (Budapest): Die verschleppte Krise in Gregor von Rezzoris <i>Blumen im Schnee</i></i>	125
<i>Marianna Sörös-Bazsó (Miskolc): Krisenhafte Autobiographie</i>	135
<i>Erika Kommer (Neumarkt): Die Wende von 1989 in der deutschsprachigen Presse Rumäniens</i>	143
<i>Małgorzata Dubrowska (Lublin): Medea Christa Wolfs im Kontext der humanen Sinn- und Kulturkrise</i>	153
<i>Hilda Schauer (Pécs): Baugeschichte als Verfallsgeschichte in W. G. Sebalds Erzählband <i>Die Ausgewanderten</i></i>	163
<i>Eszter Propsz (Szeged): Krisendarstellung in Terézia Moras <i>Der einzige Mann auf dem Kontinent</i></i>	173
<i>Anna Rutka (Lublin): Welt ohne feste Orte. Krisenhafte Lebensläufe in Daniel Kehlmanns Roman <i>Ruhm</i></i>	183
<i>Aletta Hinsken (Gießen): Alles ist Pop – ein Kampfbegriff in der Krise</i>	193

DaF-Didaktik und Sprachwissenschaft

<i>Peter Ernst (Wien): Kleines Schlüsselwörterbuch Mitteleuropa – ein internationales Projekt aus dem und für das Miteinander in Europa</i>	203
<i>Katalin Petneki (Szeged): Krisen im Fach Deutsch als Fremdsprache in Ungarn</i>	217
<i>Kirsten Jäger (Berlin): Arbeit am Fachwortschatz – Übertragbarkeit von Methoden aus dem sprachbildenden Fachunterricht an Berufsbildenden Schulen in Berlin auf die Auslandsgermanistik</i>	227

<i>Orlando Balaş (Oradea):</i> Entsprechungen der reflexiven Verben im Deutschen und Rumänischen. Schwierigkeiten im DaF-Unterricht	241
<i>Erzsébet Drahotá-Szabó (Szeged):</i> Zum Unterschied der feldhaften Gliederung des Ungarischen und des Deutschen am Beispiel der Wortart <i>Verb</i> ..	249
<i>Katalin Vincze (Nyíregyháza):</i> Die Etablierung der Kurzwortforschung in der germanistischen Sprachwissenschaft	261
<i>Thomas Schares (Bayreuth):</i> Gebrauchstexte und die Erforschung historischer Regionalsprachen : Die Sprache der Bitburger Hospitalsurkunden	269
<i>Ágota Nagy (Oradea):</i> Deutsch-rumänische hybride Derivate am Beispiel der deutschsprachigen Czernowitzer Pressesprache	291
<i>Elżbieta Sierosławska (Krakau):</i> Vokalwerke in der Geschichte der Übersetzungswissenschaft am Beispiel der Oper	303

Literatur- und Kulturwissenschaft

Krisenknotenpunkte als Beschleunigungsfaktoren für eine wissenschaftliche Karriere? Martin Schmeizels Konflikte an der Universität Jena (1713–1731)¹

Attila Verók (Eger)

1. Einleitung

Krisen können Wendepunkte im Leben einer Person verursachen. Die Wendepunkte können aber nicht nur negative und ungünstige Auswirkungen haben. Sie können sogar als Hilfsmedium für das Vorwärtskommen eines Menschen oder Beschleunigungsfaktoren für eine Karriere betrachtet werden. In diesem Aufsatz habe ich vor, anhand eines Fallbeispiels aus der frühen Neuzeit hervorzuheben, wie Konflikte zur Entfaltung einer erfolgreichen Laufbahn eines europaweit berühmten Intellektuellen haben beitragen können. Die Person, deren Leben und Werk ich unter die Lupe nehme, ist der aus Siebenbürgen gebürtige Gelehrte, der Jenaer und Hallenser Geschichtspräsident und Historiker Martin Schmeizel (1679–1747),² der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts einen bedeutenden Einfluss auf die Geschichte der ungarländischen *historia litteraria* hatte.³

-
- 1 Die Forschung und Erstellung dieses Aufsatzes wurden durch Unterstützung der Europäischen Union, kofinanziert durch das Europäische Sozialfund, im Rahmen des ausgesetzten Projekts TÁMOP-4.2.4.A/2-11-1-2012-0001 unter dem Titel *Nationales Prominentenprogramm – Konvergenzprogramm für Ausarbeitung und Betätigung eines individuelle Förderung für heimische Studenten bzw. Forscher sichernden Systems* verwirklicht.
 - 2 Mehr zu seiner Person und Aktivität siehe neuestens Verók, Attila: Stichwort „Schmeizel, Prof. Dr. Martin“. In: Roth, Harald (Hg.): *Schriftsteller-Lexikon der Siebenbürger Deutschen. Bio-bibliographisches Handbuch für Wissenschaft, Dichtung und Publizistik*. Begründet 1868 von Joseph Trausch, fortgeführt von Friedrich Schuller, Hermann H. Hienz und Hermann A. Hienz. Band X. Q–Sch. Köln–Weimar–Wien: Böhlau, 2012. (Schriften zur Landeskunde Siebenbürgens. Ergänzungsreihe zum Siebenbürgischen Archiv; Band 7/X), S. 269–275 (mit reichhaltiger weiterführender Literatur).
 - 3 Zur Frage Schmeizel und die *historia litteraria* in Ungarn siehe außer der einschlägigen Titel aus dem in der ersten Fußnote angegebenen Lexikonstichwort: Verók, Attila: Auf dem Weg zur Konzipierung der ungarländischen Nationalbibliografie im 18. Jahrhundert? Martin Schmeizels Tätigkeit als Bibliograf. In: Harsányi, Mihály (Hg.): *Germanistische Studien = Tanulmányok a német nyelv és irodalom köréből*. Eger: EKF Líceum

Im Rahmen dieses Beitrags wird anhand zahlreicher Quellen aus den Archiven der Stadt Weimar (Thüringisches Hauptstaatsarchiv) und Jena (Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek) untersucht wie die Schwierigkeiten bezüglich der Bewerbungsverfahren um eine Bibliothekarstelle der Universitätsbibliothek Jena beim Herzog zu Weimar und die diplomatischen Konflikte mit dem Königreich Polen wegen des Werkes *Einleitung zur neuesten Historie der Welt* des Jenaer Professors als Unterstützungselemente seiner Karriere beurteilt werden dürfen, obwohl man gerade dessen Gegenteil erwarten würde: Erhöhung in Amt und Ehre statt Sturz und Demütigung. Es könnte meines Erachtens ein ermutigendes Phänomen aus alten Zeiten auch für die krisenschwangere Gegenwart sein.

2. Der konfliktbeständige Bibliothekar

Aus dem weitverzweigten Schmeizelschen Lebenswerk hebe ich chronologisch bedingt zuerst nur ein Moment hervor: Ich konzentriere auf seine Beziehung zu den Büchern und – im Zusammenhang damit – auf seine Tätigkeit auf dem Gebiet der Bibliothekswissenschaft. Auf eine detaillierte Biographie möchte ich hier nicht eingehen, weil ich sie schon an mehreren Stellen bekannt gemacht habe.⁴ Ich komme sofort zur Sache. Das Schicksal Schmeizels war von seiner Kindheit an mit Büchern verbunden. So kann man als eine natürliche Erscheinung betrachten, dass er sich für allerlei Drucke und Manuskripte bzw. ganze Büchersammlungen sehr begeisterte. Das erste dokumentierte Beispiel dafür kann man aus seinen ersten Jenaer Jahren nennen, wo das Studentenwohnheim zwischen 1711 und 1713 wegen des stark zugenommenen Interesses für die Universität Jena ausgebaut und damit auch die Bibliothek, die sich im gleichen Gebäude befand, umgebaut wurde. Während der zweieinhalb Jahre lang dauernden Umzugsarbeiten, als die Bibliothek auch mit einem heizbaren Arbeits- und Forschungszimmer versehen worden ist (das war damals eine ganz neue technische Lösung!), erwarb sich Schmeizel dabei unumgängliche Verdienste. Allein sein Name wurde von Bartholomäus Christian Richard (1679–1721), der zu damaliger Zeit zwischen 1704 und 1721 als Direktor der Universitätsbibliothek fungierte, aufgeschrieben und dadurch verewigt, als der Mann, der sich mit ununterbrochener Begeisterung, Tag und Nacht mit dem Geschick der Bibliothek beschäftigte.⁵ Aller Wahrscheinlichkeit nach versuchte er durch die Besessen-

Kiadó, 2013. (Wissenschaftliche Beiträge der Károly-Eszterházy-Hochschule = Az Eszterházy Károly Főiskola tudományos közleményei; 9). S. 59–69.

4 Vgl. dazu die in Anm. 2 angedeutete Quelle.

5 Feyl, Othmar: *Die neuzeitlichen Anfänge der Universitätsbibliothek Jena (1650–1750)* = *Geschichte der Universitätsbibliothek Jena 1549–1945*. Universitätsbibliothek Jena:

heit von Büchern und unbeschränkten Lesemöglichkeiten geführt, sich jahrelang um eine Stelle in der Bibliothek zu bewerben. Er reichte am 7. Mai 1713 seine Bewerbung an den Herzog zu Weimar Wilhelm Ernest um die Bibliothekarstelle ein.⁶ Obwohl Schmeizel als ehemaliger Schüler des berühmten Jenaer Geschichtsprofessors und Universitätsbibliothekars Burkhard Gotthelf Struve (1671–1738) in seinem Empfehlungsschreiben eine, in den „*eleganten Wissenschaften*“ ausgezeichnete Person titulierte,⁷ bekam die Stelle nicht. Bei der Entscheidung des Weimarer Hofes mag auch das im Sinne der moralischen und religiösen Auffassung der Zeit nicht für untadelhaft gehaltene Privatleben gespielt haben, wegen dessen er von der Leitung der Universität auch einen Verweis erhalten hat.⁸ In dem am 20. September 1713 durch die Universität in den Weimarer Hof geschickten Empfehlungsbrief steht eine Anmerkung, die sagt, dass der Bewerber ein Privatleben von ziemlich freier Auffassung lebe, da seine Frau 14 Tage nach ihrer Eheschließung einem Mädchen das Leben geschenkt habe. Die erfolglose Bewerbung und die dienstliche Rüge haben Schmeizel nicht die Lust genommen, da er nach sehr erfolgreichen Unterrichtsjahren wieder versucht hat, die Bibliothekarstelle an der Universität zu bekommen, aber die Antwort des Herzogs war – wahrscheinlich infolge der Wühl­tätigkeit einiger Kollegen Schmeizels⁹ – nochmals abweisend.¹⁰ Auch diese negative Rückmeldung hat ihn von seinem Lieblingsgedanken nicht zurückgeschreckt. Die Ausdauer hat ihm ihre Früchte getragen: Er muss die Bewerbung wiederum eingereicht haben – obwohl die archivalischen Quellen, die diese Tatsache beweisen, sind leider verloren gegangen –, da er am 24. September 1722 die Antwort des Herzogs zu Weimar Wilhelm Ernest erhalten hat. Schmeizel wurde zum Inspektor (*custos*)¹¹ der damals schon beinahe dreißig tausend Bände ausmachenden

Weimar, 1958 (Claves Jenenses, Veröffentlichungen der Universitätsbibliothek Jena, 7), S. 171 bzw. Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Kunst und Wissenschaft – Hofwesen (fortan: ThHStA Weimar), A 7008, fol. 5v–6r.

6 ThHStA Weimar, A 7008, fol. 5–6.

7 Ebd., fol. 7.

8 Im Empfehlungsbrief der Universität an den Weimarer Hof am 20. September 1720 steht eine Anmerkung, dass der Kandidat ein ziemlich ungebundenes Privatleben führe, da seine Frau 14 Tage nach ihrer Eheschließung einem Kind weiblichen Geschlechts das Leben schenkte (vgl. ThHStA Weimar, A 7008, fol. 15–16).

9 Dass der Boden unter Schmeizel systematisch ausgehöhlt worden ist, wird von einer Dokumentensammlung, die aus Briefen, Gesuchen, Berichten, Anklagen und Gegenantworten besteht, sieht also wie ein Prozessmaterial aus, bewiesen (vgl. dazu ThHStA Weimar, A 7009, fol. 1–102).

10 ThHStA Weimar, A 7008, fol. 29–30.

11 Vgl. ebd., fol. 181.

Universitätsbibliothek¹² und gleichzeitig zum außerordentlichen Professor (*professor extraordinarius*) der Philosophie (d.h. Geschichte) ernannt.¹³

Gelegenheitsschriften beweisen, dass das Datum seiner Amtseinssetzung der 18. November 1722 war. Anlässlich der Ernennung haben mehrere Personen an ihn Begrüßungsgedichte geschrieben. Eines der Gedichte, das von zwei anonymen Verfassern gedichtet wurde, enthält Zeilen, die für die zunehmende wissenschaftliche Anerkennung Schmeizels charakteristisch sind: „Dein Lob darff nicht allein in unsern Jena klingen; / Ach nein, es muß so gar in fremde Länder dringen: // Es blickt die halbe Welt auf deinen Lebens-Lauff, / Und nimmt das, was Du schreibst, mit grosser Ehrfurcht auf.“¹⁴

Diese Zeilen beweisen neben dem vornehmen Auftrag, dass Schmeizel als ein sehr beliebter Lehrer nicht nur im Kreis der ungarländischen und siebenbürgischen Studentenschaft, sondern auch unter seinen Kollegen anderer Nation galt.¹⁵ Die Nachricht über seine Ernennung wurde auch in seiner Heimat, in Siebenbürgen bekannt. Der Direktor des Gymnasiums in Großschenk (rum. Cincu, ung. Nagysenk), Stephan Kessler (1675–1745) hat die Verdienste Schmeizels in einem Umfang von 6 Folio-Seiten erörtert. Das Gedicht enthält auf ungewöhnliche Weise viele lange wissenschaftsähnliche Fußnoten.¹⁶

12 Feyl [Anm. 5], S. 165.

13 Vgl. ThHStA Weimar, A 7008, fol. 69.

14 Vgl. mit dem Text des folgenden Gelegenheitsgedichts: *Als der Hoch-Edle, Veste und Hochgelahrte Herr Herr Martin Schmeitzel, Vortrefflicher Polyhistor, und der Hochlöblichen philosophischen Facultaet zu Jena hochansehnlicher Adjunctus, von denen sämtlichen Hochfürstlichen Herrn Notritoribus besagter Academie zu einem Professore Philosophiae und Inspectore Bibliothecae Publicae am 18. Novemb. 1722. gnädigst verordnet wurde, Solten in nachstehenden Zeilen ihre ergebnste Gratvlation schuldigster massen abstaten Zwey des Herrn Professoris verbundenste Diener und Anverwandten.* Jena: Gedruckt bey Johann Volckmar Marggrafen, 1722.

15 Vgl. *Communia omnium gentium gaudia, cum Vir clarissimus doctissimusque Dominus Martinus Schmeizel Corona Transilvanus, amplissimae facult. Philosoph. adiunctus meritissimus, d. XVIII. Novembris A. C. MDCCXXII. oblatos serenissimorum Saxoniae Ducum honores, professionem nimirum philosophiae publicam, vt et inspectionem Bibliothecae Ducalis Academicae adiret: ravco carmine ostendere conatus est eidemque congratulori voluit commensalis et auditor Carolus Albertus de Scheither eqves Lüneburgicus.* Ienae litteris Fickelscherrianis, 1722.

16 Vgl. *Gaudia et vota patriae, quum divinis auspiciis et communibus suffragiis serenissimorum Academiae Ienensis nutritiorum Vir clarissimus doctissimusque Dominus Martinus Schmeizel Corona Transilvanus Saxo amplissimae facult. philos. hactenus adiunctus optime meritum professionem philosophiae publicam vt et Inspectionem Bibliothecae Ducalis Academicae A. O. R. MDCCXXII. d. XVIII. Nov. adipisceretvr, testata fecit honoresque gratulatus est amicus et animo Stephanus Kessler Gymnasii Grossschenckenensis in Transilvania director.* S. l., 1722.

Die Arbeit des Inspektors bedarf einer ununterbrochenen Begeisterung, da er für diese Tätigkeit von der Universität oder dem herzoglichen Hof gar keinen Lohn bekommen hat. Wie Schmeizel das Geld für das alltägliche Leben verdient hat, konnte ich bis jetzt nicht ermitteln. Eine seiner Einnahmequellen mögen die aus Kronstadt, vom Stadtrat kommenden Geldsendungen gewesen sein, wie es einer Gelegenheitsschrift aus dem Jahre 1712 entnommen werden kann: „So aber windet es [d.h. die Stadt Kronstadt – A. V.] Dir nicht nur Freuden-Kränze // Es sorget auch bereits vor Dir / als seinen Sohn.“¹⁷ Um aber nicht ohne Geld zu sein – man kann es sogar als Entschädigung betrachten –, bekam er neben dem herzoglichen Schreiben vom Erhalten der Stelle als *custos*, wie oben gesehen, auch die Ernennung zum Professor der Philosophie bzw. Geschichte. Das bedeutete also, dass er nachher ein regelmäßiges Monatsgehalt bekommen hat. Diese Lösung galt übrigens als eine allgemeine Praxis an der Universität Jena.¹⁸ Der Verfasser der neuesten Jena-Geschichte schreibt nur kurz, als Schmeizel später, im Oktober 1731 das unabweisbare Angebot des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., ein Katheder an der Universität Halle zu haben, angenommen und deshalb Jena verlassen hat, dass von den zwischen 1700 und 1748 an der Jenaer Universität angestellten 46 Professoren nur vier (darunter auch Martin Schmeizel) so entschieden hat, der Verlockung der von außen kommenden vornehmen Einladungen und der wesentlich größeren Gehälter nachgebend, ihre ehemalige Arbeitsstelle zu verlassen.¹⁹ Genau dieselbe Tatsache wurde von den siebenbürgischen Schmeizel-Studenten in einem Abschiedsgedicht bestätigt: „Salinde konnte nicht, was Du verdienst, belohnen, // Indem Dein seltner Preiß biß an die Sterne stieg.“²⁰ Schmeizel selbst hat auch keine Umschweife ge-

17 Vgl. *Als der Wohl-Edle / Großachtbahre / und Wohlgelahrte / Herr Martin Schmeitzel, Von Cronstadt aus Siebenbürgen / Den 27. Oct. dieses 1712ten Jahres Von Der Hochlöbl. Philosophischen Facultät Der Welt-berühmten Academie zu Jena Zum Doctor Philosophiae Würdigst erkläret wurde / Wolten Hierbey Ihre darob geschöpffte Vergnügung an Tag legen Etliche Ihm wohlbekannte Freunde.* Jena: Gedruckt mit Gollnerischen Schrifften, 1712.

18 Siehe Feyl [Anm. 5], S. 166, 176.

19 Herbert Koch: *Geschichte der Stadt Jena.* Jena–Stuttgart–Lübeck–Ulm: G. Fischer, 1996, S. 191.

20 *Als der Hoch-Edelgebohrne Vest- und Hochgelahrte Herr Herr Martin Schmeitzel Bißhero Auf der gemeinschaftlichen Universität Jena Hochberühmter Professor Philosophiae Pvblicvs auch Inspector Bibliothecae Pvblicae Von Ihro Königlichen Majestät in Preußen Aus höchst-eigener Bewegung Zu Dero Hochbetrauten Hof-Rath Wie auch Auf der Welt-berühmten Universität Halle Zum Profess. Pvbl. Ordin. Ivris Pvblici et Historiarvm Allernädigst beruffen wurde Solten Aus verpflichtester Schuldigkeit Ihro Excellence Von Herten Zu dem hohen Amte Glück wünschen Deroselben Gehorsamste Diener und Lands-Leute. Christ. Francisci Corona Transilvanus. And. Scharsius Media*

macht, er hat – als am 23. Oktober 1731 an ihn ein herzoglicher Erlass aus Weimar gerichtet wurde – in einem an den Herzog zu Weimar geschriebenen Brief offen gesagt, dass er vom in Jena unregelmäßig erhaltenen Einkommen seine Familie nicht versorgen könne, deshalb gehe er nach Halle, wo einem eine „königliche“ Bezahlung zuteil werde, „weiln keine Gelegenheit vorhanden, bei der Gesamten Universität Jena denselben auf gleiche oder andere vorteilhafte Art [wie in Halle – A. V.] zu versorgen“.²¹

Vom Gesichtspunkt des unstillbaren Wissensdurstes Schmeizels aus kann man diese Stelle für einen großen Gewinn halten, da er sein weitverzweigtes Wissen während der neun Jahre als Inspektor der Bibliothek sehr gut begründen konnte. Ähnlich Struve, der zwischen 1697 und 1704 als Direktor der Universitätsbibliothek Jena fungierte, kann auch Schmeizel diese Stelle nicht als minderwertig oder als Abstecher in seiner wissenschaftlichen Laufbahn gehalten haben. Wenn er den Brief Struves an Christoph Cellarius (1638–1707) aus dem Jahre 1696 gekannt hat, hätte er sich auch wahrscheinlich ähnlich über seine Beziehung zur Bibliothek und den Büchern geäußert:

Du sagst, daß ich zu Größerem geboren sei als zur Behütung einer nicht sehr großen Bibliothek [...], dennoch glaube ich, daß die Ordnung von Bibliotheken eine reichlich ehrenvolle, wissenschaftliche und ruhmvolle Sache ist. [...] Man wird fürwahr kaum eine größere Zier oder etwas die Wissenschaft Auszeichnenderes denken können als ein gut ausgestattetes Domizil der Wissenschaften. [...] Die Bibliotheken sind eine Art Tempel der Musen, Zeughaus der Wissenschaft, Heiligtum der Alterthümer und Magazin der Ehre und Tugenden.²²

Schmeizel entfaltete sich während seiner Arbeitsjahre als Bibliothekar zu einem europaweit bekannten und anerkannten Gelehrten. Dank dessen kommt er in der

Tran. And. Hann Media Transil. Daniel Schulerus Schenckino Tran. Ioh. Meltzer Schenckino Tran. Mich. Erhard Haner Media Tran. And. Seidner Media Tran. Val. Grau Cibinio Transilvanus. Georgius Schobel Schæsb. Tran. Ioh. Ierm. Henrici Media Tran. Christ. Zigler Cibinio Tran. Marc. Löw Cibinio Tran. Mich. Christ. Wellman Media Tran. And. Gerger Media Tran. Jena: gedruckt bey Johann Michael Hornen, 1731.

21 ThHStA Weimar, A 6399, fol. 8r–v und fol. 9r–v. Das zitierte Archivadokument enthält eine rege Korrespondenz innerhalb einiger Tage vor und nach dem Weggang Schmeizels (vgl. ThHStA Weimar, A 6399, fol. 8r–16v). – Zu den ständigen Schwierigkeiten der Dotierung der Jenaer Universität und ihrer Lehrkräfte siehe noch Bauer, Joachim: Die Universität Jena zwischen Tradition und Reform. In: Müller, Gerhard – Ries, Klaus – Ziche, Paul (Hg. v.): *Die Universität Jena. Tradition und Innovation um 1800. Tagung des Sonderforschungsbereichs 482: „Ereignis Weimar-Jena: Kultur um 1800“ vom Juni 2000*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag, 2001 (Pallas Athene, Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, 2). S. 51.

22 Siehe Feyl [Anm. 5], S. 143.

Fachliteratur als ein gelehrter Bibliothekar der Frühaufklärung mit Recht vor.²³ Und was auch aus der Sicht der Kultur- und Buchgeschichte des Donau-Karpatenraumes sehr wichtig ist: Schmeizel hat die erste, konzeptionell und mit Anspruch auf Vollständigkeit gesammelte Hungarica- bzw. Transylvanica-Privatbibliothek der Welt ins Leben gerufen! Nicht nur während seiner Tätigkeit in Jena, sondern auch in Halle. Auf dieses Thema gehe ich aber jetzt nicht ein, ich wollte das Problem hier nur erwähnen.²⁴

3. Der konflikterregende Publizist

Der Publizistik als Universitätskurs tatsächlich initiierte Schmeizel ging bezüglich des Zeitunglesens und -schreibens nicht nur auf theoretische Erörterungen ein, sondern er übte es selbst beinahe ein Vierteljahrhundert aus. Als sein erstes, ernsteres Unternehmen auf diesem Gebiet kann die Herausgabe des mit der Absicht des fachkundigen Referierens der alltäglichen Geschehnisse der Welt ins Leben gerufene Periodikums *Einleitung Zur Neuesten Historie der Welt*, erschienen zwischen 1723 und 1727 in 36 Nummern und 3 Bänden,²⁵ be-

23 Steinmetz, Max (Hg.): *Geschichte der Universität Jena 1548/58–1958*. Bd. 1. Jena: G. Fischer, 1958, S. 179–180; Schmidmaier, Dieter: *Die Entstehung der bürgerlichen Bibliothekswissenschaft. Versuch einer Würdigung aus der Literatur von 1600–1760*. Freiberg: Wissenschaftl. Informationszentrum der Bergakad. Freiberg, 1974 (Veröffentlichungen des wissenschaftlichen Informationszentrum der Bergakademie Freiberg, 55), S. 49–52; Voss, Jürgen: *Bibliothekare als Gelehrte und Wissenschaftler im Zeitalter der Aufklärung*. In: Arnold, Werner – Vodosek, Peter (Hg.): *Bibliotheken und Aufklärung*. Wiesbaden: Harrassowitz, 1988. (Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens, 14), S. 201.

24 Siehe die einschlägigen Titel bei Verók [Anm. 2].

25 Verstreut in Europa, gibt es bis heute nur noch wenige Exemplare, die erhalten geblieben sind. Die bibliographischen Angaben des insgesamt aus 36 Stücken bestehenden Werkes in Vorlageform sind wie folgt: Schmeizel, Martin: *Einleitung Zur Neuesten Historie der Welt, Darinnen die merckwürdigste von Ostern 1723. vorgefallene Begebenheiten, in gehöriger Connexion vorgetragen und erläutert werden. Der I. Theil. Nebst gehörigem Register über die XII. ersten Stücke*. Jena: gedruckt und zu finden bey Johann Volckmar Marggrafen, o. J. [2], 3–316 S., 8; Schmeizel, Martin: *Einleitung Zur Neuesten Historie der Welt, Darinnen die merckwürdigste von Ostern 1723. vorgefallene Begebenheiten, in gehöriger Connexion vorgetragen und erläutert werden. Der II. Theil. Nebst gehörigem Register vom 13. bisß 24. Stück*. Jena: gedruckt und zu finden bey Joh. Volckmar Marggrafen, 1725. [7], 1–747 S., 8 und [Schmeizel, Martin]: *Einleitung Zur Neuesten Historie der Welt, Darinnen die merckwürdigste von Ostern 1723 vorgefallene Begebenheiten, in gehöriger Connexion vorgetragen und erläutert werden. Theil 3*. Jena, gedruckt und zu finden bey Johann Volckmark Marggrafen, 1727. 8. – Wie ersichtlich, beim letzten Band konnte ich die Seitenzahlen nicht angeben, weil da-

trachtet werden. Wegen dieser Zeitschrift erhob 1725 – begründet damit, dass es zu unwahren Mitteilungen von Angaben bzw. zur Verletzung des katholischen Glaubens gekommen sei – auch das Königreich Polen bei den Erhaltern der Universität Jena, d.h. am Hof des Herzogs in Weimar bzw. Eisenach, Beschwerde.²⁶ Das Andenken an den groß angewachsenen Skandal wird in den Briefen, die im Weimarer Staatsarchiv aufbewahrt werden, dokumentiert. Sie gestatten uns in den Lauf der Ereignisse und in den durch die damalige Zeitung ausgelösten Mechanismus der politischen und diplomatischen Empörung einen Einblick. Aller Wahrscheinlichkeit nach war dieser Skandal einer der wichtigsten Gründe für das Schaffen eines neuen Presseorgans ab 1725, in dem Schmeizel die Absicht hatte, ausschließlich die neuesten politischen Geschehnisse in Polen zu interpretieren. (Dazu etwas mehr unten in der vorliegenden Studie.) Dies deutet jedoch an, dass die Zeitung die an sie gestellten Erwartungen erfüllt hat, da sie die zeitgenössischen Geschehnisse vor dem breiten Publikum bekannt gab, und den Interpretationsvorgang – den Schmeizelschen Ansichten entsprechend – dem Leser überließ. Schon in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts wurde in Verbindung mit diesem Presseorgan angemerkt, dass die Fachliteratur der Tatsache, dass es sich bei dieser Zeitung um die Erste in der Pressegeschichte gehandelt haben mag, die sein Verfasser bewusst der Aufzeigung der zeitgenössischen internationalen Ereignisse gewidmet hat und von einem in Deutschland lebenden Universitätsprofessor auf eigene Kosten für seine eigenen Studenten herausgegeben worden war, beziehungsweise die das Referieren über die bis dahin außer Acht gelassene Geschichte Osteuropas nachdrücklich auf sich genommen hat und darüber hinaus über die neuesten Nachrichten aus Asien, Amerika und Afrika berichtete, wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat.²⁷ Die aktuel-

von kein registriertes Exemplar in öffentlichen Bibliotheken erhalten geblieben ist. Die beiden ersten Bände stehen den Forschern in der Thüringer Universitäts- und Landesbibliothek Jena unter den Signaturen 8 MS 23735 und 8 Hist.un.III,45 in vollständiger Version zur Verfügung. Die je 12 Schriftstücke enthaltenen Teile 1 und 2 sind mit laufenden Seitennummerierung, aber ab und zu mit selbstständigen Titelblättern der einzelnen Stücke erschienen.

- 26 Vgl. ThHStA Weimar, A 7736, Fol. 1–27, unter dem Titel: *Beschwerde, von Königl. Polnischer Seiten, wegen einiger harten Expressionen wieder Ihre Kön. Maj. in Pohlen und deroselben Ministros, deren H. Prof. Schmeitzel zu Jehna, als Autor der so genannten Einleitung zur neuen Historie, sich bedient. 1725.*
- 27 Feyl, Othmar: *Deutsche und europäische Bildungskräfte der Universität Jena von Weigel bis Wolff (1650–1850). Wissenschaftliche Zeitschrift der Friedrich-Schiller-Universität Jena* 6 (1956/57). Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe 1/2, S. 27–62, hier: S. 40 oder in einer erweiterten Variante: Ders.: *Beiträge zur Geschichte der slawischen Verbindungen und internationalen Kontakte der Universität Jena*. Jena 1960, S. 211–325, hier: S. 249–250 und S. 268–269; Steinmetz, Max (Hg.): *Geschichte*

len und sehr lebensnahen Nachrichten aus der osteuropäischen Region, aber insbesondere die umfassenden aus seiner engeren Heimat (Ungarn, Siebenbürgen, Walachei und Moldau) stammenden Informationen, zeigen, dass er sich einen auf Siebenbürgen und Wien konzentrierenden Korrespondentenkreis geschaffen hat.²⁸

Parallel zum genannten Blatt gab er auch das Nachrichtenblatt *Wahrhafftige Historische Nachricht* fortlaufend heraus, in dem er das zeitgenössische Geschehen sowie seine Korrespondenzbeziehungen und gedruckten Werke nachzeichnete, und in dem er die Ereignisse der Demonstration, des gemeinen polnischen Volkes gegen das Jesuitenkollegium in Torun, behandelte.²⁹ Neben diesen herausgeberischen Tätigkeiten muss sich Schmeizel ab 1726 auch in die Redaktionsarbeiten eines anderen Presseorgans, einer Gelehrtenzeitschrift namens *Monatliche Nachrichten Von Gelehrten Leuten und Schriften* als Mitarbeiter eingemischt haben.³⁰ In diesem Blatt wurden die wissenschaftlichen Tätigkeiten und Schriften der an der Universität Jena lehrenden gelehrten Kollegen und die älteren bzw. neueren Geschehnisse der hiesigen Universität vier Jahre lang in Form von kundigen Interpretationen vorgelegt.

der Universität Jena 1548/58–1958. 2. Bde. Jena: G. Fischer, 1958–1962, hier: Band 1., S. 190.

- 28 Die an Schmeizel adressierten und von ihm geschriebenen allgemeinen Briefe könnten noch in verschiedenen Archiven unbearbeitet liegen. Davon konnte ich bis jetzt nur einige Kopieexemplare des Kronstädter Stadtpfarrers Valentin Igel (1683–1751) im Archiv der Schwarzen Kirche (Archiv der Honterusgemeinde) in Kronstadt entdecken (Signatur: IV F 219, pag. 18–27), in denen Schmeizel vom Pfarrer über die siebenbürgischen Begebenheiten benachrichtigt wurde.
- 29 Auf dem zusammenfassenden Titelblatt des zwischen 1725 und 1726 in 24 Nummern erscheinenden Blattes aus dem Jahre 1725 ist der Titel zu lesen: *Historische Nachricht von dem am 16. u. 17. Jul. 1724. zu Thorn in Preussen passirten Tumult des gemeinen Volcks, wider das Jesuiter Collegium, Und der hierauff am 7 Dec. Erfolgeten scharffen Execution einiger zum Todt verurtheilten Personen, aus sichern geschriebenen und gedruckten Nachrichten, und auf expressen Verlangen gesamlet u. dem Publico mitgetheilet. [...] Der I. Theil samt gehörigem Register über die XIII. erste Stücke*. Jena: gedruckt und zu finden bey Joh. Volckmar Margrafen, s. a. 596, [4] S., 4.
- 30 *Monatliche Nachrichten Von Gelehrten Leuten und Schriften. Dem gegenwärtigen Zustand der Universität Jena*. Jena, 1726–1729. – Das Monatsblatt erschien im Jahre 1728 nicht, aber im Vorwort der vereinigten Nummer Januar und Februar des Jahres 1729 wurde versprochen, dass die Berichte über die wichtigsten wissenswerten Sachen des vorigen Jahres ersetzt werden (vgl. *Monatliche Nachrichten von Gelehrten Leuten und Schriften, Besonders Dem alten und neuen Zustande der Universität Jena. Ianvarivs und Febrvarivs*. 1729, S. [3–4] – damals schon mit geändertem Untertitel erscheinend).

Die aufgezählten Veröffentlichungsforen waren alle – neben der Person Schmeizels – vielen Angriffen und Kritiken ausgesetzt. Schmeizel hielt aber aus und wurde immer hartnäckiger bzw. widerstandsfähiger während der Anfechtungen. Die Krise brachte ihm trotz aller Erwartungen allgemeine Anerkennung in Fachkreisen und beim breiten Lesepublikum: Er wurde allmählich europaweit bekannt.

4. Fazit

Im vorliegenden Beitrag wurde der Mechanismus Krisenknotenpunkte als Beschleunigungsfaktoren für eine wissenschaftliche Karriere an einem konkreten Beispiel aus dem 18. Jahrhundert kurz geschildert: Wie der Polyhistor Schmeizel einen Vorteil aus den Krisen und Schwierigkeiten schmiedete, die seine Tätigkeit als Bibliothekar und Publizist in Jena umgaben. Neun Jahre lang (zwischen 1713 und 1722) versuchte er die Stelle des Inspektors der Universitätsbibliothek zu erwerben, die er trotz ständigen Intrigierens seiner Kollegen und systematischer Zurückweisung seiner Bewerbungen seitens des Weimarer herzoglichen Hofes schließlich erhalten hat. Einen ähnlichen Vorgang kann man im Falle seiner publizistischen Tätigkeit beobachten. Schmeizel erregte einen internationalen diplomatischen Skandal mit einer seiner Schriften gegen das Königreich Polen. Die Empörung der polnischen Partei trug bedeutend dazu bei, dass er in europäischen Gelehrtenkreisen dank seines fachkundigen Verhaltens in Berufsfragen gut aufgenommen und bei den allgemeinen Lesern in großem Maße anerkannt wurde. Er baute also mit Hilfe von Krisensituationen eine glorreiche wissenschaftliche Karriere sowohl in Jena (1712–1731) als auch in Halle (1731–1747) auf – damit gab er ein schönes Beispiel dafür, dass die Konflikte zu einem qualitätsmäßig höherem Lebenszustand (wie in der Philosophie oder Dramaturgie die Thesis und Antithesis zu einer Synthese) führen können. Dies stellt keinen selbstverständlichen Vorgang dar, aber kann in manchen Fällen einen guten Ausgang haben. Schmeizel gehörte zu den glücklichen Akteuren der Kulturgeschichte.

„Freund des Vaterlandes, der Wahrheit, der Tugend...“ Lebens- und Schaffensbedingungen des Gelehrtenstandes in Siebenbürgen am Ende des 18. Jahrhunderts

Szabolcs János (Oradea)

1. Prämissen

In der deutschsprachigen Literatur- und Kulturgeschichtsschreibung Siebenbürgens wird dem 18. Jahrhundert eine ziemlich kontroverse Stellung zugeschrieben. Auch wenn im kulturellen Leben Siebenbürgen viel größere Fortschritte gemacht hat, als es die bescheidene sozial-ökonomische Realität hätte vermuten lassen, taucht im Großfürstentum die aufklärerische Gedankenwelt und Kultur erst zu Beginn der 1770er Jahre mit einer bestimmten Phasenverschiebung und mit besonderen, sich aus der politisch-kulturellen Wirklichkeit des Landes resultierenden Akzenten auf.

In seinem 1881 veröffentlichten Werk *Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josefs II. und Leopolds II.* bezeichnet Ferdinand von Ziegler die „Reformperiode“ von 1780–1792 als ein Jahrzehnt, das „uns immer mächtiger anziehen und das höchste Interesse beanspruchen wird“ und daher „eingehender Darstellung wert“¹ sei.

In seinem 1920 erschienenen *Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen* bezeichnet Richard Csaki als eine bedeutende Aufgabe der Literatur- und Kulturgeschichte, das 18. Jahrhundert vom kulturhistorischen Gesichtspunkt aus besonders gründlich zu behandeln, „weil bei allem Mangel an eigenen dichterischen Schöpfungen in dieser Zeit der unmittelbare Anschluß an die europäische Kultur auch in literarischer Hinsicht wieder gewonnen wird.“² Das von ihm apostrophierte, von der Gelegenheitspoesie und von den pietistischen geistlichen Gesängen geprägte „ganze jämmerliche Bild“ der siebenbürgischen Literatur ändert sich gewissermaßen erst gegen Ende des 18. und zu Beginn des 19. Jahrhunderts, als sich eine „etwa regere produktive schöpferische Tätigkeit unter den Sachsen beobachten [lasse], wenn man aller-

1 Ziegler, Ferdinand von: *Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josefs II. und Leopolds II.* Wien: Braumüller, 1881, S. 599.

2 Csaki, Richard: *Vorbericht zu einer Geschichte der deutschen Literatur in Siebenbürgen.* Hermannstadt: W. Krafft, 1920, S. 45.

dings von einem literarischen Leben oder einer literarischen Tradition auch nicht im entferntesten sprechen kann“.³

Eine ebenfalls kritische, wenn auch um vieles weniger ablehnende Stellung nimmt Karl Kurt Klein 1939 in seiner *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland* gegenüber der Dichtung im Zeitalter des Pietismus und der Aufklärung ein, als er feststellt, dass im 18. Jahrhundert das „schönggeistige Schrifttum Jahrzehntelang keinen besonderen Hochstand“ erreicht habe, „obwohl literarische Vorbedingungen in reichem Maße gegeben schienen“.⁴

Einen globalen Überblick über das Schaffen der siebenbürgisch-deutschen Autoren bietet die von Carl Göllner und Heinz Stănescu herausgegebene Anthologie *Aufklärung. Schrifttum der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben*. In der Anthologie werden Texte verschiedener Thematik versammelt: Kürzere und längere Zeitungsartikel über die Lage der Kultur und der Wissenschaften in Siebenbürgen, Festreden, ethnologische, historische und philosophische Abhandlungen, Gedichte, Briefe usw. Die im engen Sinne des Wortes verstandenen literarischen Werke bilden nur einen kleinen Anteil des Textkorpus der ganzen Anthologie, was zur folgenden summierenden Feststellung der Herausgeber führt:

Im Geiste der Aufklärung schwärmten diese und andere Männer für allgemeine Menschenrechte, kritisierten klassenbedingte Schranken feudaler Institutionen und befürworteten Reformen des öffentlichen Lebens (der Schule und des Gesundheitswesens). Weniger befruchtend wirkte die Aufklärung bei den Siebenbürger Sachsen auf die literarische Produktion, wo noch immer Leichen- und Hochzeitscarmina überwogen. Dazu kam Kalender- und oft formvollendete Namenstags- und Stammbuchpoesie. In dieser Dichtung kam der Mann aus dem Volk nicht vor, ihre Heroen waren die Protektoren der Dichter wie Sachsengrafen, Bürgermeister oder gekrönte Häupter. Solche Gelegenheitsgedichte dürfen aber, weil sie zeitlich mit den Schriften der Aufklärung zusammenfallen, nicht als deren Früchte betrachtet werden.⁵

Erst Stefan Sienerth hat in der 1990 veröffentlichten *Geschichte der siebenbürgisch-deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert* versucht, das 18. Jahrhundert aus der Perspektive der kulturhistorisch orientierten Literaturgeschichte, mit Vernachlässigung der tradierten Stereotype über die „Unfruchtbarkeit“ Siebenbürgens auf dem Gebiet der schönggeistigen Literatur zu untersuchen. Diese Haltung Sienerths widerspiegelt sich auch in dem in Zusammenarbeit mit

3 Ebd.

4 Klein, Karl Kurt: *Literaturgeschichte des Deutschtums im Ausland*. Leipzig: Bibliographisches Institut, 1939, S. 117.

5 Göllner, Carl – Stănescu, Heinz (Hg.): *Aufklärung. Schrifttum der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben*. Bukarest: Kriterion Verlag, 1974, S. 23.

Joachim Wittstock herausgegebenen Handbuch zur siebenbürgisch-deutschen Literatur- und Kulturgeschichte:

Wir glauben nun [...], daß man das Vorhandene weit positiver einstufen kann. Die Proben heimischer Schriftstellerei in jener Zeit – vor allem aus der zweiten Jahrhunderthälfte – berechtigen dazu. Ein beifälligeres Urteil leiten wir – außer aus den kulturellen Bedingungen jener Zeit ab, konnte man doch auch damals wohl eher einen Einklang kulturell-künstlerischer Faktoren und literarischer Produktion wahrnehmen und weniger ein Auseinanderklaffen von Kultur und dichterischer Gestaltung.⁶

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die soziokulturellen Bedingungen der Herausbildung eines aufklärerischen Schrifttums in Siebenbürgen und die Tätigkeitsfelder der siebenbürgisch-deutschen Gelehrten zu untersuchen, bzw. die wichtigsten Voraussetzungen der Herausbildung einer wissenschaftlich-kulturellen Öffentlichkeit in Siebenbürgen am Ende des 18. Jahrhunderts darzustellen. Als Ausgangspunkte der Beschäftigung mit den Rahmen des kulturell-literarischen Lebens in Siebenbürgen gelten einerseits die Fragen nach der Herkunft und sozialen Stellung der siebenbürgischen Gelehrten, nach ihren Lebensbedingungen, Karrieremöglichkeiten und Ansehen; andererseits werden auch bestimmte Aspekte des siebenbürgischen Bildungs- und Buchwesens bzw. des Mäzenatentums im 18. Jahrhundert kritisch behandelt.

2. Definitionsansätze der Aufklärung im siebenbürgisch-deutschen Schrifttum

Der kulturgeschichtliche Kontext der Verbreitung des aufklärerischen Gedankengutes in Siebenbürgen ist von dem aufgeklärten Absolutismus Josephs II. geprägt, dessen Regierung dem öffentlich-kulturellen Leben der Monarchie neuen Schwung gegeben hat. Die Reformmaßnahmen des aufgeklärten Absolutismus, die die Modernisierung des Staatssystems und dessen Mechanismus in den Ländern an der Peripherie Europas innerhalb des bestehenden feudalen Systems erzielt haben, spiegeln die allgemeinen Tendenzen der Epoche wider.

In den verschiedenen theoretischen und publizistischen Äußerungen wird die Aufklärung immer im Zusammenhang mit dem aufgeklärten Absolutismus josephinischer Prägung betrachtet, sie wird als ein solcher Prozess verstanden, der alle Gebiete des gesellschaftlichen Lebens beeinflusst. Dementsprechend behauptet die von 1790 bis 1801 in Hermannstadt erschienene und von einem

6 Wittstock, Joachim – Sienerth, Stefan (Hg.): *Die deutsche Literatur Siebenbürgens. Von den Anfängen bis 1848. II. Halbband: Pietismus, Aufklärung und Vormärz*. München: Verlag Südostdeutsches Kulturwerk, 1999, S. 22.

Gelehrtenkreis um den Verleger und Buchdrucker Martin Hochmeister herausgegebene *Siebenbürgische Quartalschrift*, dass das Idealbild des aufgeklärten Herrschers in der Gestalt Josephs II. verkörpert wird. Mit Joseph II. halte der Geist der Aufklärung zum ersten Mal seinen Einzug in das politische Leben: Maria Theresia könne man unmöglich eine wahre menschliche Güte absprechen, aber genauso unmöglich sei es zu behaupten, ihre Auffassungen wären vom aufklärerischen Geiste geprägt worden.⁷ Im Aufsatz *Joseph II. der Wiederhersteller des Vaterlandes* wird der Kaiser als ein Herrscher dargestellt, der seine Macht für das Wohl des Volkes verwendet. Hier zitiert der Verfasser des Textes die Sätze Josephs, mit denen er den Bürgern von Ofen antwortete, als sie ihn um Erlaubnis zur Aufstellung einer Ehrensäule im Jahr 1784 baten:

Wenn die Vorurtheile ausgewurzelt, wenn wahre Vaterlandsliebe und Begriffe für das allgemeine Wohl der Monarchie werden beigebracht seyn;
 Wenn jedermann in einem gleichen Außmaaß das Seinige mit Freuden zu den Bedürfnissen des Staates, dessen Sicherheit und Aufnahme wird beitragen;
 Wenn eine bündigere Justiz, Reichtum durch vermehrte Population und verbesserten Ackerbau, – wenn Aufklärung durch verbesserte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit, und Verbindung der Wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; – wenn Kenntniß des wahren Interesse des Herrn gegen seine Unterthanen und dieser gegen ihren Herrn; — wenn die Industrie, Manufacturen und deren Verschleiß und Limitation aller Produkte in der ganzen Monarchie unter sich — werden eingeführet sein; wie ich es sehr hoffe: alsdenn verdiene ich eine Statue.⁸

Die zitierte Stelle macht besonders interessant, dass Joseph II. zu seinen Lebzeiten äußerst unpopulär war. Nach Emmanuel Berl sei Joseph II. der erste der modernen Diktatoren gewesen⁹, eine Hypothese, die schon in den *Spaziergängen* von Anastasius Grün vorgeprägt ist:

Ein Despot bist du gewesen! Doch ein solcher, wie der Tag,
 Dessen Sonne Nacht und Nebel neben sich nicht dulden mag,
 Der zu dunklen Diebesschlüften die verhaßte Leuchte trägt,
 Und mit goldner Hand ans Fenster langer Schläfer rastlos schlägt.¹⁰

7 Béhar, Pierre: Josef der Große. Versuch einer Einschätzung. In: Kulcsár-Szabó, Ernő – Manherz, Karl – Orosz, Magdolna (Hg.): „das rechte Maß getroffen“. *Festschrift für László Tarnóci zum 70. Geburtstag*. Berlin – Budapest: ELTE – Humboldt Universität zu Berlin, 2004, S. 35–40, hier: S. 35.

8 Anonym: Joseph II. der Wiederhersteller des Vaterlandes. In: *Siebenbürgische Quartalschrift*. Zweites Heft, zweites Quartal. Hermannstadt, 1790, S. 136–137.

9 Berl, Emmanuel: *Histoire de l'Europe, III: La crise révolutionnaire*. Paris: Gallimard, 1983, S. 65.

10 Grün, Anastasius: *Spaziergänge eines Wiener Poeten*. Hamburg: Hoffmann und Campe, 1832, S. 83.

Der Kaiser, der alle Handlungsbereiche des Staates zu reformieren versuchte, schrieb dem Medium Presse eine zentrale Rolle zu: Laut seiner Medienpolitik sollte die Presse zur Propagierung eines säkularen Weltbildes und dadurch zur Heranbildung von guten, gehorsamen und gebildeten Bürgern beitragen. Selbst die Forderung nach einer lokalen Zeitung in der Hauptstadt Siebenbürgens, an dem Sitz des Guberniums wurde von Joseph II. anlässlich seiner Siebenbürgen-Reise im Jahre 1782 geäußert. Aber auch die deutschsprachige Bevölkerung der größeren siebenbürgischen Städte – die schon die Wiener und Pressburger Zeitungen las – vermisste die aktuellen und zuverlässigen Nachrichten aus Siebenbürgen, denn die Berichte mit siebenbürgischem Bezug beruhten nicht immer auf genauen Informationen. Das Unternehmen wurde von Martin Hochmeister in die Hand genommen, der sich in seiner Ankündigung vom 9. November 1783 auf aufklärerische Ideen bezog, bevor er die erste Nummer seiner Siebenbürger Zeitung veröffentlichte:

War je ein Zeitpunkt, in dem eine Siebenbürger Zeitung dem Publikum willkommen seyn musste, so ist es der jetzige, da die außerordentlichen Bewegungen in allen Kabinetern Europens [...]... und tausend andere wichtige Neuerungen jedermann auf die Zukunft aufmerksam machen. Wir sind am Vorabende großer Begebenheiten, an denen der Mann von Gefühl und Einsicht um so lebhaftern Antheil nimmt, dass sie nicht bloß Schlachten und Belagerungen, [...] sondern Dinge, von denen das Wohl der gesammten Menschheit abhängt, betreffen. [...] [D]ann nur wird diese befriedigt [die Neugier des Weisen – J. Sz.], wann er sieht, daß die Fürsten wetteifern, ihre Völker glücklich zu machen; [...] daß sie durch Josephs Beyspiel einsehen lernen, ihre Macht erstrecke sich nicht bis auf die Gewissen; daß sich eine sanftere, menschlichere Denkungsart fast aller Nationen Europens bemächtigt, und daß sich der Zeitpunkt nähert, wo der Mensch den Menschen nicht erst um seinen Katechismus fragen wird, um ihn als Bruder zu lieben.¹¹

Um dieses Ziel verwirklichen zu können, hat Joseph II. die Zensur in der ganzen Monarchie neu geregelt: Den aufklärerischen Ideen entsprechend ging die Zensur mehr und mehr auf weltliche Instanzen über. In Umkehrung der früheren Praxis, wo die staatliche Pressekontrolle gerade das antikatholische Schrifttum fernhalten sollte, wurde nunmehr gegen die geistliche Bevormundungsliteratur und darüber hinaus gegen alle Formen von Aberglauben vorgegangen, um den kritischen Selbstentscheid in religiösen Dingen zu fördern. Das vom pädagogischen Optimismus der Aufklärung durchdrungene Zensurgesetz von 1781 gestattete eine allgemeine Freiheit für alle kritischen Äußerungen, soweit sie nicht

11 „Ankündigung“. Hermannstadt den 9ten November 1783. Martin Hochmeister, priviligierter Buchdrucker und Buchhändler. In: *Siebenbürger Zeitung*. Erster Jahrgang auf das Jahr 1784.

„die Religion, gute Sitten, oder den Staat und Landesfürsten directe auf eine gar anstössige Art behandeln.“¹²

Die sich als Organ der siebenbürgischen Aufklärung definierende *Siebenbürgische Quartalschrift* versucht schon im ersten Jahrgang in einer Vorlesung zur Feier der Installation Seiner Erz. Des Herrn geheimen Staats-Raths Michael von Bruckenthal, zum Grafen der Sächsischen Nation eine klare Definition der Aufklärung zu geben:

Ich glaube, man irrt nicht, wenn man annimmt, daß wahre Aufklärung sich an der fälschlich sogenannten hauptsächlich dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht bloß mit dem äußerlichen Schein von gründlichem Wissen begnügen läßt; daß sie nicht nur nothgedrungen hie und da von der Oberfläche der Wissenschaften etwas abschöpft, um doch dem entehrten Namen der Ignoranz auszuweichen; daß sie nicht mit seichem hohlälchlendem Witze, alles das herabzusetzen sucht, was sie nicht versteht; sondern daß im Gegentheil ein wahrhaft aufgeklärter Mann seine guten Naturgaben durch anhaltenden Fleiß, durch Lust und Liebe zu Geschafften täglich zu vervollkommen trachtet; daß seiner Aufmerksamkeit kein Zweig des menschlichen Wissens gleichgiltig ist, der zur wesentlichen Kultur des Geistes und zum allgemeinen Wohl es menschlichen Geschlechtes etwas beitragen kann; [...] daß gründliche und manchfaltige Einsichten nicht nur den Verstand erleuchten, sondern auch vorzüglich seinen Willen zu allem was gut, edel und vortrefflich ist, erwärmen und in Bewegung setzen.¹³

Die Problematik der Aufklärung und des Josephinismus wurde nicht nur in den Artikeln der Tagespresse und der gelehrten Zeitschriften thematisiert, sondern in fast allen Textsorten des siebenbürgisch-deutschen Schrifttums. So lässt sich die nur bei der Ankündigung gebliebene *Anzeige kritischer Beobachtungen zur Erweiterung dramaturgischer Kenntnisse* als ein im Zeichen der Aufklärung stehendes Presseorgan vermuten, indem sich die Herausgeber dem Theater aus der allgemeinen Perspektive der Aufklärung annähern:

12 § 4 des Zensurgesetzes zit. nach: Sashegyi, Oskar: *Zensur und Geistesfreiheit unter Joseph II. Beitrag zur Kulturgeschichte der habsburgischen Länder*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1958, S. 19. (Studia historica Academiae Scientiarum Hungaricae 16). Der § 3 des Gesetzes ist bezeichnend für den antireaktionären Charakter der Bestimmungen: „Kritiken, wenn es nur keine Schmähschriften sind, sie mögen treffen, wen sie wollen, vom Landesfürsten an bis zum untersten, sollen [...] nicht verboten werden...“ Siehe: Gnau, Hermann: *Die Zensur unter Joseph II.* Straßburg – Leipzig: Josef Singen, 1911, S. 255–268.

13 Filtsch, Johann: Vorlesung zur Feier der Installation Seiner Erz. Des Herrn geheimen Staats-Raths Michael von Bruckenthal, zum Grafen der Sächsischen Nation. Gehalten im Lesecabinet zu Hermannstadt, den 4.Oct. 1790. In: *Siebenbürgische Quartalschrift*. Viertes Quartal, 1790, S. 406–407.

Aufklärung ist immer die Mutter der Einsicht in hellere Gegenden, sie betreffe diese oder jenes wissenschaftliche Fach; sie verscheucht Thorheit, Finsterniß, Mißbrauche und Irrwahn. Alle Staaten und Länder segnen diese Zeiten, wo sie nicht mehr im Nebel der Unwissenheit und Dummheit, von anarchischer Despotie dahingeschleudert, vegetieren müssen. Diese Wahrheit erstreckt sich auch auf den hiesigen Provinzen, und die wohlthätige Sonne der Aufklärung wirft, so viel wir sehen, hier alles belebende und erwärmende Strahlen um sich. Wir bemerken in allen wissenschaftlichen und artistischen Fächern glückliche Fortschritte, und so auch eine günstige Stimmung zur Aufnahme des Schauspiels.¹⁴

Eben diese unbedingt josephinische Haltung kommt aus den Reisebeschreibungen des mehrmals in Siebenbürgen gastierenden Theaterprinzipals, Christoph Ludwig Seipp.¹⁵ Seipps Erwägungen über die Notwendigkeit der Volksaufklärung und der weltlichen Schulen bzw. der einheitlichen (deutschen) Amtssprache, seine enthusiastische Bejahung der ethnisch-religiösen Vielfalt des Landes lassen ihn als einen konsequenten Anhänger des Josephinismus erkennen. Sein Reisebericht *Reisen von Preßburg durch Mähren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbürgen und von da zurück* ist im Jahre 1793 erschienen, also in unmittelbarer zeitlicher Nähe der Französischen Revolution, in einer Zeit radikaler Umwandlungen in Europa:

Der Aufenthalt des Verfassers in Siebenbürgen fällt in einen Zeitpunkt, welcher in Betracht des Landes von nicht geringer Erheblichkeit ist. Es ist der des Krieges, des Todes Kaiser Joseph des Zweyten, der Staatsveränderungen im Lande, und der des nahen Friedens.¹⁶

14 *Anzeige kritischer Beobachtungen zur Erweiterung dramaturgischer Kenntnisse, ein Blättchen zum Vergnügen der Freunde des Schauspiels, während Anwesenheit der Kunzischen Gesellschaft in Hermannstadt.* Gedruckt mit Hochmeisterischen Schriften, 1791, S. 7.

15 Der gebürtige Wormser Seipp hatte ursprünglich in Jena, Gießen und Heidelberg Theologie und Jura studiert, diese Laufbahn allerdings zugunsten der Schauspielkarriere aufgegeben. Er war zu Beginn Mitglied verschiedener erfolgreicher Wandertheater – Abbt, Wahr, später Moll – und zog in dieser Funktion durch Deutschland. Quellen beweisen, dass er ab 1774 in Pressburg auf der Bühne stand. Seipp reiste 1781 von Pressburg nach Temeschwar, übernahm die Bühne in Hermannstadt und verließ Siebenbürgen schließlich wieder, um in seine Wahlheimat Pressburg zurück zu kehren. Diese Erlebnisse dürfte er in der ersten, 1785 erschienenen Reisebeschreibung aufgezeichnet haben. 1786 brach der Schauspieler erneut auf: Die Reise führte Seipp diesmal über Mähren, Schlesien, die Karpaten hinein in die Zips und von hier aus über die Weingegend Tokay, das Máramarosch-Gebirge nach Siebenbürgen – Klausenburg, Torda, Hermannstadt, Temeschwar – nach Ungarn zurück – Szeged, Kecskemét, Pest, Pressburg.

16 Seipp, Christoph: *Reisen von Preßburg durch Mähren, beyde Schlesien und Ungarn nach Siebenbürgen und von da zurück.* In drey Abtheilungen. Frankfurt und Leipzig, 1793, S. 195.

Seinem josephinischen Standpunkt gemäß wird Siebenbürgen vom Autor als ein Land angesehen, welches zur Zeit Josephs II. merkwürdige Fortschritte gemacht habe:

Grade Siebenbürgen ist das Land, auf welches die Türken ihr hauptsächliches Augenmerk gerichtet haben, grade dieser Theil der österreichischen Monarchie ist es, welcher unter Kaiser Josephs Regierung die merklichsten Neuerungen, und nach dessen Hintritt die beträchtlichsten Veränderungen empfunden hat. Grade dieß Land ist es, welches die Frucht des Friedens am dankbarsten zu verehren Ursache hat.¹⁷

Die religiöse Toleranz und die ethnisch-kulturelle Vielfalt werden von Seipp in dem unter dem Autorennamen Johann Lehmann erschienenen Reisebericht als einzigartige Leistung des Großfürstentums Siebenbürgen und als natürliche Folge der von Joseph II. vertretenen aufgeklärten Politik erklärt:

Es ist in Europa kein Land, welches so vielerley Religionsarten nährt, als das kleine Land Siebenbürgen, und kein Land, in welchem sich wenige Gattungen so gut vertragen, als da die unglaublich vielen. [...] Diese Freyheit ists vielleicht einzig und allein, was dies kleine, von allem Handel und Erwerb beynahe abgeschnittene Land hält und trägt, so daß es im Stande ist, des Jahrs anderthalb Millionen zu kontribuieren.¹⁸

Während aber heimkehrende sächsische Studenten, in Siebenbürgen ansässige Literaten oder Besucher, die im Fürstentum kürzere oder längere Zeit verbracht haben, der großen europäischen Kulturströmung der Aufklärung in Siebenbürgen Bahn brachen, opponierte 1766 der Bischof der katholischen Kirche in Siebenbürgen, Freiherr Joseph Bajtay, gegen die Errichtung einer evangelischen Hochschule mit folgenden Argumenten:

Ich sehe den sogenannten Freigeist oder Esprit sich festigen, der durch diese neue Lehre eingeführt, sodann durch die Unterweisung der Jugend sowohl als durch die willkürliche Auflage der Bücher ausgebreitet und mit der Zeit sogar zum Nachtheile der oberherrschaftlichen oder der monarchistischen Regierung festgestellt wird.¹⁹

Eine ähnlich polemisierende Haltung gegen die Verbreitung der Aufklärung in Siebenbürgen vertrat der Superintendent der evangelischen Kirche, Andreas Funk, der – gleich wie der Berliner Pfarrer Johann Friedrich Zöllner 1783 in der Dezemberausgabe der *Berlinischen Monatsschrift* – den immer wiederkehrenden Vorwurf formuliert, dass es noch keine eindeutige Definition der aufklärerischen Bewegung gibt, und die ganze Tendenz als Modeerscheinung apostrophiert:

17 Ebd.

18 Lehmann, Johann: *Reise von Preßburg nach Hermannstadt in Siebenbürgen*. Dünkelspiel u. Leipzig, 1785, S. 55.

19 Zit. nach Teutsch, Friedrich: *Die siebenbürgisch-sächsischen Schulordnungen*. Bd. 1. 1543–1778 (Monumenta Germaniae Paedagogica, 6). Berlin: Hofmann, 1888, S. 309.

Überhaupt scheint mir, daß das Subjekt Aufklärung an sich selbst ein Steckenfeld der neumodische süßen Herrchen ist, denn so verschieden die Begriffe der Aufklärung auch sind, so versteht doch jedermann so viel darunter, daß eine allgemeine Aufklärung weder tunlich noch gut sei, sondern schädlich, weil niemand ihre Grenzen bestimmen kann.“²⁰

3. Tätigkeitsbedingungen und -orte der siebenbürgisch-deutschen Gelehrten

Mit der Herausbildung einer bürgerlichen Öffentlichkeit im 18. Jahrhundert, etablieren sich die Logen, geselligen Vereine, (literarischen) Salons, Kaffeehäuser, Lesegesellschaften, öffentliche Bibliotheken, Theater und nicht zuletzt die Zeitschriften als neue Orte und Medien bzw. als Treffpunkte des sich herausbildenden Bildungsbürgertums. Für Siebenbürgen heißt es, dass sich um den Baron Samuel von Brukenthal und den Verleger und Buchdrucker Martin Hochmeister ein Kreis von freimaurerisch tätigen Gelehrten herausbildete, zu dessen Mitgliedern u.a. Johann Filtsch, ein Erzieher und evangelischer Geistliche, der Abbé Joseph Karl Eder, Direktor der Hermannstädter Normalschule, der Lehrer und späterer Rektor des Hermannstädter Gymnasiums Johann Binder, der Hammersdorfer Pfarrer und nachmaliger Superintendent Jakob Aurelius Müller und sein Nachfolger im Bischofsamt Daniel Georg Neugeboren gehörten, die auch Mitarbeiter der von Hochmeister herausgegebenen *Siebenbürgischen Quartalschrift* waren.²¹

Von wesentlicher Bedeutung für Hermannstadt und Siebenbürgen war die zwischen 1767–1790 tätige Loge templerischen Systems *St. Andreas zu den drei Seeblättern im Orient zu Hermannstadt*, die vor allem in den Bereichen der Philanthropie, der Verbreitung von Kultur und Bildung wirkte.²² Die Loge hatte eine gemischt konfessionelle Mitgliedschaft und setzte sich überwiegend aus Staatsbediensteten in Verwaltung und Heer zusammen. Die Hermannstädter Loge des 18. Jahrhunderts ist somit eine der wenigen Vereinigungen Siebenbürgens, die zahlreiche ethnische, ständische und konfessionelle Schranken überwand: Sie setzte sich neben einigen Vertretern anderer Nationalitäten Siebenbürgens zu etwa gleichen Teilen aus Deutschen und Ungarn zusammen, unter den Mitgliedern waren der Gouverneur Siebenbürgens Georg Graf Bánffy, der

20 *Konzepte bischöflicher Schreiben 1712–1791*. Zit. nach: Göllner–Stănescu [Anm. 5], S. 11.

21 Siehe: Wittstock–Sienerth [Anm. 6], S. 44.

22 Ebd., S. 28.

die achtziger Jahre über der Loge vorstand, sowie der spätere Superintendent der evangelischen Kirche Siebenbürgens, Johann Aurelius Müller.²³

In einem lockeren Zusammenhang zur Loge *St. Andreas zu den drei Seeblättern im Orient zu Hermannstadt* gründete 1784 Johann Filtsch eine Lesegesellschaft in Hermannstadt, deren Mitglieder sich im Hause Hochmeisters versammelten. Im Lesekabinett Brukenthals diskutierte der Gubernator mit seinem engeren wissenschaftlichen Kreis – bestehend u.a. aus Joseph Karl Eder, Martin Felmer, Johann Filtsch, Joseph Raditschnig von Lerchenfeld und Daniel Georg Neugeboren – die Werke deutscher und französischer Aufklärer, darunter die von Voltaire, Leibniz, Herder und Mendelssohn.²⁴ In diesem Kreis entwickelte Filtsch seinen Plan einer „sächsischen Sozietät der Wissenschaften“ in Hermannstadt, die – als eine Akademie mit einer naturwissenschaftlichen, historischen und literarischen Klasse – dazu bestimmt war, das Vaterland aufzuklären und kultivieren.²⁵

Trotz dieser an sich positiven Entwicklungen werden die Bedingungen des literarisch-kulturellen Lebens in Siebenbürgen als stiefmütterlich beschrieben. In der *Siebenbürgischen Quartalschrift* thematisiert Daniel Georg Neugeboren in seinem *Ueber die Lage und die Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen* betitelten Beitrag die verschiedensten sozialen, kulturellen, konfessionellen und geschichtlich-politischen Faktoren, die dazu geführt haben, dass auf dem Gebiet der Literatur und Wissenschaft nur „der Siebenbürger Boden allein so unfruchtbar sei“:

Die sonderbare Mischung der verschiedenen Nationen und Religionen, welche die Einwohner Siebenbürgens, zwar nicht trennet, aber doch in mehr als einer Rücksicht unterscheidet; seine physische Lage, die Geschichte seiner Staatsveränderungen; dieses alles zusammengenommen, muß dem Beobachter manche Erscheinung erklären, die von dem, was in andern Ländern erwiesen wahr ist, unendlich abweicht. [...] Das Publikum ist so getheilt, daß da einmal die Materie, das anderemal die Sprache jeden Vereinigungspunkt unmöglich macht, und es schlechterdings niemals als ein Publikum wirkt. [...] Auch sind wir von der ausschweifenden Lesewuth, die besonders in einigen Gegenden Deutschlands, zum großen Nachtheil des thätigen Lebens, alle Stände ergriffen hat, und wovor der Himmel unserer Landesleute gesunde Vernunft auch auf ewig bewahren wolle! Noch nicht angesteckt.²⁶

23 Ausführlicher zur Tätigkeit der Loge siehe: Şindilariu, Thomas: *Freimaurer in Siebenbürgen 1749–1790: Die Loge „St. Andreas zu den drei Seeblättern“ in Hermannstadt (1767–1790). Ihre Rolle in Gesellschaft, Kultur und Politik Siebenbürgens*. Gundelsheim, Württ: Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde, 2011.

24 Wittstock–Sienerth [Anm. 6], S. 16.

25 Ebd., S. 17.

26 Neugeboren, Daniel Georg: *Ueber die Lage und Hindernisse der Schriftstellerei in Siebenbürgen*. In: *Siebenbürgische Quartalschrift*. Erstes Quartal, 1790, S. 6 u. 16.

Diese Ausführung ist deshalb noch interessanter, weil in den von ausländischen Reisenden verfassten Reiseberichten die Vielfalt der Nationen, Sprachen und Religionen zum wichtigsten Kennzeichen Siebenbürgens avanciert wird, wie etwa in der Reisebeschreibung des Grafen Hoffmannsegg:

Unter den hiesigen geistlichen Herren ist ein einziger, der ein hübsches Haus macht, der Domherr Koller, ein gescheuter und gelehrter Mann.... Er spricht sieben Sprachen vollkommen gut, die von einander sehr abweichen, nämlich: Ungarisch, Deutsch, Lateinisch, Französisch, Italienisch, Schlawakisch und Raezisch. Alle diese Sprachen sind hier gebräuchlich, und oft hört man drei oder vier davon an einer Tafel auf einmal sprechen. Fast jeder Dorfpfarrer kann drei oder vier davon, nämlich Ungarisch, Deutsch, Lateinisch und Raezisch.²⁷

Das 18. Jahrhundert markiert in der europäischen Literatur- und Kulturgeschichte die verschiedenen Stationen der Entstehung des Typus des freien Schriftstellers, dessen erste Vertreter in den Gestalten von Klopstock, Wieland und Lessing verkörpert sind, auch wenn keiner nur von seinen Einkünften als Schriftsteller leben konnte. Den siebenbürgischen Dichtern wurden aber beide Existenzformen versagt: Die Ursache ist der Mangel an Fürstenhöfen, an einem für die Kunst interessierten wohlhabenden Bürgertum, an „gelehrten Gesellschaften“ und Universitäten bzw. an solchen neuen Publikationsformen, die in Deutschland durch die Erscheinung von Moralischen Wochenschriften, Musenalmanachen, bzw. Rezensions- und Literaturzeitschriften gesichert wurden. Dieser Aspekt wird im Neugeborens Aufsatz gründlich ausgeführt:

Wer soll schreiben? Wenn die Gelehrten einen besondern Stand ausmachten; das heißt, wenn die Einrichtung und die Bedürfnisse des Staates zu der ausschließlichen Beschäftigung mit Gelehrsamkeit durch sichere Vortheile einluden und ermunterten; so müsste es nothwendig die Pflicht dieses Standes sein: denn Gelehrsamkeit und Wissenschaft sind unstreitig die ersten Erfordernisse eines Schriftstellers. Aber wie die Sachen beinahe in ganz Europa liegen, hängt es von der äußern Lage des Gelehrten, der in unsern Staaten nur entweder als Diener der Kirche oder des Staats, oder als Privatmann existieren kann, ab, ob ihm Muße und Muth übrig bleibt, auch als Schriftsteller auf seine Nation, und auf sein Zeitalter zu wirken.²⁸

Die Emanzipation eines freien Schriftstellerstandes und die Herausbildung eines Lesepublikums sind von dem Entstehen eines funktionierenden Buchmarktes abhängig, was auch die sehr mangelhafte heimische Buchdruckstätigkeit in den Vordergrund rückt, auch wenn im 18. Jahrhundert über eine Neustrukturierung des literarischen Marktes zu sprechen ist: Die Zahl der Druckereien nahm in

27 Hoffmannsegg, Johannes Centurius von: *Reise des Grafen Hoffmannsegg in einige Gegenden von Ungarn bis an die türkische Gränze. Ein Auszug aus einer Sammlung von Original-Briefen*. Görlitz: C. G. Anton, 1800, S. 90.

28 Neugeborens [Anm. 26], S. 4–5.

Ungarn und Siebenbürgen von 17 (um 1760) auf 51 (um 1790) zu, die Drucker und Verleger verkörperten nicht mehr den Typus des (geistlichen) Literaten des 17. Jahrhunderts, sie waren in immer größerem Maße technisch gut gebildete Fachleute bürgerlicher Herkunft, wie z. B. Johann Landerer (Pest), Franz August Patzko (Pest), Josef Kurzböck (Wien), Peter Simon Weber (Preßburg), Joseph Streibig (Raab), Martin Hochmeister (Hermannstadt, Klausenburg).²⁹ Damit parallel nahm auch die absolute Zahl der Publikationen zu: Laut den Forschungen wurden in der Periode zwischen 1712–1790 insgesamt 15103 Bücher herausgegeben, wobei die Statistiken der einzelnen Jahrzehnte wichtige Tendenzen widerspiegeln: Während zwischen 1712–1720 nur 459 Publikationen erschienen, wurden zwischen 1780–1790 schon 3663 Bücher gedruckt. Mit der Zunahme der Quantität der herausgegebenen Bücher änderte sich auch die sprachliche Verteilung der Veröffentlichungen: Die Zahl der lateinsprachigen Veröffentlichungen sank im josephinischen Jahrzehnt von 49,9% auf 36,8%, zur gleichen Zeit aber stieg die Zahl der ungarischen und deutschen Bücher von 27,4% auf 33,8% bzw. von 16,6% auf 23,3%.³⁰

Die Siebenbürgische Quartalschrift veröffentlicht die anonym erschienenen *Gedanken über den jetzigen Zustand der Gelehrsamkeit in der Sächsischen Nation in Siebenbürgen, sammt einigen Vorschlägen zur Verbesserung* (1795), worin alle Bedingungen eines lebendigen und blühenden wissenschaftlichen und literarischen Lebens inventarisiert: Zur Förderung des wissenschaftlichen Lebens sind gute Schulen mit kompetenten Fachleuten besetzten Lehrstühlen unentbehrlich, aber in Siebenbürgen sind sie noch nicht verwirklicht; zur Zeit der Entstehung der öffentlichen Bibliotheken sind in Siebenbürgen die mit modernen Fachbüchern ausgestatteten Büchersammlungen auch Raritäten, so dass „ausser in einigen Bibliotheken der Magnaten und Privatgelehrten gute Bücher sehr schwer bekommt“³¹.

Der anonyme Verfasser der *Gedanken* vermisst neben guten Schulen, Buchdruck und Buchhandel auch eine „sächsische Sozietät der Wissenschaften“, sowie die anderen unentbehrlichen Anstalten zur Beförderung der Gelehrsamkeit, „welche mit vereinigten Kräften arbeiteten und sich gegenseitig unterstützten“.³² Zur gleichen Zeit wird aber auch die mangelhafte Bildung des Publikums bzw.

29 Kosáry, Domokos: *Művelődés a XVIII. századi Magyarországon*. Budapest: Akadémiai Kiadó, 1983, S. 529.

30 Ebd., S. 529.

31 Anonym: *Gedanken über den jetzigen Zustand der Gelehrsamkeit in der Sächsischen Nation in Siebenbürgen, sammt einigen Vorschlägen zur Verbesserung Gedanken*. In: *Siebenbürgische Quartalschrift*, 1795, S. 259.

32 Ebd., S. 250.

sein fehlendes Interesse für wertvolle Schriften getadelt, was dazu führt, „daß sie eher den Motten als vernünftigen Lesern bekannt werden dürften“.³³

Als positive Gegenbeispiele werden die Bemühungen der beiden Hochmeister (Vater und Sohn) erwähnt, die den siebenbürgischen Gelehrten die fehlende Öffentlichkeit zu sichern versuchten; Anerkennung gewinnen die „großmüthigen Verwendungen“ des siebenbürgischen Bischofs Ignaz von Batthyány, der durch sein Mäzenatentum für die Wissenschaft, durch die Gründung einer kleinen Gelehrtenakademie und Stiftung einer bedeutenden Bibliothek (des so genannten *Batthyaneums*) zur Entwicklung der heimischen Gelehrsamkeit wesentlich beigetragen hat.

4. Zusammenfassung

Das 18. Jahrhundert war im Großfürstentum Siebenbürgen ein Zeitalter tiefgreifender gesellschaftlichen Umwälzungen, bzw. der Herausbildung und Konsolidierung der Institutionen der bürgerlichen Öffentlichkeit: Zeitschriften, Theater, Verlage, Leihbibliotheken, Lesegesellschaften usw. wurden um einen engen Kreis freimaurerisch tätigen Gelehrten in Hermannstadt gegründet. Trotz dieser positiven Entwicklungen konfrontierten sich die Anhänger der Aufklärung in Siebenbürgen mit grundsätzlichen Problemen: der Mangel an Universitäten und wissenschaftlichen Einrichtungen, bzw. die daraus resultierenden prekären Lebens- und Arbeitsbedingungen der siebenbürgischen Gelehrten, die (ansonsten positiv angesehene) ethnische Vielfalt und Zergliederung des potentiellen Publikums, die für die Herausbildung eines selbständigen Gelehrten- und Schriftstellerstandes ungünstigen gesellschaftlich-ökonomischen Zustände des Großfürstentums Siebenbürgen prägen den Kontext der öffentlichen Diskussionen über die Möglichkeiten der Verbreitung und gesellschaftlichen Verankerung der aufklärerischen Ideen, bzw. über die Perspektiven der tiefgreifenden gesellschaftlich-kulturellen Neuerungen des josephinischen Zeitalters.

33 Ebd., S. 261.

Krise der Wahrnehmung im deutschen Geheimbundroman

Henriett Lindner (Piliscsaba)

Wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort.¹

Der neuzeitliche technische Fortschritt und der zunehmende Anspruch auf empirische Erfassbarkeit bringen die Entwicklung von optischen Geräten mit, die eine genauere, objektiver darstellbare Erkenntnis der Natur ermöglichen. Vermutlich Zacharias Jansen erfindet 1590 das Mikroskop, das in der wissenschaftlichen Erkenntnis der tierischen und pflanzlichen Organismen eine wesentliche Rolle spielte: Zellen, Blutzellen, Bakterien, pflanzliche und tierische Gewebe zeigen ihre Natur, wenn der Mensch sein Wahrnehmungsorgan mit Linsen schärft und stärkt.² Galilei fertigt sein für die Beobachtung der Gestirne vorgesehenes Fernrohr im Jahre 1609 an, die Anfertigung des optischen Geräts ermöglicht ihm die Beobachtung der Sonnenflecken, die Beschreibung des Mondes, die Differenzierung zwischen Sterne und Planeten, und schließlich die genauere Erkenntnis der Milchstrasse. Dies bedeutete für das 17. Jahrhundert nicht nur die Revolutionierung des Weltbildes, nämlich die Durchsetzung der Kopernikanischen Thesen, sondern auch die Revolutionierung des Begriffs der wissenschaftlichen Beobachtung. Empirisches Erfassen heißt von nun an nicht mehr lediglich das Erkennen des Sichtbaren und Nachweisbaren mit bloßem Auge, sondern eine durch den mit einem optischen Gerät geschärften menschlichen Blick erfassbare Erkenntnis. Fernrohr und Mikroskop stellen eine „Bewaffnung“ des Auges zur Erlangung empirischer Erkenntnisse dar, die epistemologische Sicherheit wird jedoch immer wieder in Frage gestellt, ganz nach den wohlbekannten Worten des heiligen Paulus über den Spiegel, das wohl älteste optische Gerät des europäischen Kulturkreises. Optische Geräte werden nach wie vor durch epistemologische Skepsis und abergläubische Angst umgeben, die in Mythologie, Folklore und Literatur vorprogrammiert sind.

Zweihundert Jahre nach der Erfindung des Fernrohrs und des Mikroskops treffen wir diese Geräte in allerlei Kombinationen mit Licht, Linsen und Spiegeln, wie zum Beispiel die *Laterna magica* oder die *Camera Obscura* nicht

1 1. Korinther 13.12

2 Vgl. Simonyi, Károly: *A fizika kultúrtörténete*. 2. Auflage. Budapest, Gondolat, 1981, S. 164 und 201.

mehr lediglich in der Wissenschaft wieder. In den in aristokratischen und bürgerlichen Kreisen verbreiteten physikalischen Kabinetts waren chemische und physikalische Experimente mit Elektrizität, Magnetismus und Optik vorgeführt, wobei der Experimentierkult weniger durch Wissensdrang als durch Sensationslust motiviert war. Welche populärkulturelle Bedeutung physikalische Versuche und Tricks, darunter auch optische Geräte in der zeitgenössischen Unterhaltungskultur tragen, erläutert uns ein kurzer Einblick in die Bände von *Wiegles Magie*,³ oder andere Bücher über die sogenannte „natürliche Magie“, d.h. über Taschenkünste und Scharlatanerie, wie zum Beispiel Funks *Natürliche Magie*⁴ und das *Gantz natürliche Zauberlexikon*⁵ Diese stellen mutmaßlich auch Quellen für unsere Beispieltexte von Schiller und E.T.A. Hoffman dar.⁶ Im vorliegenden Beitrag gilt es, das Genre Geheimbundroman in diesen kulturhistorischen Kontext zu stellen und vor dem Hintergrund der immer stärker werdenden Empirismuskritik der Literatur der Goethezeit zu betrachten. Unserer These nach ist einerseits eine deutliche Wirkung der Magiebücher zu beobachten, andererseits soll dem Phänomen nachgegangen werden, welche Rolle die zeitgenössische Unterhaltungskultur der Schaubudenscharlatanerie, so wie sie schriftlich überliefert wurden, für die Entstehung, Rezeption und Popularität der Geheimbundromane erkennbar ist: Es soll an Textbeispielen von Schiller und E.T.A. Hoffmann exemplarisch erprobt werden, wie die zeitgenössische Auffassung der natürlichen Magie, d.h. der Anwendung von physikalischem, u.a. optischen Tricks zur Belustigung und Verblüffung des ungebildeten Publikums, sich für das Genre Geheimbundroman als konstitutiv erweist.

„Die Magie [...] hat zu allen Zeiten das Schicksal gehabt, vom Pöbel geglaubt, von Betrügnern gebraucht, und von den Weisen verachtet zu werden.“⁷ So könnte das Motte der beiden Herausgeber Wiegleb und Nicolai lauten, die sich selbst natürlich – der aufklärerischen Bildungsmaxime verpflichtet – auf der Sei-

3 Wiegleb, Johann Christian: *Natürliche Magie, aus allerhand belustigenden und nützlichen Kunststücken bestehend, zusammengetragen von Johann Christian Wiegleb*. 8 Bde. Berlin und Stettin: Friedrich Nicolai, 1782–1803.

4 Funk, Christian Benedict: *Natürliche Magie oder Erklärung verschiedener Wahrsager und natürlicher Zauberkünste von Christian Benedict Funk, Prof. der Naturlehre in Leipzig*. Berlin und Stettin: Friedrich Nicolai, 1783

5 Wiegleb, Johann Christian: *Onomatologia culiosa artificiosa et magica, oder Natürliches Zauberlexikon, in welchem vieles Natürliche und Angenehme aus der Naturgeschichte, Naturlehre und natürlichen Magie nach alphabetischer Ordnung vorgetragen worden*. Prag und Wien: von Schönefeld, 1784.

6 Vgl. u.a.: Koopmann, Helmut (Hg.): *Schiller-Handbuch*. Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1998, S. 474ff. und Feldges, Brigitte – Stadler, Ulrich: *E. T. A. Hoffmann. Epoche – Werk – Wirkung*. München: Beck, 1986, S. 13.

7 Wiegleb [Anm. 3], Bd. 1. S. 3.

te der ‚Weisen‘ positionieren. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts scheint die Zeit der skandalösen Persönlichkeiten und der Geheimgesellschaften zu sein, das Auftreten von berühmt-berüchtigten Persönlichkeiten wie Cagliostro und Mesmer oder Gerüchte von geheimen Gesellschaften schärfen das literarische Interesse für Magie und Scharlatanerie. Schillers Geheimbundroman *Der Geisterseher* und mehrere Geheimbundgeschichten E.T.A. Hoffmanns markieren unter anderem das zeitgenössische Interesse für Paraphänomene, das neben psychologische Manipulation auch die technische Seite der physikalischen Tricks erkundet. Am Ende des 18. Jahrhunderts also spricht und schreibt man über Scharlatane, Straßen- und Kleinkünstler, Freimaurer und Rosenkreuzern, Geheimgesellschaften, Illuminaten sowie Teufels- und Todesbeschwörungen, über Zauberei und Betrugerei, und dies ist das Thema, dem sich Schillers Roman und Hoffmanns Texte thematisch anschließen: gekleidet in die Form des Geheimbund- und Schauerromans.⁸

Der Geheimbundroman ist durch charakteristische Topoi gekennzeichnet, eine äußerst populäre Gattung der Jahrhundertwende, mit vielen Vertretern, die jedoch größtenteils in Vergessenheit geraten und Texten, die zum Teil verschollen sind. Zu charakteristischen Motiven des Genres gehören das Mordmotiv, das Maskenmotiv, die unschuldige Frau oder das Erlöschen einer Familie und die Geschichte spielt meistens in einem religiösen Milieu. Zu motivischen Umrissen der Geschichte kommt, dass sie traditionell perspektivisch, hyperbolisch, polyphon und häufig in Briefform erzählt wird. Die eingeeengte Perspektive führt, wie eine literarisch gestaltete Zauberei, zur Trübung des Blicks, die somit zum narrativen Prinzip der Kriminal- und Schauerliteratur der Zeit geworden ist.⁹ Was für eine Rolle in diesem Motivarsenal Motive der Optik spielen, soll nun an einigen Textausschnitten zur Debatte stehen. Für Hoffmann-Leser und -Forscher erscheint eindeutig, welche Rolle in Hoffmanns Texten dem Interesse für Paraphänomene, wie Magnetismus, Geisterseherei, Somnambulismus oder Magie beigemessen werden kann, die meisten Schiller-Forscher tun sich dagegen schwer, den Versuch des Klassikers in der Unterhaltungsliteratur zu erklären. Die Bearbeitung dieses populären Themas durch Schiller brachte die traditionelle Literaturkritik offenbar in Verlegenheit: Dies äußerte sich einerseits in der Suche nach Spuren von Schillers klassischer Ästhetik- und Moralvorstellung, andererseits indem die Vorwegnahme romantischer Tendenzen und moderner

8 Vgl. Safranski, Rüdiger: *Friedrich Schiller oder die Erfindung des Idealismus*. München–Wien: Carl Hanser Verlag, 2004, S. 241.

9 Simonis, Annette: *Grenzüberschreitungen der phantastischen Literatur. Einführung in die Theorie und Geschichte eines narrativen Genres*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2005, S. 96 f.

Polyphonie in der Textgestaltung betont wird.¹⁰ Als noch nicht geklärt erweisen sich auch widersprüchliche Entstehungsumstände des Textes: Schiller bezeichnete nämlich seinen Text zum einen als Schmiererei, zum anderen kehrte er aber an die Arbeit am Geisterseher immer wieder zurück. Der lange Entstehungsprozess und das Fragmentarische am Text erweisen sich als Indizien einer anhaltenden Auseinandersetzung, deren genaue Bedeutung vorerst schwierig gewichtet und interpretiert werden kann.¹¹

Schillers Romanfragment *Der Geisterseher* beginnt mit der suggestiven, dramatischen Erzählung einer Seance, es wird eine von einem „Sizilianer“ angelegte und inszenierte Geisterbeschwörung detailgetreu erzählt.¹² Zuerst werden Utensilien der magischen Operation aufgezählt: Von einem mit Kohle gezeichneten Kreis, über die chaldäische Bibel, einen Totenkopf, ein silbernes Kreuz, einen schwarz-rot bekleideten, mit dem ‚Rauch von Olibanum verfinsterten‘ Saal, wovon ‚das Licht beinahe erstickte‘ und über Kreuz geschlagene Degen bis zur Entkleidung des Publikums reicht die Vielfalt der ungewöhnlichen Maßnahmen, mit denen der schaudervolle Effekt des erscheinenden Geistes nun gesichert werden soll. Die Geistererscheinung wird in der Nacht inszeniert und ein von Menschenhaaren geflochtenes Amulett, geheime Schriften und Symbole sorgen für die geheimnisvolle Atmosphäre, ein plötzlicher Donnerschlag versetzt das Publikum in den wünschenswerten Angstzustand. Schiller schildert hier eine zeitgenössische Seance bis ins kleinste Detail authentisch, hierzu soll eine Darstellung aus Wieglebs *Magie* die Stimmung einer zu Schillers Zeit üblichen Seance heraufbeschwören:

Wiegleb betont zunächst, wie die äußeren Umstände, Zeit und Ort einer – bei ihm immer nur sogenannten – Geisterbeschwörung aussehen, und welche Funktion sie bei der Erregung des Publikums haben.

Betrachtet man die Anstalten, welche die angeblichen Magi bey ihren Geistesbeschwörungen machen, so findet man durchgängig die Spuren der Betrügerey. Sie erwählen darzu allezeit die Nacht, diese fruchtbare Mutter der Einbildungen und Träume. [...] Sie lassen ihre Geister bey angezündeten Lichtern erscheinen, weil man bey dem Schein der Lichter oder Lampen die geheimen Triebfedern der Maschinen, deren man sich bedient, unter dem nothwendig entstehenden Schatten besser verstecken kann. Die angeblichen Magi machen vorher solche Zurüstungen, wodurch die Zuschauer in Furcht und Schrecken gesetzt, und daher unfähig werden den Betrug zu merken. Das Zimmer wird schwarz beschlagen, es liegen Totenköpfe und Knochen auf dem Tisch, man bittet den Zuschauer, ja nicht zu sprechen und sich bey Lebensstrafe nicht zu rühren, weil sonst der Teufel ihnen allen die Hälse

10 Vgl.: Ebd, S. 91ff. und Koopman [Anm. 6], S. 706.

11 Vgl.: Simonis [Anm. 9], S. 95f. und Koopman [Anm. 6], S. 705 f.

12 Schiller, Friedrich: *Sämtliche Werke*. Bd. 5. München: Hanser, 1984, S. 62.

brechen würde. Es entsteht vorher ein Gepolter, und nun ist der Zuschauer mehr tot als lebendig, seine Einbildungskraft ist nun äußerst erregt, und geschickt jede Eindrücke anzunehmen, welche der Zauberer ihr geben will.¹³

In Schillers Text erscheint der Geist erwartungsgemäß, wobei der Leser bereits die Täuschung ahnen kann. Der Scharlatan wird im Anschluss auf die wirklich gut vorbereitete Geistererscheinung von einer geheimnisvollen Figur, dem Armenier demaskiert, wodurch die Geistererscheinung schließlich auch als eine optische Manipulation entpuppt:

Man entdeckt nämlich hinter der aufgebrachten Kulisse der Geisterbeschwörung einen „Fensterladen, der dem Kamine gerade gegenüber stand, [...] durchbrochen und mit einem Schieber versehen [war], um [...] eine magische Laterne in seine Öffnung einzupassen, aus welcher die verlangte Gestalt auf die Wand über dem Kamin geworfen war.“¹⁴

Die Geistererscheinung erweist sich also als eine Projektion durch das optische Gerät *Laterna Magica*. Die Zauberlaterne beleuchtet durch eine Lichtquelle ein kleines Bild und projiziert auf eine Wandoberfläche. Das Bild ist der damaligen technischen Präzision entsprechend natürlich verschwommen, und im Text wird erzählt, wie der Sizilianer die Bewegung der Scheingestalt mit Rauch noch weiter simuliert. Mit Hilfe dieses Gerätes lässt also der Scharlatan, der Sizilianer, den beschworenen Geist erscheinen. Dem Publikum gruselt es, der Geist erschreckt alle, bis auf den nüchtern bleibenden Prinzen, der sich durch seine Bildung und aufgeklärte Einstellung weit über dem üblichen Publikum der Schaubudenwunder positioniert. Demaskiert wird die Scharlatanerie des Sizilianers von einer weiteren, diesmal wirklich unheimlichen und geheimnisvollen Magierfigur, dem Armenier. Er enthüllt den Trick des Sizilianers, und inszeniert eine zweite, diesmal glaubhafter wirkende Geistesbeschwörung, die das Publikum noch mehr in gruselige Angst versetzt. Dieser Armenier ist der zentrale Bezugspunkt des Geheimbundwesens, in seinen Händen scheinen nun die geheimnisvollen Fäden der Verwicklungsgeschichte zusammengeführt zu werden. Das Sujet des Romans setzt sich im Folgenden zwar weniger theatralisch fort, als ob Schiller nach dieser effektiv gestalteten Szene die Fäden nicht mehr so intensiv hätte spinnen können, aber es wird detailliert beschrieben, ganz wie in einer Fallgeschichte,¹⁵ wie der Prinz allmählich in die große Gesellschaft aufgenommen wird, bis schließlich „seine Existenz [...] ein fortdauernder Zustand von

13 Wiegleb [Anm. 3], Bd. 1, S. 31f.

14 Schiller [Anm. 12], S. 66.

15 Wie in der Grammont-Schrift stellt auch hier der Arzt Schiller eine anthropologisch-psychologisch fundierte Diagnose des Persönlichkeitsverfalls. Vgl. ebd., S. 268.

Trunkenheit, von schwebendem Taumel“ wird.¹⁶ Gemäß der Gattungscharakteristika des Geheimbundromans können jedoch weder die Verschwörung, noch die Zauberkraft des unheimlichen Armeniers aufgeschlüsselt werden, seine geheimnisvolle Erscheinung, seine Motivation und seine geheimen Künste bleiben dem Leser bis zum Schluss verborgen. Die Erzählung der Seance und die darauf folgenden kontroversen Diskussionen bestärken die Unschlüssigkeit des Lesers darüber, ob der zweite Geist nicht ebenfalls ein Taschenspieltrick sei.¹⁷ Schiller lässt seinen Erzähler und den Prinzen den Zusammenhang zwischen den zwei Magiern und seinen Künsten diskutieren: Dem Prinzen erscheint nämlich zunächst auch die theatralische Demaskierung des Sizilianers durch den Armenier als verdächtig: „Setzen Sie, er [der Armenier; HL] habe sich des gröbern Gaukelspiels bedient, um dem feinern eine Folie unterzulegen [...].“¹⁸ In diesem Satz wird die Funktionsweise der Laterna Magica herbeizitiert: Die zwei Magierfiguren und ihre ‚Künste‘ kontrastieren einander, die ‚kleine‘ Taschenkunst bereitet die ‚große‘ Zauberkunst vor, sie bietet Analogien für die Enträtselung des Geheimnisses. Was sich hier als optischer Trick offenbart, ist im Handlungsverlauf des Textes ebenfalls zu erkennen: Die Zauberei des Sizilianers dient als Vorlage und Modell für den größeren, unsichtbaren und nicht aufschlüsselbaren Zauber, der die Geheimbundgeschichte gattungsbedingt vorantreibt. Die Doppelung der Zaubereffekte, bei der die Durchschaubarkeit des einen Tricks als Folie, Orakel oder Analogie neben dem ‚großen‘, ‚richtigen‘ Zaubereffekt erscheint, kann als Modell für die erzählerische Strategie des Romans gedeutet werden: Auch der Leser wird in seiner Wahrnehmung gestört, und der Romantext wird somit zu einer regelrechten literarischen Laterna Magica, durch die die Bilder und Geschichtsfloskel auf die Leinwand der Leserphantasie projiziert werden: Das dadurch erzeugte Bild erscheint zwar als verschwommen, wird aber bis ins Magische vergrößert.

Das literarische Verfahren, in dem ein optischer Effekt Modell für eine literarische Erzählstrategie steht und zur intendierten Leserverunsicherung eingesetzt wird, nimmt typische Merkmale der Spätromantik, eines Tieck- oder Hoffmann-Textes vorweg.

Hoffmanns allgemein bekannte Novelle *Der Sandmann* trägt beinahe alle Merkmale der Geheimbundgeschichten, und für das tragische Schicksal der Hauptfigur spielt hier ein Fernrohr eine verhängnisvolle Rolle. Nathanael wird in der Identität der Holzpuppe Olimpia zum ersten Mal durch einen Blick in das Perspektiv des Wetterglashändlers Coppolla verwirrt, und diese getäuschte

16 Ebd., S. 111.

17 Simonis [Anm.9], S. 105ff.

18 Schiller [Anm.12], S. 98.

Wahrnehmung und die dadurch entflammende Liebe zum unlebendigen Wesen treiben den Protagonisten schließlich in den Wahnsinn. Hoffmanns Skepsis gegenüber dem optischen Gerät erscheint uns für das Genre aus zwei Aspekten als wichtig. Erstens, dass die Wahrnehmung für E.T.A. Hoffmann wie für Schiller ein anthropologisch-psychologisches Problem darstellt: Die getäuschte Wahrnehmung führt bei Schillers Prinzen wie bei Hoffmanns Studenten zur Zerrüttung der Persönlichkeit.¹⁹ Zweitens, dass Manie und Fernrohr auf demselben Effekt der Wahrnehmung basieren, und beide fungieren auf ähnliche Weise als Modelle zur Geheimbundgeschichte. Die Funktion des Fernrohrs ist nämlich, dass durch die Linse ein im Fokus stehendes Objekt vergrößert wird, während andere Gegenstände und die Umgebung aus dem Bild ganz ausgeschlossen, der Wahrnehmung verschlossen bleiben. Die Sicht durch das Perspektiv entspricht exakt der Wahrnehmung der Manie: Das Objekt, hier das Auge der Puppe, metonymisch aber auch seine eigenen Augen und seine Angst, auf die Nathanaels Seele fokussiert, erscheint vergrößert, während andere Aspekte des Lebens aus der Wahrnehmung und Wirklichkeitsauffassung des Studenten gänzlich ausgeklammert werden. So wird das Perspektiv sinnbildlich und motivisch mit den manischen Zuständen Nathanaels verbunden.

Das Fernrohr, das seit Galilei als das Mittel zur genaueren und die Objektivität garantierenden Erkenntnis gilt, wird in der technikskeptischen Darstellung E.T.A. Hoffmanns ins Gegenteil gewendet: Die Bewaffnung der Augen wird Mittel zur Täuschung und zur Zerrüttung des Ichs.

Damit der Zusammenhang zwischen einem optischen Effekt und der Erzählerstrategie E.T.A. Hoffmanns deutlicher wird, sollen die folgenden Anfangszeiten des Geheimbundromans *Die Elixiere des Teufels* zitiert werden.²⁰

Entschließest du dich aber, mit dem Medardus, als seist du sein treuer Gefährte, durch finstre Kreuzgänge und Zellen – durch die bunte-bunteste Welt zu ziehen und mit ihm das Schauerliche, Entsetzliche, Tolle, Possenhafte seines Lebens zu ertragen, so wirst du dich vielleicht an den mannigfachen Bildern der Camera obscura, die sich dir aufgetan, ergötzen.²¹

Das genannte optische Gerät ist die seit Aristoteles bekannte Camera Obscura oder Lochkamera, genannt auch Dunkelkammer. Sie gilt als Vorläufer des Foto-

19 Vgl. Lindner, Henriett: *Schnöde Kunststücke gefallener Geister, E.T.A. Hoffmanns Werk im Kontext der zeitgenössischen Seelenkunde*. Würzburg: Königshausen und Neumann, 2001, S. 204 ff.

20 Vgl. ebd., S. 286 und Stiegler, Bernd: Die Spiegelreflexkamerastammlinde. Bildsysteme in E. T. A. Hoffmanns *Die Elixiere des Teufels*. *Athenäum* 5, 1995, S. 235–252.

21 Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus: *Sämtliche Werke in sechs Bänden*. Hg. v. Wulf Segebrecht und Hartmut Steinecke. Bd. 2/2. Frankfurt a. M.: Deutsche Klassiker Verlag, 1985–1993, S. 12.

apparats, mit dem Unterschied, dass der optische Effekt des Lochkameras bis ins 16. Jahrhundert ohne Linsen und Spiegel, sondern lediglich durch eine Lochblende entstand. Die Camera Obscura bezeichnet ursprünglich einen abgedunkelten Raum mit einem Loch in der Wand. Wenn der Durchmesser dieses Lochs klein genug ist, arbeitet sie ähnlich wie eine Linse, bei der das einfallende Licht ein auf dem Kopf stehendes Abbild der Außenwelt auf die gegenüberliegende Wand projiziert. Dieses Abbild ist sehr Lichtschwach und kann nur bei ausreichend abgedunkelter Umgebung betrachtet werden. Seit dem 13. Jh. wurde die Camera Obscura von Astronomen dazu verwendet, Sonnenflecken oder Sonnenfinsternisse zu beobachten, ohne dabei mit bloßem Auge in die Sonne sehen zu müssen. Leonardo Da Vinci entdeckte das erste Mal die Ähnlichkeit der camera obscura mit der Funktionsweise unseres Auges und der deutsche Philosoph, Mechaniker und Optiker Johann Zahn konstruierte eine transportable Camera Obscura und brachte außerdem am Inneren der Camera einen Spiegel im 45° Winkel an, welcher das Bild nach oben auf eine Mattscheibe projizierte. Von diesem Zeitpunkt an nutzten Zeichner diese Möglichkeit um Landschaftsaufnahmen in richtigen Größenverhältnissen abzuzeichnen.²² Wenn E.T.A Hoffmann eine Camera Obscura in seinem Werk erwähnt, ist wohl dieser kleine auch in Wieglebs *Magie* abgebildete Guckkasten gemeint.²³ Es wird aus der Vorrede vom fiktiven Herausgeber der Medardus-Geschichte deutlich, wie diesmal die Poetik des Geheimbundromans explizit nach einem optischen Gerät modelliert und entwickelt wird.

Es kann auch kommen, daß das gestaltlos Scheinende, sowie du schärfer es ins Auge fassst, sich dir bald deutlich und rund darstellt. Du erkennst den verborgenen Keim, den ein dunkles Verhängnis gebar und der, zur üppigen Pflanze emporgeschossen, fort und fort wuchert, in tausend Ranken, bis eine Blüte, zur Frucht reifend, allen Lebenssaft an sich zieht und den Keim selbst tötet.²⁴

Zusammenfassend kann man feststellen, dass ursprünglich zu Schärfung des Blicks im Dienste der empirischen Wissenschaft erfundene und entwickelte optische Mittel in den untersuchten Texten aus einer skeptischen Einstellung rezipiert werden: Die literarische Auseinandersetzung feiert in den zitierten Texten nicht den Triumph der Technik, vielmehr diagnostiziert er bei der Nutzung von optischen Geräten eine Krisensituation. Optische Geräte bedeuten die Möglichkeit einer besseren Wahrnehmung, aber indem das Sichtbare mit dem Wahrnehmbaren nicht korreliert, entsteht eine Skepsis der Wahrnehmung gegenüber.

22 Lea, Müller: *Die Geschichte der Fotografie*, Teile I–V., hier Teil 1, <http://pixelblog.de/die-geschichte-der-fotografie-teil-1/> (Zugriff am: 30.03.2013)

23 Wiegleb [Anm. 3], Bd. 8., Tab. VII.

24 Hoffmann [Anm. 21], S. 12.

Die Krise der Wahrnehmung erweist sich für die Literatur als äußerst fruchtbar: Fernröhre, Spiegel, Zauberlaternen und Dunkelkammern, aber auch das hier nicht detailliert erwähnte Kaleidoskop²⁵ dienen als optische Modelle, nach denen verwickelte und verschwommene Geheimbundgeschichten psychologisch authentisch gestaltet und beschrieben werden.

25 Vgl. Lindner [Anm 19], S. 304ff.

Im Spannungsfeld von Kulturen: die deutsche Regionalpresse im Banat

Eszter Szabó (Oradea)

1. Einleitung

Die vorliegende Arbeit setzt sich zum Ziel, den kulturhistorischen Kontext der deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn, hauptsächlich im Banat, zu beschreiben und einen Überblick über die Literaturvermittlung der *Temesvarer Zeitung* im Jahre 1871 zu geben. Das Textkorpus bildet also das Feuilleton des wichtigsten bürgerlichen Presseorgans im Banat. Diese Zeitung wirkte seit ihrer Gründung in einer multikulturellen Gesellschaft. Diese kulturelle Vielfalt spiegelt sich auch in ihrem Kulturteil wider, wo sich literarische Texte, Essays, Berichte, Kommentare und kritische Besprechungen befinden. Laut Eduard Schneider, der sich mit der Literatur der *Temesvarer Zeitung* zwischen 1918 und 1949 befasste, existierte dieses Blatt nicht nur als ein meinungsbildendes politisches Informationsblatt, sondern spielte auch als Kulturfaktor eine wichtige Förder- und Vermittlerrolle.¹ Ihr beinahe 100-jähriges Bestehen von 1852 bis 1949 bezeugt das Streben nach Kontinuität. In diesen hundert Jahren durchlief sie nacheinander auf dem Staatsgebiet von vier Ländern – Österreich, Ungarn, Jugoslawien und Rumänien – eine abwechslungsreiche Geschichte. „Sie konnte sich als die große, angesehene liberale Zeitung, vergleichbar etwa mit dem *Pester Lloyd* oder der Wiener *Neuen Freien Presse* behaupten.“²

2. Übersicht über die deutschen Zeitungen und Zeitschriften im Banat bis 1918

Die ersten Zeitungen in Ungarn standen mit dem Wiener Zeitungswesen in unmittelbarer Verbindung und waren deutschsprachige Zeitungen. Durch diese kulturellen Beziehungen und durch die zahlreichen österreichischen Mitarbeiter an den deutsch-ungarischen Zeitungen und Zeitschriften wurden „bis um die

¹ Schneider, Eduard (Hg.): *Literatur in der Temesvarer Zeitung (1918–1949). Einführung, Texte, Bibliographie*. München: IKGS, 2003, S. 19f.

² Krischan, Alexander: *Die „Temesvarer Zeitung“ als Banater Geschichtsquelle (1852–1949)*. München: Verlag des Südostdeutschen Kulturwerks, 1969, S. 9.

Mitte des 19. Jahrhunderts alle neuen geistigen Strömungen des deutschen Geisteslebens, besonders der Literatur, nach Ungarn verpflanzt.“³

Die deutschsprachige Presse hatte im alten Ungarn drei Zentren: Pest, Temeswar und Preßburg. Die Vorrangstellung Pests war eindeutig, da in dieser Stadt die bekanntesten Verleger arbeiteten: Landerer, Heckenast, Trattner. Temeswar erreichte im deutschen Pressewesen den zweiten Rang. Die erste Druckerei in Temeswar wurde im Jahre 1769 errichtet. 1771 druckte Matthäus Heimerl die *Temeswarer Nachrichten*, die erste im Banat erschienene Zeitung. Zwischen 1831 und 1849 existierte das *Temeswarer Wochenblatt*, als Zeitschrift für Wissen, Kunst und Industrie. Das Blatt gehörte dem ungarisch eingestellten Josef Klapka, aber später verkaufte er es an seinen Freund Josef Beichel. Das Reformzeitalter (1825–1848) brachte eine Spaltung des deutschen Bürgertums. Ein Teil ließ sich magyarisieren, der andere Teil unter der Führung von Jakob Glatz kämpfte um die Erhaltung des Deutschtums, schloss sich jedoch nicht den ungarnefeindlichen Nationalitäten an.⁴

Nach dem Revolutionsjahr 1848 verschwanden die deutschen Zeitungen. Tafferner erwähnt zwei Gründe: eine siegreiche ungarische Revolution hätte eine eigenständige deutsch-ungarische Presse auf die Dauer kaum geduldet, aber „die siegreichen Kaiserlichen konnten genauso keine Presse dulden, die für die Idee der ungarischen Revolution, los von Österreich, eingetreten war.“⁵ Interessanterweise hat die Presse der Siebenbürger Sachsen die drückenden Jahre nach der Revolution nicht als drückend empfunden, da sie pro-österreichisch war. Der amtliche *Siebenbürger Bote* ist erst 1863 der *Hermannstädter Zeitung* einverleibt worden. Auch in den kleineren Städten wurden Fachblätter, Wochenblätter, religiöse Blätter, belletristische Beilagen herausgegeben. In seiner ausführlichen Beschreibung über die deutschen Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn stellt Heinrich Réz fest, dass die banatdeutsche und die siebenbürgisch-sächsische Presse sich unterschiedlich entwickelten:

Die belletristischen Beilagen waren früher selten, aber in diesem Zeitraum brachten die Beiblätter häufig Novellen aus der eigenen Kulturgeschichte, die der späteren Heimatdichtung den Weg bahnten. Die siebenbürgisch-sächsische periodische Presse stand eben von Anfang an auf der Höhe der national-völkisch-heimatlichen Pres-

³ Zit. nach Pukánszky Béla. In: Réz, Heinrich: *Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918*. München: Verlag für Hochschulkunde, 1935, S. 1f.

⁴ S. dazu: Tafferner, Anton: *Der Donauschwabe und seine Presse*. In: Ders.: *Der Donauschwabe und sein geistiges Profil. Weg und Schicksal. Festgabe für Prälat Josef Nischbach*. Bearb. von Michael Lehmann. Stuttgart–Wien: Gerhardswerk–Sankt Michaelswerk, 1969.

⁵ Ebd., S. 187.

se, wenn auch von Zeit zu Zeit in einer anderen Form. Die Banater Zeitungen haben erst nach 1900 diese Richtung eingeschlagen.⁶

In der neoabsolutistischen Zeit (1849 bis 1860) erschienen in Ofen-Pest zwei renommierte Blätter, das *Pest-Ofner Localblatt* (1851–1860) und die *Pest-Ofner Zeitung* (1853–1862). Nur der *Pester Lloyd* (1854–1944) hat alle Zeitstürme überdauert.

Die Eröffnung einer Filiale der Wiener Staatsdruckerei in Temeswar im Jahre 1850, der ersten Großdruckerei des Südostens, bildete die Voraussetzung für die Entstehung des wichtigsten bürgerlichen Presseorgans im Banat, der *Temesvarer Zeitung*. Ihre erste Ausgabe erschien am 15. Januar 1852.

Die nächste Zäsur in der deutschen Pressegeschichte Ungarns und des Banats erfolgte im Jahr 1867. Da in Temeswar – nach Budapest – die meisten deutschen Zeitungen in Ungarn herausgegeben wurden, erschienen hier auch in dieser Zeit mehrere Presseorgane. Außer den Temeswarern Zeitungen wurden im Banat auch einige gut geleitete Wochenblätter veröffentlicht: *Großbecskereker Wochenblatt*, *Lugoser Anzeiger*, *Werschetzer Gebirgsbote*. Sie waren meistens nur von lokaler Bedeutung.

Die Friedensjahre nach 1867 haben auch die Entwicklung der periodischen Presse in Ungarn beeinflusst. Nach dem Ausgleich existierten noch die Tagblätter mit großer Auflage, wie: *Preßburger Zeitung*, seit 1764; *Hermannstädter Zeitung*, seit 1784; *Temesvarer Zeitung*, seit 1852; *Pester Lloyd*, seit 1854; *Neues Pester Journal*, seit 1872; *Ödenburger Zeitung*, seit 1875. Bei Zeitschriften sieht die Situation anders aus, belletristische Zeitschriften gab es um diese Zeit nur bei den Sachsen, sonst wurden diese in die Zeitungen integriert. Die Tageblätter hatten einen Feuilletonteil, einen unterhaltenden Teil, wie auch im Falle der von mir untersuchten *Temesvarer Zeitung*.

Nach 1900 übernahmen die ungarischen Zeitungen, die „übrigens mit den wissenschaftlichen und Fachblättern schon früher die deutschen überflügelt hatten, da das deutsche Lesepublikum solche aus Deutschland bezog“⁷, die Führung. Die Deutschen im Banat erhielten in dieser Zeit ihre erste belletristische Monatsschrift. 1909 begann Viktor Orendi in Temeswar die Herausgabe der Zeitschrift *Von der Heide*.⁸

⁶ Réz, Heinrich: *Deutsche Zeitungen und Zeitschriften in Ungarn von Beginn bis 1918*. München: Verlag für Hochschulkunde, 1935, S. 33.

⁷ Milleker, Felix: *Geschichte des Buchdruckes und des Zeitungswesens im Banat 1769–1922*. Weißkirchen: Kirchner, 1926, S. 33.

⁸ Über diese Zeitschrift, über deren Leistungen im literarischen Bereich schrieb Engel, Walter: *Deutsche Literatur im Banat (1840–1939). Der Beitrag der Kulturzeitschriften zum banatschwäbischen Geistesleben*. Heidelberg: Julius Groos Verlag, 1982.

1910 erschienen überwiegend ungarische Zeitungen. Damals wurden im Banat 42 ungarische Zeitungen gedruckt. In deutscher Sprache gab es nur 37, in rumänischer Sprache 9. Im Ganzen zählte man 90 Zeitungen, die meisten, 29, in Temeswar.⁹

Nach 1918 ist ein großer Umbruch in der Journalistik des Banats bemerkbar. Die Besetzung des Banats durch die Serben und Rumänen verursachte große Veränderungen. In dieser Zeit erschienen in Temeswar folgende Zeitungen: deutsche (*Temesvarer Zeitung*, *Temesvarer Volksblatt*, *Schwäbische Volkspresse*); rumänische: (*Nedejdea*, *Voința Banatului*); ungarische: (*Temesvári Hírlap*, *Friss Újság*). 1922 erschienen in Temeswar 15 Zeitungen, sieben ungarischsprachige, sechs deutschsprachige und zwei rumänischsprachige.¹⁰

3. Die Entstehung der *Temesvarer Zeitung*

Für die Entstehung der *Temesvarer Zeitung*¹¹ bildete die niedergeschlagene Revolution von 1849 den historischen Hintergrund. An dieses Ereignis schloss sich noch die Gründung eines eigenen österreichischen Kronlandes, genannt Serbische Woiwodschaft und Temescher Banat, an. Im südungarischen Raum, wo Ungarn, Deutsche, Rumänen und Serben zusammen lebten, war es nicht leicht, sowohl allen Forderungen der verschiedenen Nationalitäten als auch denen des gesamtösterreichischen Staates zu entsprechen.¹²

Deutsch wurde zur Amtssprache in diesem Raum, und dadurch „erhielt die kulturelle Entwicklung im Banat neue Impulse“, urteilt Krischan. Zwischen 1849 und 1860, in der Bach-Ära, wurden neue Regierungsblätter ins Leben gerufen, darunter war das offizielle Regierungsorgan, die *Wiener Zeitung*¹³, das bedeutendste Blatt dieser Zeit. „Sie war für die politische Entwicklung des Lan-

⁹ Réz [Anm. 6], S. 34.

¹⁰ Ebd., S. 39.

¹¹ Über die Geschichte der *Temesvarer Zeitung* von den Anfängen bis 1871 ist von der Autorin dieses Beitrages ein Artikel erschienen: Szabó, Eszter: *Die Geschichte der Temesvarer Zeitung von den Anfängen bis 1871*. In: Szendi, Zoltán (Hg.): *Wechselwirkungen II. Deutschsprachige Literatur und Kultur im regionalen und internationalen Kontext*. Beiträge der internationalen Konferenz des Germanistischen Instituts der Universität Pécs vom 9. bis 11. September 2010 (Pécsér Studien zur Germanistik 5). Wien: Praesens, 2012, S. 255–266.

¹² Krischan [Anm. 2], S. 11.

¹³ Die Zeitung wurde als *Wienerisches Diarium* gegründet, änderte später ihren Namen in *Österreichisch Kaiserliche privilegierte Wiener Zeitung*, danach erschien sie unter dem Titel *Wiener Zeitung*. In: *A magyar sajtó története*. [Die Geschichte der ungarischen Presse] Redigiert von Szabolcsi Miklós u. Kókay György. <http://mek.niif.hu/04700/04727/html/1.html> (Zugriff am 12. 01. 2011).

des und als Repertorium aller wichtigsten Ereignisse, Verhandlungen, Aktenstücke von unschätzbarem Wert.“¹⁴ Diese Zeitung fungierte als Vorbild der *Temesvarer Zeitung*.

Zwischen 1771 und 1851 erschienen in Temeswar nur deutsche Zeitungen.¹⁵ Die ersten anderssprachigen Blätter wurden in den fünfziger Jahren herausgegeben. Die erste Zeitung in serbischer Sprache kam 1851, in ungarischer 1858 und in rumänischer Sprache noch später, im Jahre 1872 heraus. Diese Zeitungen trugen wesentlich zur Entwicklung des Pressewesens in Temeswar bei.

Die Eröffnung einer Filiale der Wiener Staatsdruckerei, der ersten Großdruckerei des Südostens, die in Temeswar im Jahre 1850 erfolgte, bildete die Voraussetzung für die Entstehung des wichtigsten bürgerlichen Presseorgans im Banat, der *Temesvarer Zeitung*.

Ihre erste Nummer erschien am 15. Januar 1852. Dabei handelt es sich um eine Doppelnummer mit 10 Seiten. Die Zeitung erschien täglich, außer montags, im Umfang von 4-6 Seiten in kleinem Folio-Format. „Die Zeitung war in Form, Aufmachung und inhaltlicher Ausgestaltung – mit dem Doppeladler im Kopftitel – der amtlichen *Wiener Zeitung* nachgebildet; das erste Blatt des Banates, das den Anforderungen der damaligen Zeit entsprach.“¹⁶

Die wichtigsten Rubriken waren: Amtlicher Teil, Nichtamtlicher Teil, Feuilleton. Der erste Teil brachte Ereignisse der Gerichts- und der Finanzbehörden sowie Verfügungen im Gerichts- und Schulwesen. Im nichtamtlichen Teil wurden die politischen Nachrichten, die Original-Korrespondenzen publiziert. Das Feuilleton hatte das Ziel, das Lesepublikum mit Unterhaltungslektüre zu versorgen. „Als Hauptorgan der Bach-Ära in dieser Gegend wurde sie während der ersten neun Jahre ihres Bestandes eine der namhaftesten Chroniken dieser Zeitperiode und auch als Geschichtsquelle verwendbar.“¹⁷

3.1. Die erste Periode – die *Temesvarer Zeitung* als österreichisches Amtsblatt (1852–1861)

Zwischen 1852 und 1857, also in „amtlicher“ Zeit leitete Andreas Flatt das Blatt, das von der Schriftleitung in einem Beitrag der Nummer 22 aus dem Jahre

¹⁴ Krischan [Anm. 2], S. 13.

¹⁵ Eine detaillierte Tabelle der in Temeswar erschienenen deutschen, ungarischen, serbischen und rumänischen Presseorgane findet man in: Berkeszi, István: *A temesvári könyvnyomdászat és hírlapirodalom története*. [Die Geschichte des Temeswarer Buchdruck- und Zeitungswesens]. Temesvár: Délmagyarorsz. Tört. és Rég. Múzeum-Társ. 1900, S. 157–171.

¹⁶ Krischan [Anm. 2], S. 18.

¹⁷ Berkeszi [Anm. 15], S. 73–75.

1852 als „amtliche Zeitschrift“¹⁸ bezeichnet wurde. In den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts erschien die Zeitung in einer Auflage von 1100 Exemplaren. Die meisten Beiträge stammten in den ersten Jahren von Andreas Flatt und von seinem Mitarbeiter A. J. Mayer. Im nichtamtlichen Teil wurden Nachrichten vorwiegend aus anderen Zeitungen übernommen, so aus dem *Pester Lloyd*, der *Wiener Zeitung*, dem *Magyar hírlap* und anderen.

Temeswar hatte zu dieser Zeit, um 1851, 20.560 Einwohner, dazu kamen noch etwa 2000 Mann Militär. Die Stadt war zwanzigmal kleiner als Wien und fünfmal kleiner als Pest.¹⁹ Auch die Zahl der Leser zeigt die wachsende Popularität dieser Zeitung, bei einer Auflage von 1000 Exemplaren um 1854 ließen sich 400 Temeswarer und 600 auswärtige Leser ermitteln. In der „amtlichen“ Zeit entwickelt sich die Zeitung

zu einem mehr oder weniger getreuen und vielseitigen Spiegelbild Temeswars und seiner Umgebung, wobei der komplexen Problematik der vielschichtigen und multinationalen Bevölkerung, vor allem der bürgerlichen Intelligenz, besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. [...] Die Zeitung ist [...] eine besonders wichtige kulturgeschichtliche und geschichtliche Quelle. Den Nationalitäten gegenüber erwies sich das Blatt wohlwollend, es wollte das Sprachrohr aller sein.²⁰

Ab 1. Februar 1857 übernahm A. J. Mayer die Leitung und behielt sie bis zum Herbst desselben Jahres. Ihm folgte für ein halbes Jahr der Schriftsteller Karl Hirschfeld. Bis Ende März 1861 fungierte Karl Junck als Redakteur.

3.2. Die zweite Periode – die *Temesvarer Zeitung* als Privatblatt (1861–1867)

Seit April 1861 war Karl Hirschfeld²¹ zugleich Eigentümer und Redakteur. „Unter Hirschfeld fiel die Zeitung in die alte behördliche Trockenheit zurück; sie beschränkte sich fast ausschließlich auf amtliche Mitteilungen und Insertionen.“²² Die Zeitung erscheint im größeren Folioformat. Vom Titelblatt verschwindet der Doppeladler.

¹⁸ Zit. nach: Geier, Luzian: Die Temesvarer Zeitung. Das wichtigste bürgerliche Presseorgan im Banat bis 1944. In: Eisenburger, Eduard – Kroner, Michael (Hg.): *Die Zeit in der Zeitung. Beiträge zur rumäniendeutschen politischen Publizistik*. Cluj-Napoca: Editura Dacia, 1977, S. 97.

¹⁹ Krischan [Anm. 2], S. 21.

²⁰ Geier [Anm. 18], S. 99.

²¹ Er veröffentlichte 1850 zwei literarische Werke: *Die Belagerung der Festung Temesvar im Jahre 1849* und den Gedichtband *Märzveilchen*. Vgl. Krischan, [Anm. 2], S. 25.

²² Krischan [Anm. 2], S. 26.

Im Jahre 1864 verkaufte Hirschfeld das Blatt an den neuen Eigentümer Martin Uhrmann. Bis 1866 blieb Hirschfeld noch Redakteur der Zeitung, am 1. November desselben Jahres wurde er dann von Rechtsanwalt Michael von Niamessny abgelöst. Als Graf Andrassy 1867 zum ungarischen Ministerpräsidenten ernannt wurde, wurden dadurch auch die ungarischen Forderungen nach Gleichberechtigung anerkannt, und die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn entstand.²³ In diesem Jahr verließ Niamessny die Zeitung, an seine Stelle trat Albert Strasser.

3.3. Die dritte Periode: Aufschwung der Presse im Banat (1867–1871)

In der Periode zwischen 1867 und 1871 wechselten die Redakteure der Zeitung in kürzeren Abständen. Albert Strasser redigierte die *Temesvarer Zeitung* zwischen dem 30. April 1867 und 3. November 1867. Ab 1868 redigierte Strasser die neugegründete, in politischer Opposition zur *Temesvarer Zeitung* stehende *Neue Temesvarer Zeitung*, die er etwa 15 Jahre lang leitete.²⁴ Mit dieser neuen Zeitung machte er selbst Karriere, zugleich schuf er mit ihr das stärkste Konkurrenzblatt der *Temesvarer Zeitung*. In dieser Situation übernahm zunächst für eine Woche Martin Uhrmann die Stelle von Strasser, danach redigierte der Wiener Journalist Dr. Paul Zilahy das Blatt bis zum 30. August 1868. Jedoch auch er behielt die Schriftleitung nicht lange, denn am 1. September 1868 übernahm diese wiederum Uhrmann. Ihm folgte am 15. Dezember desselben Jahres Emanuel Blau. In dieser Zeit kam die Zeitung in vergrößertem Folioformat heraus. Blau blieb bis zum 15. August 1870 an der Spitze. Adolf Silberstein (1845–1899), der acht Monate lang die Redaktion geleitet hatte, folgte auf Blau.

Silberstein wurde in Pest geboren, studierte in Leipzig Medizin und Philosophie, in Heidelberg Geschichte und Rechtswissenschaften. Er war Mitarbeiter des *Leipziger Tageblattes* und des *Leipziger Fremdenblattes*. 1866 kehrte er nach Ungarn zurück, und in dieser Periode übernahm er auch die Leitung der *Temesvarer Zeitung*. 1871 zog er nach Budapest um. Nach seinem Temeswarer Aufenthalt wirkte Silberstein längere Zeit in Budapest, zuletzt als Theater- und Kunstkritiker des *Pester Lloyd*. 1894/95 erschienen seine „Gesammelten Schriften“ unter dem Titel *Im Strome der Zeit*.²⁵

²³ Ebd., S. 30.

²⁴ Geier [Anm. 18], S. 100.

²⁵ Krischan [Anm. 2], S. 35.

3.4. Literarisches und kulturelles Leben in der *Temesvarer Zeitung* (1871)

Im Jahre 1871 feiert „die Alte“ ihren zwanzigsten Geburtstag. Die Bezeichnung „alt“ bezieht sich vor allem auf die Zielsetzungen der Zeitung:

Warum nennt man die TZ trotz ihrer blühenden Jugend die „Alte“? Ihre junge Konkurrentin hat die TZ, – wenn sie guter Laune war – mit dem Beiwort „Alte“ ausgeschmückt. [...] Wir wollen auch wirklich – die Alten bleiben, die Alten in Gesinnung und Treue, in unseren Zielen und für unsere Freunde. Insofern sind wir die Festen und Loyalen, die Konservativen und Charaktervollen. Nicht der Gott der täglich wechselnden Mode ist der unsere. Nicht bunte Laune, Sucht zu glänzen treibe uns, von Tag zu Tag in neue Gestaltungen. Unsere neuzehnjährige Vergangenheit weist keine Abtrünnigkeit von der alten, aber ehrwürdigen Fahne nach. Darum wenn ihr eine treue Begleiterin auf euern Lebenswegen und täglich recht viel Neues erfahren wollt, so haltet euch nur immer an die – „Alte“.²⁶

Die Alte erscheint auch im Jahre 1871 jeden Tag, außer Montag und vermittelt den Banater Lesern die aktuellen Nachrichten aus dem In- und Ausland, die deutschen und ungarischen Klassiker, das Programm des Stadttheaters. Fast jeden Tag befindet sich in der Zeitung ein Original-Feuilleton: beginnend mit der 4. Nummer thematisiert ein Schuldirektor namens Kohn die soziale Stellung der Frau. Er empfiehlt den Frauen einen guten Elementarunterricht,

der sich die allseitige Bildung ihrer geistigen Kräfte und Anlagen, die Veredlung ihres Herzens und die Entwicklung ihres Charakters zur Aufgabe macht, der sie mit den Grundsätzen und Grundbedingungen, die sie zur Lösung ihrer Lebensaufgabe befähigen, ausrüstet, der sie für ihren doppelten wichtigen Beruf als Gattin und Mutter vorbereitet, der sie zum Theil derart mit Kenntnissen und Fertigkeiten versorgt, damit sie in den Stand gesetzt werden, sich möglicher Weise eine selbständige Existenz zu schaffen, und sich darin nicht unglücklich zu fühlen!²⁷

In der 11. Nummer setzt sich dieses Thema fort und neben dem Elementarunterricht werden auch die Fortbildungsschulen erwähnt, als Methoden zur Verbesserung der sozialen Stellung des weiblichen Geschlechtes. In dieser Zeit wurden Frauenbildungsvereine – nach Muster der deutschen und des sogar schon in Pest bestehenden – gegründet. Im vierten Teil dieses Artikels berichtet Kohn über die Bewegungen, welche in den verschiedenen Ländern Europas und in Nordamerika stattfinden.

Vor Allem ist es das aktive Wahlrecht der Frauen, auf welches Anspruch erhoben, und welches in Amerika von einer Anzahl höchst achtbarer Blätter vertreten wird, sowie diese überhaupt bei jeder sich darbietenden Gelegenheit für die soziale Bes-

²⁶ Die „Alte“. Neujahrsgedanken und Oratio pro domo. Temesvar, 31. Dezember. *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/1, S. 1.

²⁷ Zur sozialen Stellung der Frauen. (Original-Feuilleton der „Temesvarer Zeitung“). *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/4, S. 1.

erstellung der Frauen in die Schranken treten. In England sind es hervorragende Gelehrte, wie John Stuart Mill und Professor Fawcett, die im englischen Parlamente die Anwälte dieser Bestrebungen bilden.²⁸

Das Presseorgan der Banater Intelligenz fokussierte nicht zufällig auf den sozialen Zustand der Frauen in Temeswar. Die Frauen haben sich in Deutschland schon 1865 zu Frauenverbänden zusammengeschlossen. Die erwünschten Ziele waren: Forderung nach politischer Gleichberechtigung und Recht auf Arbeit. Die eigentliche Aufgabe der Frau in der Kaiserzeit entsprach dem ideologischen Bild der guten deutschen Hausfrau. Sie sollte viele Kinder bekommen, für ihren Mann leben und seine Wünsche erfüllen. Das Wahlrecht blieb ihnen untersagt und Frauen hatten keinerlei Recht auf Bildung, da Zweck der weiblichen Erziehung nicht die Entwicklung der Intelligenz, sondern des Gemüts sei. Auch die Bildungsmöglichkeiten für Frauen waren in der Kaiserzeit stark eingeschränkt. So war es einer Frau beispielsweise bis 1901 in Baden und bis 1908 in Preußen untersagt, ihr Abitur abzulegen. Denn es herrschte die allgemeine Meinung im Land: „Jedes Mädchen lernt nur von dem Mann, den es liebt, und es lernt dasjenige was und soviel wie der geliebte Mann durch seine Liebe als ihn erfreuend haben will[...]“.²⁹ Davon ausgehend kann man behaupten, dass die *Temesvarer Zeitung* mit den Ereignissen im Ausland Schritt gehalten hat. Zu diesem Themenkreis gehört noch die Original-Novelle, die eine Temeswarer Frau geschrieben hat, betitelt *Ein edles Frauenherz* (Original-Novelle von einer hiesigen jungen Dame). Die Novelle beschreibt das Leben von zwei Frauen: der Tochter des Landrats und des Zigeunermädchens, das als eine Fremde mit ihren großen vollen schwarzen Augen erscheint. Es geht hier um die Entwicklung, um die „Emanzipation“ des Zigeunermädchens Kathei, die Mitglied der Familie des Landrats wird. Dieses Vorankommen bedeutet den Weg von einem einfachen Zigeunermädchen zu einer renommierten Opernsängerin.

Im Feuilletonteil erscheinen Artikel über Grillparzer, dessen Festschrift Dr. Constant v. Wurzbach zu seinem achtzigsten Geburtstag verfasst hat. Die Festschrift, „welche mit liebevollem Eingehen auf das kleinste Ereigniß im Leben des Dichters ein werthes Zeichen der Verehrung zu den zahllosen Huldigungen fügt.“³⁰ Der österreichische Dramatiker genießt eine hohe Wertschätzung auch in weiteren Artikeln der Zeitung. Die 13. Nummer beschreibt die Grillparzer-Feier in Wien: „Wien hat den 14. Jänner zu einem Feiertag gemacht. Das Feierkleid galt einem bescheidenen Greis, der von der Welt nichts besaß, dem aber

²⁸ Ebd.

²⁹ Florence, Herve (Hg.): *Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Köln: Pahl-Rugenstein, 1983, S. 32–34.

³⁰ Züge aus dem Leben Grillparzers. („Aus der Presse“). *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/4, S. 2.

Zeus den Olymp geöffnet hatte.“³¹ Der Verfasser des Artikels schätzt die vaterländische Gesinnung der Österreicher: „Wien nennt Grillparzer mit Stolz den Seinen, und der Kaiser auf dem Thron, wie der Handwerker auf dem Schemel, der Kritiker und der Schüler, Jung und Alt, Männer und Frauen, bringen dem greisen Dichter, ihrem Dichter, [...], die aufrichtigsten, vielseitigsten Huldigungen zu.“³² Man vergleicht diese kraftvolle Zuneigung des österreichischen Volkes zum Dramenautor mit der Situation in Ungarn, im Banat. Die Frage stellt sich folgendermaßen auf: „ist es Lenau, ist es Vörösmarty, der solchem Ruhmes- und Gedenktag entgegensieht?“³³ Der Schreiber des Artikels beendet die Abhandlung über die Grillparzer-Feier mit solchen Gedanken, die den Akzent auf die Universalität der Kultur und Literatur legen:

Beruft euch nicht zu sehr darauf, daß Grillparzer ein österreichischer Dichter ist. Das ist ja eben seine Schranke. Schiller wurde von der französischen Republik zum Ehrenbürger gemacht, Göthe's Ruhm geht, wenn auch in verstümmelten Operntexten, über die ganze Welt. [...] Feiert euren Dichter als einen Volksdichter, und wir Alle, die wir uns an seinen Schöpfungen ergötzt und gelobt, wollen freiwillig einstimmen.³⁴

Zweifelsohne sieht die Situation im Banat und in Temeswar ähnlich aus, da die verschiedenen Völkergruppen in dieser Region neben- und miteinander lebten: Deutsche, Ungarn, Rumänen, Serben. Die daraus entstandene Kulturmischung, die inter- und intrakulturellen Wechselbeziehungen spiegeln in den verschiedenen Presseorganen des Banats wider.

In der 7. Nummer der Zeitung tritt das ungarisch-deutsche Pendant zu Grillparzer auf: Lenau, „einen der größten Dichter deutscher Zunge in der Neuzeit, kann Ungarn mit Stolz den seinen nennen.“³⁵ Es geht um seinen Aufenthalt in Ungarn, in Ungarisch-Altenburg (Mosonmagyaróvár), der eine scheinbar weniger interessante Episode seines stürmischen Lebens bildet.

Die Sichtung des 20. Jahrgangs der *Temesvarer Zeitung* lässt den Schluss zu, dass diese periodische Schrift eine bedeutende Rolle im geistigen Leben des Bürgertums und der Banater Intelligenz in dieser Region gespielt hat. Der Feuilletonenteil brachte Novellen, Legenden, Abhandlungen über aktuellen Themen, Berichte über das Theater. Die deutschen und ungarischen Klassiker, Schriftstel-

³¹ Zur Grillparzer-Feier in Wien. (Original-Feuilleton der „Temesvarer Zeitung“). *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/13, S. 1.

³² Ebd.

³³ Ebd.

³⁴ Zur Grillparzer-Feier in Wien. (Original-Feuilleton der „Temesvarer Zeitung“). *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/13, S. 2.

³⁵ Lenau in Ung.-Altenburg. *Temesvarer Zeitung*, 20, (1871)/7, S. 1.

ler der Weltliteratur wurden in den 1870er Jahren im Banat durch dieses Presseorgan einer größeren Leserschaft zugänglich gemacht.

Der rechte Schüler Heraklits¹.

Geschichtsauffassung bei Friedrich Nietzsche

Linda Tóth-Kovács (Szeged)

1. Einführung

Denkt euch das äusserste Beispiel, einen Menschen, der die Kraft zu vergessen gar nicht besässe, der verurtheilt wäre, überall ein Werden zu sehen: ein Solcher glaubt nicht mehr an sein eigenes Sein, glaubt nicht mehr an sich, sieht alles in bewegte Punkte auseinander fliessen und verliert sich in diesem Strome des Werdens: er wird wie der rechte Schüler Heraklits zuletzt kaum mehr wagen den Finger zu heben.²

Diese Worte stammen von Friedrich Nietzsche und zwar aus seiner *Zweiten Unzeitgemässen Betrachtung Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*. Man würde denken, dass es auf der Hand liegt, dieses Werk zu interpretieren, wenn nach Nietzsches Geschichtsauffassung gefragt wird. Aber im Buch geht es nicht so sehr um die Geschichte und Nietzsches Auffassung, vielmehr um den Umgang mit der Geschichtswissenschaft, der leitenden geisteswissenschaftlichen Disziplin seiner Zeit. Das genannte Zitat kann jedoch helfen, die Fragestellung dieses Beitrags zu umreißen.

Meines Erachtens wird hier nämlich einerseits auf die wesentlichen Züge der Lehre von Heraklit, andererseits auf einen tiefgehenden Anspruch des Menschen hingewiesen, welche im Gegensatz zu einander stehen. Unzeitgemäß ist diese Betrachtung in dem Sinne, dass Nietzsche die Menschen in seiner Zeit mit einer Frage konfrontiert, die seit Anfängen der Philosophie da ist und bis heute noch als relevant gilt. Die Problematik kann am einfachsten durch die Gegenüberstellung von Sein und Werden dargestellt werden.

Im oben genannten Zitat können wir zwei Aspekte unterscheiden: Den Aspekt des Menschen, der um sich herum überall Werden sieht und den Aspekt des sprechenden Subjekts, der diesen Menschen mitten des Stroms stehend betrachtet und gleichzeitig weiß, was in ihm vorspielt. Das Subjekt vertritt damit eine

1 Anspielung auf Nietzsches Wort im Werk *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* „er wird wie der rechte Schüler Heraklits zuletzt kaum mehr wagen den Finger zu heben.“ – *Kritische Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Berlin: Walter de Gruyter, 1988, Bd. 1. (Im Weiteren: HL), S. 250.

2 Ebd., S. 250.

Art allwissende Perspektive, bei der als Weltordnung das von Heraklit gelehrt Werden postuliert.

Meiner Meinung nach kommt hier zum Vorschein, dass Nietzsche eine starke Anziehung an Heraklit gehabt hat aber auf diesem Punkte seine eigene – menschliche - Grenze gestoßen hat.

Einer der Hauptgedanken von Heraklit war, dass sich alles wandelt, und damit das herrschende Prinzip in der Weltordnung einem steten Wandel von Werden und Vergehen unterliegt. Im Fragment B30 heißt es:

Die gegebene schöne Ordnung (Kosmos) aller Dinge, dieselbe in allem, ist weder von einem der Götter noch von einem der Menschen geschaffen worden, sondern sie war immer, ist und wird sein: Feuer, ewig lebendig, nach Maßen entflammend und nach (denselben) Maßen erlöschend.³

In seinem meist zitierten Fluss-Fragment (B91a) wird das Prinzip der Wandlung noch deutlicher ausgedrückt: „Es ist unmöglich, zweimal in denselben Fluß hineinzusteigen, *so Heraklit*. (Der Fluß) zerstreut und bringt wieder zusammen [...] und geht heran und geht fort.“⁴

Dieser Gedanke mit all seinen Folgerungen kann auf den Menschen eine lähmende Wirkung ausüben. Der Mensch braucht nämlich in der Welt etwas Statisches, um leben zu können. Wie Nietzsche sagt: „Und dies ist ein allgemeines Gesetz: Jedes Lebendige kann nur innerhalb eines Horizontes gesund, stark und fruchtbar werden;“⁵ Der Mensch braucht den Glauben, dass es ein unwandelbares, konstantes Sein hat, das sich von dem unkontrollierbaren Fluss des Werdens trennt und an dem er (der Mensch) teilhat.

Der rechte Schüler Heraklits rechnet laut Nietzsche nicht mit einer solchen Möglichkeit. Nachdem er die Lehre seines Meisters verinnerlicht hat, sieht er überall das Werden. Aber mit so einem Wissen über die Welt kommt er als Mensch sehr schwierig zurecht: „Er wird [...] zuletzt kaum mehr wagen den Finger zu heben.“ Aus dem Zustand der psychisch-geistigen Lähmung führt einen nur ein radikaler Sichtwechsel raus. Die Zielsetzung dieses Beitrags wäre, den Umgang mit der Lehre von Heraklit an dem Beispiel von Nietzsche – diesem späteren Schüler „des Dunklen“ – darzustellen.

Im Beitrag werden unterschiedlichen Passagen von Nietzsche-Texten untersucht, die Anspielungen auf Heraklit enthalten oder in denen Heraklit-Fragmente gedeutet werden.

3 *Die Vorsokratiker I. Milesier, Pythagoreer, Xenophanes, Heraklit, Parmenides*. Griechisch/ Deutsch. – Auswahl der Fragmente, Übersetzung und Erläuterungen von Jaap Mansfeld. Stuttgart: Philipp Reclam Jun. GmbH, 1986, S. 263, Nr. 62.

4 Ebd., S. 273, Nr. 96.

5 HL [Anm. 1], S. 251.

2. Das zugrunde liegende Heraklit-Fragment

Bei der Untersuchung gehe ich von dem bekannten B52-Fragment Heraklits aus, das in Nietzsches Heraklit-Rezeption von zentraler Bedeutung ist. Die Nietzschesche Geschichtsauffassung basiert eigentlich auf der Auslegung dieses Fragments.

Dem Thema widmete Günter Wohlfart sein Buch „Also sprach Herakleitos“⁶, auf das ich mich im ersten Teil meiner Arbeit – besonders in philologischen Fragen – beziehe. Wohlfart bezeichnet Hippolyt als Hauptquelle und gibt unterschiedliche Übersetzungen an.⁷

In der Übersetzung von Diels heißt es: „Die Zeit ist ein Knabe, der spielt, hin und her die Brettsteine setzt: Knabenregiment!“ Bei Snell: „Der Aion ein Kind beim Spiel, beim Brettspiel – ein Kind sitzt auf dem Throne.“ Mansfeld übersetzt: „Das ewige Leben ist ein Kind, spielend wie ein Kind, die Brettsteine setzend, die Herrschaft gehört einem Kind.“⁸

Das Bild über das endlose Spiel des großen Kindes Zeit erscheint bei Nietzsche in der Heraklit-Interpretation im Werk *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen*.⁹ In der dritten Unzeitgemäßen Betrachtung *Schopenhauer als Erzieher*¹⁰ wird die Zeit als das große Kind bezeichnet, das Welten baut und zerstört.

3. Nietzsches Heraklitdeutung

3.1. Nietzsches Interesse an den Vorplatonikern

Als Altphilologe beschäftigte sich Nietzsche intensiv mit dem Zeitalter der griechischen Demokratie vom 6. und 5. Jahrhundert v. Chr. Die Zeit, in der die Tragödie entstanden und die Philosophie entstanden ist, hat ihn unheimlich interessiert. Für ihn waren die ersten Philosophenpersönlichkeiten den tragischen Hel-

6 Wohlfart, Günter: „Also sprach Herakleitos“: *Heraklits Fragment B 52 und Nietzsches Heraklit-Rezeption*. Freiburg–München: Alber, 1991.

7 Wohlfart [Anm. 6], S. 24f.

8 Wohlfart [Anm. 6], S. 26 und *Die Vorsokratiker I*. [Anm. 3], S. 281., Nr. 124.

9 Nietzsche, Friedrich: *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* – In: *Kritische Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Berlin: Walter de Gruyter, 1988, Bd. 1 (Im Weiteren: PHG), S. 828.

10 Nietzsche, Friedrich: *Unzeitgemäße Betrachtungen, Drittes Stück: Schopenhauer als Erzieher* – In: *Kritische Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Berlin: Walter de Gruyter, 1988, Bd. 1 (Im Weiteren: SE).

den ähnlich. Wie Günther Wohlfart darauf hinweist, hat Nietzsche das Zeitalter der Geburt der Tragödie als das tragische Zeitalter der griechischen Philosophie begriffen.¹¹

Zwischen 1869 und 1879 hat der junge Professor über die Vorplatoniker mindestens dreimal Vorlesungen gegeben (1872, 1873, 1876 immer im Sommersemester). 1872 ist sein Tragödienbuch erschienen, ein Jahr später hat er die Fassung der kürzesten Philosophiegeschichte, die es je gab, *Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen* nach Bayreuth mitgebracht.¹² Damals hat Nietzsche erstmals über „die vorplatonischen Philosophen“ gesprochen, aber später (1875) hat er von dem Kreise der ersten Philosophen Sokrates ausgeschlossen.¹³ Die Vorplatoniker bezeichnete er als „reine Typen“, während die Philosophen mit Plato angefangen begriff er als „philosophische Mischcharaktere“.¹⁴

Nietzsches Interesse an den ersten Philosophen der Griechen basiert einerseits darauf, dass sie einer hohen Kultur entstammen haben, andererseits auf der Tatsache, dass ihnen noch keine begreifende Sprache zur Verfügung gestanden hat. Zu ihrer Zeit war eine für das Philosophieren und für die wissenschaftliche Erklärung geeignete Sprache noch in der Entwicklung.

Hier möchte ich auf Nietzsches berühmt gewordenen Essay *Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne* aus den frühen Basler Jahren hinweisen, welches eine scharfe Sprachkritik enthält. Nietzsche hat aufgezeigt, „dass es bei den Worten nie auf die Wahrheit, nie auf einen adäquaten Ausdruck kommt“¹⁵, weil die Benennungen durch zweierlei Übertragung („Ein Nervenreiz zuerst übertragen in ein Bild! erste Metapher. Das Bild wieder nachgeformt in einem Laut! Zweite Metapher.“¹⁶) entstehen. Während der Begriffsbildung werden mehr oder weniger ähnliche Dinge in eine Gattung gezählt. Auf diese Weise entsteht durch die Sprache eine auf Metaphern und Metonymien beruhende Welt der Dinge. Im Weiteren liefert dem Menschen diese anthropomorphe Welt ‚die Wahrheiten‘, die eigentlich bloße Illusionen sind, „von denen man

11 Wohlfart [Anm. 6], S. 211f.

12 Wohlfart [Anm. 6], S. 211.

13 Wohlfart [Anm. 6], S. 210.

14 PHG [Anm. 9], S. 810.

15 Nietzsche, Friedrich: Ueber Wahrheit und Lüge im aussermoralischen Sinne – In: *Kritische Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Berlin: Walter de Gruyter, 1988, Bd. 1 (Im Weiteren: UWL) S. 879.

16 UWL, [Anm. 15], S. 879.

vergessen hat, dass sie welche sind“.¹⁷ Nietzsche stellt fest, dass die Sprache mit ihren Konventionen für den Menschen vorschreibt, wie und was gelogen wird:

Nun vergisst freilich der Mensch, dass es so mit ihm steht; er lügt also in der bezeichneten Weise unbewusst und nach hundertjährigen Gewöhnungen – und kommt eben durch diese Unbewusstheit, eben durch dies Vergessen zum Gefühl der Wahrheit.¹⁸

Damit nimmt die Sprache an der verstellenden, täuschenden Arbeit des menschlichen Intellekts aktiv teil. Aus den Begriffen baut zuerst die Sprache, später die Wissenschaft einen Turm – der Bau der Abstraktionen. Innerhalb dieses Gebäudes hat alles seinen Platz, die Dinge – besser gesagt, die begrifflichen Abbildungen der Dinge – sind systematisch klassifiziert. Das ruft das Gefühl hervor, dass die Welt erkennbar sei. Man vergisst aber, dass das Erkennen bei jener Konstellation nur als Anthropomorphisierungsakt zu werten wäre, da es sich nur in einer anthropomorphisierten Welt vollziehen kann. Darin liegt nach Nietzsche der große Irrtum der Wissenschaft.¹⁹

In diesem Sinne können wir die ersten Philosophen der Griechen wahrhaft nennen, weil sie das Dasein ohne die Verformung der Begriffe betrachten konnten. In der Formulierung von Nietzsche heißt es:

Das Urtheil jener Philosophen über das Leben und das Dasein besagt so viel mehr als ein modernes Urtheil, weil sie das Leben in einer üppigen Vollendung vor sich hatten und weil bei ihnen nicht, wie bei uns, das Gefühl des Denkers sich verwirrt in dem Zwiespalt des Wunsches nach Freiheit Schönheit Größe des Lebens und des Triebes nach Wahrheit, die nur frägt: Was ist das Leben überhaupt werth?²⁰

3.2. Das Porträt des Heraklit

In der Philosophenschrift leistet Nietzsche eine gekürzte, vereinfachte Geschichte der älteren griechischen Philosophen, indem er Hauptzüge ihrer Persönlichkeiten und ihrer Systeme darstellt.²¹ Am besten und am lebendigsten ist das Bildnis des Heraklit gelungen. G. Colli sagt: „Tatsächlich sind die überzeugendsten Seiten dieser Schrift Heraklit gewidmet.“²² Nach Wohlfart sind in Nietzsches Imagination Heraklit-Portrait und Selbst-Portrait zu einem ver-

17 UWL, [Anm. 15], S. 880f.

18 UWL [Anm. 15], S. 881.

19 UWL [Anm. 15], S. 886.

20 PHG [Anm. 9], S. 809.

21 PHG [Anm. 9], S. 803.

22 Colli, Giorgio: *Nachwort zu den Nachgelassenen Schriften*. KSA 1, S. 917. Zitiert von Wohlfart [Anm. 6], S. 214.

schmolzen.²³ Eigentlich ist daran nichts verwunderlich: einerseits, weil es bei Nietzsche üblich ist, sich hinter unterschiedlichen Masken zu verstecken²⁴, andererseits, weil es in den beiden Philosophen wirklich viel Gemeinsames gibt.

Gottfried Neeße deutet darauf hin, dass es manche Ähnlichkeiten in den Biografien Heraklits und Nietzsches gibt: „die Herkunft aus religiösem Bereich“, „der Familienstolz“, „die Abwendung von den politischen Parolen des Tages“, „das Unverständnis der Zeitgenossen“, „die Einsamkeit und das schwierige böse Ende“. Gemeinsamkeiten in ihrem Werk sind nach Neeße: „die bewusste Meisterschaft der Sprache“, der „Verzicht auf jedes Denkschema und Lehrsystem“, „das Wissen um die Welt als Prozeß“ ebenso „als dynamisches Geschehen und zugleich als Rechts-Streit“.²⁵

3.2.1. Künstlerische Sprache

Die letzten drei Ähnlichkeiten möchte ich hier ein bisschen erläutern. Was die Schreibweise Heraklits und Nietzsches betrifft, gilt für beide, dass sie eine Sprache vom hohen künstlerischen Niveau verwenden, die den bildsamen Ausdruck ihrer Gedanken ermöglicht. Weil sich die Fragmente Heraklits so schwer deuten lassen, wurde sein Stil schon früh als „dunkel“ bezeichnet. Im Gegensatz dazu äußert Nietzsche folgendermaßen seine Meinung: „[...] wahrscheinlich hat nie ein Mensch heller und leuchtender geschrieben“.²⁶ Später hat Nietzsche immer mehr nach einer mit der Heraklitschen verwandten Knappheit gestrebt, indem er die Form des Aphorismus gebraucht hat.

Die dichte, bildhafte, künstlerische Sprache scheint für das Philosophieren angemessen zu sein, das mit Absicht kein System bauen will. Ein durch Logik und Dialektik mühsam aufgebautes statisches Bollwerk würde nämlich nicht nur der dynamischen Vorstellung der Welt sondern auch der intuitiven Natur der beiden Philosophen widersprechen.

An dieser Stelle möchte ich auf die Sprach- und Wissenschaftskritik des Nietzsche-Essays *Ueber Wahrheit und Lüge* hinweisen. Da wird das „Columbarium der Begriffe“ als ein auf beweglichem Fundament aufgebautes, kompliziertes Gebäude beschrieben, dessen Rubriken mit Erklärungen und Beschreibungen

23 Wohlfart [Anm. 6], S. 214f.

24 Im Werk *Ecce Homo* verrät Nietzsche, dass für seine dritte Unzeitgemäße Betrachtung *Schopenhauer als Erzieher* der Titel Nietzsche als Erzieher angemessener gewesen wäre.

25 Neeße, Gottfried: *Heraklit heute. Die Fragmente seiner Lehre als Urmuster europäischer Philosophie*. Hildesheim, Zürich, New York: Georg Olms Verlag, 1982.

26 PHG [Anm. 9], S. 832.

über die empirische, d.h. anthropomorphische Welt, gefüllt sind.²⁷ Laut Nietzsche findet der Wissenschaftler unter diesem Turmbau Schutz vor bedrohlichen Mächten der Sphäre des Ding-an-sich.²⁸

Über philosophische Systeme sagt Nietzsche sowieso abschätzend, dass sie nichts als bloße „memoires“ seien, womit er darauf hinweist, dass sie trotz aller Wissenschaftlichkeit auf subjektiven Präferenzen beruhen. Im Zusammenklang damit titulierte Heraklit menschliche Meinungen sogar als „Kinderspielzeuge“²⁹. Nach dem Beweis der Philosophenschrift hat Nietzsche an Heraklit diese intuitive denkerische Einstellung sehr geschätzt.

Heraklit hat als sein königliches Besitzthum die höchste Kraft der intuitiven Vorstellung; während er gegen die andre Vorstellungsart, die in Begriffen und logischen Combinationen vollzogen wird, also gegen die Vernunft sich kühl, unempfindlich, ja feindlich zeigt und ein Vergnügen zu empfinden scheint, wenn er ihr mit einer intuitiv gewonnenen Wahrheit widersprechen kann: und dies thut er in Sätzen, wie „Alles hat jederzeit das Entgegengesetzte an sich“ so ungescheut, dass Aristoteles ihn des höchsten Verbrechens vor dem Tribunale der Vernunft zieht, gegen den Satz vom Widerspruch gesündigt zu haben.³⁰

3.2.2. Das intuitive Denken

Im Essay *Ueber Wahrheit und Lüge* stellt Nietzsche zwei Verhaltensformen dar. Die Figur des vernünftigen Menschen gilt als Symbol für das wissenschaftliche Denken, das aufgrund der Regeln der Logik operiert. Sein Gegenstück sei der intuitive Mensch, der „nicht von Begriffen sondern von Intuitionen geleitet wird“³¹. Im Vergleich zu dem vernünftigen Menschen sei der intuitive Mensch frei, weil „er täuschen kann, ohne zu schaden“³². Der intuitive Mensch sei ein künstlerisch schaffendes Subjekt, das bewusst täuscht.

Jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe, an das sich klammernd der bedürftige Mensch sich durch das Leben rettet, ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegenen Kunststücke: und wenn er es zerschlägt, durcheinanderwirft, ironisch wieder zusammensetzt, das Fremdeste paarend und das Nächste trennend, so offenbart er, dass er jene Nothbehelfe der Bedürftigkeit nicht braucht, und dass er jetzt nicht von Begriffen, sondern von Intuitionen geleitet wird.³³

27 UWL [Anm. 15], S. 886.

28 Ebd., S. 886.

29 Fragment B70 – Vorsokratiker I. [Anm. 3], S. 247.

30 PHG [Anm. 9], S.823.

31 UWL, [Anm. 15], S. 888.

32 Ebd., S. 888.

33 Ebd., S. 888.

Auch Wohlfart meint, dass die zwei oben genannten Stellen zusammen zu sehen sind.³⁴ Laut des letztgenannten Zitats gehören nach ihm Intuition und Sprachkunst zusammen, da nur eine dichterische Sprache geeignet ist, durch Intuition gewonnene Einsichten auszudrücken.

3.2.3. Werden vs. Sein

Die Leugnung der „Zweiheit ganz diverser Welten“ – einer physischen und einer metaphysischen ist auch eine durch Intuition gewonnene Einsicht.³⁵ Neeße ist der Meinung, dass es für beide Philosophen gilt, dass sie sich „zu dieser einen Wirklichkeit, die beim einen *kosmos*, beim anderen *Leben* heißt“ bekennen „und lehnen es ab, das Hiersein des Menschen durch ein Jenseits entwerten zu lassen“.³⁶ Diese einzige Wirklichkeit wäre das unendliche Werden, die ewige Wandlung der Dinge, was Heraklit mit dem Fluss-Gleichnis so anschaulich dargestellt hat. Wer sich zum Werden bekennt, leugnet das Sein, also die Vorstellung des Menschen von einem statischen Abgrund. Nietzsche gibt Heraklit die folgenden Worte in den Mund:

Ich sehe nichts als Werden. Laßt euch nicht täuschen! In eurem kurzen Blick liegt es, nicht im Wesen der Dinge, wenn ihr irgendwo ein festes Land im Meere des Werdens und Vergehens zu sehen glaubt. Ihr gebraucht Namen der Dinge als ob sie eine starre Dauer hätten: aber selbst der Strom, in den ihr zu zweiten Male steigt, ist nicht derselbe als dem ersten Male.

Als Gegensatz zum Weltgesetz von Heraklit, dem Werden, hat der eine Generation jüngere Philosoph Parmenides seine Lehre vom Sein aufgestellt³⁷, die von Nietzsche in der Philosophenschrift zwar ausführlich, aber ohne überzeugende Kraft dargestellt wird. Neeße meint, dass die zwei Typen (Heraklit, der Realist, und Parmenides, der Theoretiker) in der europäischen Philosophiegeschichte bis zum heutigen Tag unversöhnlich gegenüberstehen.³⁸

Die Lehre vom Werden auslegend sagt Nietzsche, dass Heraklit den Vorgang des Werdens „als das Auseinandertreten einer Kraft in zwei qualitativ verschiedene, entgegengesetzte und zur Wiedervereinigung strebende Tätigkeiten“³⁹ beobachtet hat. Sein Fragment B 67 unterstützt das:

Der Gott ist Tag-Nacht, Winter-Sommer, Krieg-Frieden, Sättigung-Hunger – alle Gegensätze, das ist die Bedeutung -; er wandelt sich, genau wie Feuer, wenn es sich

34 Wohlfart [Anm. 6], S. 242.

35 PHG [Anm.], S. 822.

36 Neeße [Anm. 25], S. 40.

37 Ebd., S. 24.

38 Ebd., S. 25.

39 PHG [Anm. 9], S. 825.

mit Duftstoffen verbindet, nach dem angenehmen Eindruck eines Jeden (der Duftstoffe) benannt wird.⁴⁰

Eine Qualität scheidet sich also immer in zwei gegensätzliche Qualitäten, Kräfte, die dann wieder nach Vereinigung streben. Diese Polarität durchdringt die immanente Weltsphäre. Aus diesem Gedankengang folgt, dass Heraklit die einzige Gerechtigkeit in dem Streit des Vielen erkannt hat. In diesem Sinne ist sein Wort zu verstehen: „Krieg ist von allem der Vater.“⁴¹ Gleichzeitig hat er behauptet, dass „alles eins ist“⁴², oder wie Nietzsche interpretiert, dass das Eine das Viele sei.⁴³ Dieses geistige Prinzip haben die beiden Philosophen – nicht hinter oder über, sondern in der Wirklichkeit – gefunden, welche laut Neeße von Heraklit als *logos*, bei Nietzsche (vielleicht) als „Wille zur Macht“ genannt wird.⁴⁴

Als weitere Gemeinsamkeiten zwischen den zwei Denkern erwähnt Neeße zum einen ihre Absicht, „den Menschen über Selbstverständnis und Selbstgesetzlichkeit hinaus zu Selbsterhöhung“ zu führen, zum anderen ihre Bestrebung, „die Wahrheit nicht mit Verstand oder Vernunft allein, sondern unter Einsatz ihrer Existenz“ zu suchen.⁴⁵

3.3. Die ästhetische Betrachtung der Geschichte

Wohlfart deutet darauf hin, dass das Fragment B52 in Nietzsches Heraklitdeutung eine zentrale Rolle gespielt hat. Er beruft sich auf kurze Notizen von 1869/1870 zu den Vorplatonikern, in denen zu Heraklit die folgenden stehen: „Künstlerische Weltbetrachtung“ und „Heraclit... Die Welt ein Spiel...“⁴⁶ Wie Wohlfart aufzeigt, ist die Ästhetik der Heraklitschen Lehre schon vor Nietzsche einem Dichter aufgefallen. Hölderlin hat nämlich in seinem Werk *Hyperion* geäußert, dass im Worte „das Eine in sich selber unterschiedne“ das Wesen der Schönheit ausgedrückt wurde. Diese Stelle hat Nietzsche wohl gekannt, da er über das Werk seines Lieblingsdichters im Jahre 1861 einen Schulaufsatz geschrieben hat.⁴⁷

Laut Nietzsche hat Heraklit den ganzen Weltprozess mit den sich immer wiederholenden Weltbränden ohne moralische Bewertung betrachtet. Die für die

40 Mansfeld [Anm. 3], S. 257.

41 Ebd., S. 259.

42 Mansfeld [Anm. 3], S. 257.

43 PHG [Anm. 9], S. 827.

44 Neeße [Anm. 25], S. 40.

45 Ebd., S. 40f.

46 Wohlfart [Anm. 6], S. 212.

47 Ebd., S. 209.

Griechen vorhandene Hybris-Vorstellung hat ihn nicht beeinflusst. Er hat also die Weltgeschichte nicht als Bestrafungsakt des Frevels verstanden, wie zum Beispiel Anaximander. Er hat nämlich das Werden in seiner Ganzheit betrachtet, und hat die Gesetzmäßigkeiten im Chaos entdeckt: Für ihn lief „alles Widerstrebende in eine Harmonie zusammen“⁴⁸.

Ein Werden und Vergehen, ein Bauen und Zerstören, ohne jede moralische Zurechnung, in ewig gleicher Unschuld, hat in dieser Welt allein das Spiel des Künstlers und des Kindes. Und so, wie das Kind und der Künstler spielt, spielt das ewig lebendige Feuer, baut auf und zerstört, in Unschuld – und dieses Spiel spielt der Aeon mit sich. [...] Nicht Frevelmuth, sondern der immer neu erwachende Spieltrieb ruft andre Welten ins Leben. Das Kind wirft einmal das Spielzeug weg: bald aber fängt es wieder an, in unschuldiger Laune. Sobald es aber baut, knüpft und fügt und formt es gesetzmäßig und nach inneren Ordnungen.⁴⁹

Die Welt als unschuldiges Spiel eines Kindes. Nietzsche stellt fest: „So schaut nur der ästhetische Mensch die Welt an.“⁵⁰ Der ästhetische Mensch muss nämlich an dem Entstehen des Kunstwerkes schon mal erfahren haben, dass auch im Streit der Vielheit Gesetz und Recht zur Geltung kommen und dass, „wie Nothwendigkeit und Spiel, Widerstreit und Harmonie sich zur Zeugung des Kunstwerkes paaren müssen“⁵¹. An dieser Textstelle geht Nietzsche von dem Fragment B52 aus, und zitiert es – wortwörtlich oder sinngemäß – siebenmal in der Philosophenschrift, wie Wohlfart bemerkt.⁵²

„Das ewige Leben ist ein Kind, spielend wie ein Kind, die Brettsteine setzend, die Herrschaft gehört einem Kind.“⁵³ Nach dem Altphilologen Bernays hat Heraklit bei bildlichen Ausdrücken gern auf Homer Bezug genommen, so ist es möglich, dass das Fragment B52 auf das Homersche Gleichnis (Il. 15.360ff) zurückgeht, in dem Apoll mit einem auf dem Strand spielenden Knaben verglichen wird.

Dort nun strömten sie vor in geschlossener Schar, und Apollon
Vorn, von der Ägis umstrahlt; hinstürzt' er der Danaer Mauer
Leicht, wie etwa den Sand ein Knab' am Ufer des Meeres,
Der, nachdem er ein Spiel aufbaut' in kindischer Freude,
Wieder mit Hand und Fuße die Häuflein spielend verschüttet.⁵⁴

48 PHG [Anm. 9], S. 830.

49 Ebd., S. 830f.

50 Ebd., S. 831.

51 Ebd., S. 831.

52 Wohlfart [Anm. 6], S. 235f.

53 Fragment B52. Übersetzung von Mansfeld. Wohlfart [Anm. 6], S. 26.

54 Homer: Ilias, Fünftehnter Gesang. 360ff. Übersetzt von Johann Heinrich Voß.
http://www.digbib.org/Homer_8JHvChr/De_Ilias_.pdf

Der Unterschied zum Aion-Gleichnis Heraklits besteht einerseits darin, dass es im Apoll-Gleichnis nicht vom Brettspiel sondern vom Sandspiel die Rede ist, andererseits, dass im Homerschen Gleichnis kein Wort vom Königtum vorkommt.⁵⁵ Meiner Meinung nach korrespondiert das Homersche Gleichnis besser mit der Intention von Nietzsche besser, wenn der Name Apolls mit dem des Aion ersetzt wird. Nicht einmal seine Auslegung erklärt nämlich das Zitat von Heraklit „die Herrschaft gehört einem Kind“.

Wohlfart leistet in seinem Buch eine ausführliche etymologische Erklärung von den wichtigsten Begriffen des Heraklit-Fragments. Das Wort Aion übt eine verwirrende Wirkung mit seiner Vieldeutigkeit aus. In erster Annäherung bedeutet es ‚Leben(szeit), Zeit(dauer), lange Zeit, Ewigkeit‘.⁵⁶ Am Ende des Kapitels entscheidet sich der Verfasser für die Bedeutung ‚das Leben‘, wobei sowohl das Leben des Einzelnen, als auch das Leben im

Allgemeinen gemeint ist.⁵⁷ Nach den etymologischen Klärungen finden wir in Wohlfarts Buch eine enorm komplizierte Deutung des Heraklit-Fragments, die zwar die Mehrdeutigkeit des Textes möglichst gut behandelt, jedoch m. E. für unser Thema kein relevantes Ergebnis erzielt.

Heraklits Betrachtungsweise nennt Nietzsche ästhetisch oder künstlerisch und vergleicht mit dem Blick des kontinuierlichen, beschaulichen Gottes, was auch bedeutet, dass es hier um eine nicht-menschliche Sichtweise geht. Da die desanthropomorphisierende Betrachtungsweise von allen moralischen Bezügen befreit ist, ermöglicht sie dem Darsteller, sich über seinen Gegenstand ein annähernd getreues Bild zu machen. In diesem Sinne kann auch das ganze Denken Heraklits als wahrhaftes betrachtet werden.

Eine solche Einstellung ist mit der verwandt, die Nietzsche in der *Zweiten Unzeitgemässen Betrachtung* als überhistorische Haltung bezeichnet. Für diese Betrachtungsweise ist die folgende Überzeugung charakteristisch:

Das Vergangene und das Gegenwärtige ist Eines und dasselbe, nämlich in aller Mannigfaltigkeit typisch gleich und als Allgegenwart unvergänglicher Typen ein stillstehendes Gebilde von unverändertem Werthe und ewig gleicher Bedeutung.⁵⁸

Auch der Mensch mit überhistorischer Anschauung betrachtet die Weltgeschichte aus einer außermenschlichen Perspektive, ganz leidenschaftslos.

Die Frage wäre jetzt, was für ein Verhalten einer solchen Betrachtung angemessen wäre. In der *Dritten Unzeitgemässen Betrachtung Schopenhauer als Erzieher* wird das Wesen der Bestrebung, wahrhaftig zu sein, erklärt. „Jener He-

55 Ebd.

56 Wohlfart [Anm. 6], S. 33.

57 Ebd., S. 54.

58 HL [Anm. 1], S. 256.

roismus der Wahrhaftigkeit besteht darin, eines Tages aufzuhören, sein Spielzeug (des großen Kindes Zeit – *die Verfasserin*) zu sein.“⁵⁹ In der Abhandlung *Ueber Wahrheit und Lüge* finden wir dafür die bewusste Täuschung als Lösung. Der intuitive Mensch möchte selbst täuschen, mit Metaphern spielerisch operieren und durch das künstlerische Schaffen die Tätigkeit des Aion nachahmen.

Der Intellekt, jener Meister der Verstellung, ist so lange frei, und seinem sonstigen Sklavendienste enthoben, als er täuschen kann, ohne zu schaden und feiert dann seine Saturnalien; nie ist er üppiger, reicher, stolzer, gewandter und verwegener. Mit schöpferischem Behagen wirft er die Metaphern durcheinander und verrückt die Gränzsteine der Abstraktion [...].⁶⁰

Die ästhetische Anschauung der Welt spielt auch im Buch *Die Geburt der Tragödie* eine wichtige Rolle. Nietzsche ist auf die Folgerung gekommen: „[...] nur als ästhetisches Phänomen ist das Dasein und die Welt ewig gerechtfertigt“.⁶¹ Der Weltprozess wird hier als künstlerisches Schaffen dargestellt und in der künstlerischen Zeugung nachgeahmt. Damit wird das Werden von der moralischen Beurteilung losgelöst. Es erscheint bei Nietzsche der ewige Künstler des Weltgeschehens, der eine künstlerische Scheinwelt hervorbringt, in der wir Menschen auch als Kunstwerke leben und existieren. Das menschliche Dasein wird also als „ästhetisches Phänomen“, anders gesagt bloß als Illusion gerechtfertigt.

In diesem Sinne sei der aristotelische Ausdruck „die Nachahmung der Natur“ als adäquate Bezeichnung für die künstlerische Tätigkeit zu verstehen. Der Künstler bringt also eine künstlerische Scheinwelt ähnlicher Weise hervor, wie sich das Sein für den Menschen in einer Welt manifestiert, die lediglich Illusion ist.⁶²

Nietzsche war damals noch begeisterter Anhänger der Wagnerschen Musik und hat sein *Vorwort an Richard Wagner* (aus dem Jahre 1871) mit der Behauptung geschlossen, dass er „von der Kunst als der höchsten Aufgabe und der eigentlich metaphysischen Tätigkeit dieses Lebens [...] überzeugt“ sei.⁶³

59 SE [Anm. 10], S. 374.

60 UWL [Anm. 15], S. 888.

61 Nietzsche, Friedrich: *Die Geburt der Tragödie*. In: *Kritische Studienausgabe*. Hg. v. Giorgio Colli und Mazzino Montinari, München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Berlin: Walter de Gruyter, 1988, Bd.1.: *Nachgelassene Schriften 1870–1873* (Im Weiteren: GT), S. 47.

62 Ebd., S. 31.

63 Ebd., S. 24.

4. Schlussfolgerungen: Ein produktives Missverständnis

Die Bedeutung Heraklits für die Welt hat Nietzsche folgendermaßen zusammengefasst:

Das, was er schaute, die Lehre vom Gesetz im Werden und vom Spiel in der Nothwendigkeit, muß von jetzt ab ewig geschaut werden: er hat von diesem größten Schauspiel den Vorhang aufgezo-gen.⁶⁴

Und Nietzsche hat in diesem Schauspiel mit voller Existenz mitgespielt. Laut Neeße hat das Werk Nietzsches vom bewussten Beginn bis ins Ende unter dem Zeichen Heraklits gestanden: Von seiner Bestrebung, sich selbst als ein Kunstwerk ständig neu zu schaffen, bis zu seiner Lehre von der ewigen Wiederkehr.

Früh ist aber der Verdacht entstanden, dass es sich bei Nietzsche um ein produktives Missverständnis Heraklits handelt. Nur ist es sehr schwer zu sagen, worin es genau besteht. Neeße nimmt an, dass im Fragment B52 nicht vom Weltprozess die Rede ist, sondern vielmehr von einer eigenen Epoche Heraklits. Er unterstützt seine Vermutung damit, dass bei Heraklit von Kindern und ihrem Spiel immer etwas abschätzend gesprochen wird. Kinder sind für ihn unfertige Menschen. Es ist also unwahrscheinlich, dass er das Kinderspiel in so einen hohen Zusammenhang gesetzt hat.⁶⁵ In der Deutung von Neeße bezieht sich das Fragment auf die verrottete Zeit Heraklits: „DAS (heutige) ZEITALTER IST (nur) EIN KIND EIN SCHERZENDES KIND BEIM BRETTSPIEL. EIN KIND SITZT (heute) AUF DEM THRON“⁶⁶

Diese Interpretation können wir annehmen oder ablehnen, aber bestimmt regt sie zum Denken an. Zum Schluss möchte ich mit Neeße feststellen, dass Nietzsche in der Rezeptionsgeschichte Heraklits den bedeutendsten Platz einnimmt.⁶⁷

64 PHG [Anm. 9], S. 835.

65 Neeße [Anm. 25], S. 42.

66 Ebd., S. 42.

67 Ebd., S. 44.

Der Erste Weltkrieg als apokalyptisches Krisenszenario.

Karl Kraus' Tragödie

Die letzten Tage der Menschheit (Epilog: Die letzte Nacht)

Franziska Thiel (Fribourg)

Auch wenn Etymologie und Wortbedeutung von *Krise* nicht bekannt sind, bewirkt der Begriff doch Assoziationen, die gemeinhin mit negativen Vorstellungen und schwierigen Situationen einhergehen; gefährliche Entwicklungen einer Zeit, die Höhe- aber vor allem Wendepunkte darstellen. Wenn eine Krisensituation dauerhaft einen negativen Verlauf nimmt, spricht man von *Katastrophe*. Es nimmt nicht Wunder, dass diese Begriffe Konjunktur haben und scheinbar nicht an Aktualität einbüßen. Gemeinsam mit ihnen kommt nicht selten ein weiterer Begriff zum Vorschein, der sich in das Wortfeld von *Krise* und *Katastrophe* integrieren lässt: Die *Apokalypse*.

Ob der Weltuntergang naht, gerade schon begonnen hat oder kurz vor seiner Vollendung steht, war, ist und bleibt ein vielbesprochenes und scheinbar unerschöpfliches Thema: Überall findet sich eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit Welt-Untergang, Welt-Krisen und Katastrophen. Lässt man seinen Blick in der heutigen Zeit schweifen, wird die Wirkungsmächtigkeit der *Krise* und apokalyptischer Denkfiguren deutlich.

1. Die Faszination der Krise: Die Apokalypse des Johannes

Im allgemeinen Sprachgebrauch wie auch in den Künsten operieren wir mit einem Begriff, der aus der Bibel stammt: *Apokalypse*. Bei ihr handelt es sich um das letzte Buch der Bibel, welches seinen Namen aus dem ersten Wort im griechischen Original erhielt: ἀποκάλυψις, was mit *Enthüllung* oder *Offenbarung* übersetzt wird. Als Gattungsbezeichnung *Apokalyptik* wird der Begriff auf die religiösen Schriften angewandt, die geheimes Wissen über die Geschichte und Zukunft der Welt und deren Ende offenbaren.¹ Obwohl sich apokalyptische Schriften schon im Alten Testament finden, ist die *Johannesoffenbarung* aus dem Neuen Testament Namensgeber dieser literarischen Gattung:² Diese hat

1 Siehe Conzelmann, Hans – Lindemann, Andreas: *Arbeitsbuch zum Neuen Testament*. Stuttgart: UTB, 2004, S. 44f.

2 Zum Verhältnis und den Unterschieden von Apokalyptik und Prophetie siehe den Eintrag von Eduard Reuss *Johanneische Apokalypse* in der Allgemeinen Encyclopädie der

zugleich eine ganze Denkrichtung generiert³ und die europäische Geisteshaltung maßgeblich beeinflusst.

Die Genese apokalyptischer Texte, so lässt sich konstatieren, vollzieht sich meist in Zeiten der Bedrohung und Krise. Die Entstehung der *Johannesoffenbarung* wird auf das Ende der Regierungszeit des röm. Kaisers Domitian datiert.⁴ Die Jahre 95/96 werden gemeinhin als eine Krisenzeit beschrieben, in der es zu spannungsvollen Auseinandersetzungen mit dem röm. Staat sowie dem Kaiserkult kam und der Druck der Christenverfolgung zunahm.⁵

Die *Johannesoffenbarung* ist geprägt durch ein dichtes Handlungs- und Bildgeflecht. Mit einer Fülle an Bildfolgen werden die Schrecken der kommenden Endzeit, das Weltgericht und die Errichtung eines neuen Jerusalems – das kommende Heil – dargestellt. Die *Apokalypse* selbst enthält Motive, die zum kulturellen Gemeingut avancierten und sich auch in Karl Kraus' *Die letzten Tage der Menschheit* niederschlagen. So verbinden wir mit apokalyptischen Szenarien bspw. folgende Beschreibung aus der *Offenbarung*⁶: „da geschah ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde finster wie ein schwarzer Sack, und der Mond wurde wie Blut, und die Sterne des Himmels fielen auf die Erde“ (Offb 6,12–13).

Ferner sind die apokalyptischen Reiter, die Plagen sowie Tiermetaphorik und Finsternis Motive, die wir mit Zerstörung und Weltuntergang assoziieren. Besonders auch die Darstellung des Satans prägt die *Offenbarung*. Zudem findet sich in ihr ein steter Dualismus zwischen der alten und neuen Welt, den wir auf qualitativer, moralischer sowie personaler und bildlicher Ebene auch in Kraus' Werk finden.

Die gesamte *Offenbarung* durchzieht dabei eine Kombinatorik aus Sprache qua Rede und Schriftlichkeit; ihr ist ein weiterer intermedialer Übersetzungsvorgang eigen – von der Optik oder Akustik in die Sprache und Schrift: „und [ich] hörte hinter mir eine große Stimme wie von einer Posaune, die da sprach:

Wissenschaften und Künste, II. Section, 22. Theil, hg. von Johann Samuel Ersch und Johann Gottfried Gruber (1843); abgedruckt in Koch, Klaus – Schmidt, Johann M. (Hg.): *Apokalyptik*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1982, S. 31–40, hier: S. 32–37.

3 Siehe Conzelmann – Lindemann [Anm. 1], S. 44.

4 Siehe Strobel, August: Apokalypse des Johannes. In: Krause, Gerhard – Müller, Gerhard (Hg.): *Theologische Realenzyklopädie*. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 1978 (Bd. 3), S. 174–189, hier S. 178–179.

5 Siehe ebd., S. 187.

6 Die folgenden Textbeispiele aus der Johannesoffenbarung sind entnommen aus: *Die Bibel nach der Übersetzung Martin Luthers*. Hg. von der Deutschen Bibelgesellschaft, Stuttgart: DBG, 1999, S. 280–297.

Was du siehst, das schreibe in ein Buch“ (Offb 1, 10–11) oder: „Selig ist, der da liest und die da hören die Worte der Weissagung“ (Offb 1,3).

Diese Übersetzung vollzieht sich durch eine Fülle an Vergleichen respektive Bildern: Ungewöhnliches, die Empirie Übersteigendes soll benannt, das Transzendente vermittelt werden. Somit greift der Verfasser in seinen persönlichen Visionen auf allgemein bekannte Bilder zurück, um das Unbekannte zu vermitteln. Durch den Versuch der Darstellung des scheinbar Nicht-Darstellbaren wird die Sprache an ihre Grenzen getrieben, sie entdeckt dadurch neue Möglichkeiten und erfährt so eine Erweiterung, besonders das Niederschreiben eines apokalyptischen Geschehens kann eine solche Erweiterung darstellen.

Neben dem visionären Sprechen liegt eine weitere Besonderheit der *Offenbarung* in der Klangqualität: Zum einen findet sich eine Rhythmisierung durch formelhaftes Sprechen und Wiederholungen, bspw. der Akklamationsformel *Amen* oder des *Halleluja*. Zum anderen wird eine bestimmte Klangqualität über die Evokation zahlreicher Naturgeräusche wie Blitz und Donner oder Tiergeräusche vermittelt. Des Weiteren lässt sich eine große Stimmenvielfalt erkennen: In der *Offenbarung* herrscht eine enorme Polyphonie, die Jacques Derrida als apokalyptischen Ton bezeichnet: Man verliert den Überblick über Erzählstimmen und Erzählerstimme. Wer sagt wem was? Wer richtet was an wen? „Von dem Augenblick an, wo man nicht mehr weiß, wer spricht oder wer schreibt, wird der Text apokalyptisch.“⁷

Religiöse Modelle vom Ende und Anfang, vom Weltuntergang und Gottesgericht gibt es in unterschiedlichen Ausprägungen. Das Besondere an der *Apokalypse* ist, dass dieser religiöse Text es vermag, die künstlerische Produktion zu animieren. Meist findet er in Krisenzeiten Eingang in die Künste; dies – vielleicht abgesehen von der *Genesis* – vermögen andere religiöse Texte kaum. Die *Apokalypse* fungiert als Impulsgeber auch für die literarische Produktion wegen ihres visionären Charakters. Im Kern handelt es sich um die Erlösung der Gläubigen, das kommende Reich Gottes als Neuanfang für die auserwählte Menschheit. Doch finden die Schreckens- und Untergangsvisionen eine stärkere künstlerische Bearbeitung. Dies liegt nicht zuletzt an der Besonderheit dieser Visionen: Obwohl es sich bei den Visionen des Johannes um angeblich individuell geschauter handelt, wirken sie kollektiv und global.

Von großer Bedeutung ist zudem, dass die neutestamentliche *Apokalypse* als Endzeitmodell auch mit Zunahme der Säkularisierung der Gesellschaft über eine enorme Anziehungskraft und Wirkungsmächtigkeit verfügt. In der Moderne

7 Derrida, Jacques: Von einem neuerdings erhobenen apokalyptischen Ton in der Philosophie. In: Ders.: *Apokalypse*. Hg. von Peter Engelmann, übersetzt von Michael Wetzell. Graz–Wien: Passagen-Verlag, 1985, S. 11–75, hier: S. 60.

wird dies in der Kunst durch die Auseinandersetzung mit Krisenszenarien, Industrie, Großstadt, Militarisierung und letztlich Massenvernichtung deutlich. Verstärkt seit 1900 provozieren die Menschen und mit ihnen die zivilisatorischen Neuerungen und Umbrüche apokalyptisches Schreiben.

Auf besonders prägnante Weise generiert der Erste Weltkrieg neue Dimensionen endzeitlicher Denkfiguren, da mit Beginn der militärischen Massenvernichtung apokalyptische Szenarien global wurden und der Mensch, nicht die Natur, sich selbst vernichtet. So ist die Moderne eine Epoche, die maßgeblich apokalyptische Ängste evoziert, wobei anzumerken ist, dass der Ursprung nicht mehr in religiösen Untergangs- und Erneuerungsfantasmen liegt, sondern im Prozess der Zivilisation selbst.⁸

2. Kraus' apokalyptisches Krisenszenario: *Die letzten Tage der Menschheit: Die letzte Nacht*

Das Werk *Die letzten Tage der Menschheit* und besonders der Epilog *Die letzte Nacht* reagiert auf eine unzweifelhafte Krise. Karl Kraus (1874–1836) verfasste die einzelnen Teile seiner *Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog* in der Zeit des Ersten Weltkrieges. Die Jahre zwischen 1914 und 1918 können als paradigmatische Krise Anfang des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden. Die Zukunftsforscher Anthony J. Wiener und Herman Kahn haben 1962 Charakteristika der Krise erarbeitet, die sich ausnahmslos auf die Zeit des Ersten Weltkrieges übertragen lassen: das Gefühl der Bedrohung, die Notwendigkeit Entscheidungen zu fällen, ein Anstieg an Unsicherheit sowie Dringlichkeit, Zeitdruck und das Gefühl, dass das Ergebnis dieser Krise bedeutend für die Zukunft ist, zudem auf emotionaler Seite das Gefühl von Verzweiflung und Wut.⁹

Diese Charakteristika sind in Kraus' Krisendarstellung des Ersten Weltkrieges – in *Die letzten Tage der Menschheit* – dezidiert verarbeitet. Darüber hinaus findet sich im Kontext der Kriegsjahre zur *Krise* eine Assoziation aus der Medizin: *Crisis* als rascher Fieberabfall bei Infektionskrankheiten oder Höhe-

8 Siehe hierzu die Einleitung in: Grimm, Gunter E. – Faulstich, Werner – Kuon, Peter (Hg.): *Apokalypse. Weltuntergangsvisionen in der Literatur des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986, S. 7–13, hier: S. 8f.

9 Siehe Schiffmann, Dieter: *Begrüßungsrede zum Hambacher Disput. Krisen als Chance? Herausforderungen und Visionen für Europa und Deutschland*. 20.09.2005. Miesbach: Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz, 2005, S. 5–11, hier: S. 6. http://www.politische-bildung-rlp.de/fileadmin/download_neu/krise_als_chance.pdf (Zugriff am: 06.08.2012).

/Wendepunkt einer Krankheit.¹⁰ Dies lässt sich in Verbindung mit Kraus lesen, der schon 1908 in einem mit *Apokalypse* betitelten offenen Brief eine Gesellschaftsdiagnose stellte, die die kommende Verschärfung der Krisenzeit antizipiert. Denn die technikbesessene und fortschrittsgläubige Gesellschaft kranke an sich selbst und steuere Anfang des 20. Jahrhunderts direkt auf einen drastischen Wendepunkt zu:

Eine kosmische Unzufriedenheit gibt sich [...] kund, Sommerschnee und Winterhitze demonstrieren gegen den Materialismus, der das Dasein zum Prokrustesbett macht, Krankheit der Seele als Bauchweh behandelt und das Antlitz der Natur entstellen möchte [...]. Aber unsereins nimmt ein Erdbeben als Protest gegen die Sicherheit dieser Ordnung ohneweiteres hin und zweifelt keinen Augenblick an der Möglichkeit, daß ein Übermaß menschlicher Dummheit die Elemente empören könnte.¹¹

Kraus attestierte seiner Zeit den kommenden Untergang, denn „[d]er wahre Weltuntergang ist die Vernichtung des Geistes, der andere hängt von dem gleichgiltigen Versuch ab, ob nach Vernichtung des Geistes noch eine Welt bestehen kann.“¹² Diese „Tragik einer gefallenen Menschheit“¹³ manifestierte sich für Kraus dann im Ersten Weltkrieg. Die technische Vernichtung von Mensch und Natur erreichte ein bis dato unbekanntes Ausmaß. In dieser Zeit schreibt Kraus *Die letzten Tage der Menschheit*. Er arbeitete von 1915 bis 1917 an den Akten und veröffentlichte diese während des Krieges in seiner Zeitschrift *Die Fackel*. Der Druck des Gesamtwerkes wurde 1920/1921 vorgenommen. Der Epilog *Die letzte Nacht* jedoch wurde schon im Dezember 1918 als Sonderdruck veröffentlicht.¹⁴ Das Stück hat keine fortlaufende Handlung, es sind eher lose aneinander gereihte, kurze Szenen, mit sowohl realen als auch fiktiven Figuren in verschiedenen Situationen des Kriegsalltags. Die Handlungsorte sind u.a. Wien, Südtirol oder, wie in *Die letzte Nacht*, ein Schlachtfeld. Der Autor selbst hielt ob der Dichte seines Werkes eine Aufführung des gesamten Stückes für

10 Siehe *Krise* in Pfeifer, Wolfgang (Hg.): *Etymologisches Wörterbuch des Deutschen*. Berlin: Akademie-Verlag, 1993 (A–L), S. 735.

11 Kraus, Karl: *Apokalypse*. Offener Brief an das Publikum. In: Ders.: *Schriften. Band 4. Untergang der Welt durch schwarze Magie*. Hg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989, S. 9–20, hier: S. 10.

12 Ebd., S. 14.

13 Ebd., S. 10.

14 Zur ausführlichen Darstellung der Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte des Werkes siehe Wagenknecht, Christian: *Entstehung und Überlieferung*. In: Kraus, Karl: *Schriften. Band 10. Die letzten Tage der Menschheit*. Tragödie in fünf Akten mit Vorspiel und Epilog. Hg. von Christian Wagenknecht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1986, S. 775–785.

ausgeschlossen. Der Epilog jedoch wurde von Kraus persönlich als separater Text rezitiert; und auch als Bühnenstück wurde zu Kraus' Lebzeiten nur *Die letzte Nacht*, losgelöst vom Gesamtwerk, aufgeführt.

Auffällig am Epilog ist die widersprüchliche, harte Struktur mit vielen Sprecher-, Orts- und Figurenwechseln, die nicht konsistent erscheint, vor allem aber die Leser und Leserinnen verwirren dürfte. Die Figuren interagieren nicht wirklich miteinander, sind endindividualisiert und wirken wie *Hülsen* oder *Masken*. Der Erste Weltkrieg als Krisenszenario ist in *Die letzte Nacht* allgegenwärtig, es wird von Materialschlacht gesprochen und der Mensch wird auf Material reduziert. Schon die erste Regieanweisung beinhaltet ein apokalyptisches Szenario: „Schlachtfeld. [...] Sternenlose Nacht. Der Horizont ist eine Flammenwand. Leichen. Sterbende. Männer und Frauen mit Gasmasken tauchen auf.“¹⁵ Dieses bekannte apokalyptische Bilde einer sternenlosen Nacht wird hier um eine neue Komponente erweitert: die *Gasmasken*. Die Kombination aus tradierten und neuen, spezifisch modernen apokalyptischen Bildern durchläuft den gesamten Epilog: Kriegsberichterstatte steigen mit einer *Kodak* aus einem *Auto*; oder der Schauplatz wird wie folgt beschrieben: „Ein scharlachfleckiger Mond tritt aus den Wolken, die in schwarzgelben und farbigen Fetzen hängen. [...] Drei Panzerautomobile erscheinen.“¹⁶

Auch in der Figurenrede wird die neuartige apokalyptische Verschränkung direkt verbalisiert wenn die *Stimmen von Unten* von „apokalyptischen Autobusse[n]“¹⁷ sprechen.

Die Regieanweisungen am Ende des Epilogs lassen die apokalyptischen Motive dann kulminieren: *Blutregen*, *Ascheregen*, *Völlige Finsternis*, *Welten-donner* und *Untergang*.¹⁸

Neben dieser apokalyptischen Bilderwelt finden sich weitere apokalyptische Bezüge zur *Johannesoffenbarung*, etwa das visionäre Sprechen. Das Reden an sich wird in *Die letzten Tage der Menschheit* durchgehend thematisiert, nie aber so apokalyptisch wie im Epilog. Auch das Ende des Sprechens, somit das Ende der Stimme, geht damit einher: „DER ZWEITE. Einen schweigsamen Helden, / den schweigen wir tot.“¹⁹ oder „DER STERBENDE. „Geschwinde – geschwinde – / seht, wie ich – mich – winde –“.²⁰

Besonders die Verbindung von *Stimme* und apokalyptischen Bildern ist das Prägante am Epilog. Man könnte sogar von einem Drama der Rede respektive

15 Kraus [Anm. 14], S. 731.

16 Ebd., S. 758.

17 Ebd., S. 763.

18 Siehe ebd., S. 764–770.

19 Ebd., S. 737.

20 Ebd., S. 736.

der Geräusche sprechen, da sich eine Vielfalt der Redeformen erkennen lässt. Die Polyphonie und Misstöne steigern sich im Verlauf des Epilogs und erlangen am Ende *ex negativo* den Höhepunkt, wenn es gipfelt in: „*Ruhe. STIMME VON OBEN. Der Sturm gelangt. Die Nacht war wild. / Zerstört ist Gottes Ebenbild! Großes Schweigen.*“²¹

Ein weiterer Aspekt vom Ende des Sprechens ist der Fragmentarismus. Die Sprache ist zerrissen, es ist eine Rede des Endes und das Ende der Stimme: „*DER STERBENDE. Mein Weib – ach – ich – bitt – / das ist – eine Qual –*“.²²

Hier lässt sich eine direkte Verbindung zu Derridas Überlegungen zum *apokalyptischen Ton* ziehen: Wenn das Reden über das Ende das Ende selbst ist – „*la fin de la fin*“²³, ist folglich der, der diese Prophezeiung ausspricht, der letzte Mensch, der spricht. Hier steht nicht nur der Mensch unmittelbar vor dem Ende, sondern die Sprache selbst. Besonders diese Verbindung von *Sprachverlust* und *Krise* lässt sich bei Kraus sowohl formal als auch inhaltlich erkennen.

Als weitere Variante des apokalyptischen *Tons* kann der *Chor der Hyänen* betrachtet werden. Ihr Gesang beinhaltet Wiederholungen und Reime, sodass ein Beschwörungscharakter entsteht:

So sei's! So sei's!
Doch nur leis! Nur leis!
Die Schlacht war heiß
und durch euren Schweiß
[...]
ist gestiegen der Preis.²⁴

Die Hyänen als Form der Tiermetaphorik sind zudem ein tragender Aspekt der Bildlichkeit und treten als apokalyptisches Inventar gemeinsam mit den zum Allgemeinplatz gewordenen Motiven wie Finsternis, Feuer und Donner auf. Auch die Plagen als Vorboten der Apokalypse werden im Epilog aufgegriffen, doch wird deutlich, dass sich die Moderne ihre apokalyptischen Vorboten selbst schafft:

Doktor-Ing. Abendrot. [...]
Mit unseren ausgesuchtesten Gasen
jagten wir aus dem Feld nur die falschen Hasen.
Doch fortan, kein Hase bleibt auf dem Platz,
dank unserem Lungenpestersatz!²⁵

21 Ebd., S. 770.

22 Ebd., S. 737.

23 Derrida [Anm. 7], S. 47.

24 Kraus [Anm. 14], S. 749.

25 Ebd., S. 745.

Wie in der *Johannesoffenbarung* kommt in *Die letzte Nacht* der Gestalt des Antichristen eine tragende und bildliche Rolle zu: Hier ist es der *Herr der Hyänen*, dessen „riesenhafte Silhouette“²⁶ sein Gefolge verstummen lässt.

Dieser Antichrist dient nicht nur dem typisch apokalyptischen Dualismus, ihm wird in der modernen Apokalypse bei Kraus eine weitere, essentielle Bedeutung zuteil. Der Kraus'sche Antichrist konterkariert die gesamte Offenbarung, er pervertiert sie und gibt ihr somit eine neue, moderne Dimension. Die neue, kommende Zeit ist nicht mehr das Reich Gottes, sondern seines; die Hölle:

Ich tret' an seine Stelle,
die Hölle ist die Helle!
Ich bin der Antichrist.²⁷

Das Böse hat gesiegt und eine neue Zeitrechnung beginnt:

Er weicht dem guten Bösen.
Er wollt' die Welt erlösen;
sie ist von ihm erlöst.²⁸

Das bekannte Paradigma vom Ende und Anfang aus der neutestamentlichen *Apokalypse* wird verkehrt. Das kommende göttliche Heil als Neu-Anfang wird hier zum Anfang der Hölle.

Auf die Rede des Antichristen folgt im polyphonen Zusammenschluss ein kulminierendes Gewirr aus Stimmen: *Erste Stimme, Zweite, Jene, Andere, Alle, Stimmen von Oben und Stimmen von Unten* – als Klimax lassen die Stimmen das Alte und das Neue aufeinander treffen und nach Weltendonner und Untergang muss die *Stimme von Oben* feststellen: „Zerstört ist Gottes Ebenbild!“²⁹ Daraufhin ertönt die *Stimme Gottes* nach langem Schweigen und beklagt, entschuldigt und verzweifelt: „Ich habe es nicht gewollt.“³⁰

An dieser Stelle bieten sich erneut aufschlussreiche Anknüpfungspunkte zum Begriff der *Krise*, welcher durch Kraus' Epilog-Ende auf interessante Weise konterkariert wird. Im *Historischen Wörterbuch der Philosophie* steht, dass *Krise*, abgeleitet vom griech. κρίσις, neben „Entscheidung, die einen Konflikt beendet“³¹, auch *Urteil, Beurteilung* bedeutet. Ferner liest man, dass in der *Septuaginta Krisis göttliches Gericht und Recht* repräsentiert und *Krisis* sonach als

26 Ebd., S. 750.

27 Ebd.

28 Ebd., S. 751f.

29 Ebd., S. 770.

30 Ebd.

31 Koselleck, Rainer: *Krise*. In: Ritter, Joachim – Gründer, Karlfried (Hg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel–Stuttgart: Schwabe & Co, 1976 (Band 4: I–K), S. 1235–1240, hier: S. 1235.

göttlicher Richterspruch mit Blick auf die künftige Erlösung verstanden wird³² – eine zuweilen apokalyptische Dimension des Begriffs. Mit den defensiven Worten Gottes „Ich habe es nicht gewollt“³³ zeigt sich nun bei Kraus, dass Gott zur *Krise* und/oder ihrer Bewältigung nicht mehr fähig ist. Sein Richterspruch hat keine Wirkung, er vermag nicht, Recht herzustellen. Hierin zeigt sich deutlich die Empörung und der Vorwurf an Gott: Gott ist nicht mehr in der Welt, ist verbannt, isoliert und ohne Macht – und nichts zeigt deutlicher in Krisenzeiten das Ende des Glaubens als ein machtloser Gott.

Es handelt sich folglich bei dem Epilog um einen apokalyptischen Text *ohne* erlösenden Neuanfang. Doch scheint es mir gleichwohl nicht angebracht mit Klaus Vondung von einer *kupierten Apokalypse* zu sprechen. Vondung prägte den Begriff in der Publikation *Die Apokalypse in Deutschland* (1988). Folgt man seiner Position, so kennen moderne Endzeitszenarien nur noch das endzeitliche Moment, nicht aber mehr die Erwartung eines kommenden Reiches.³⁴ Doch lässt sich vor allem auf die Moderne bezogen in vielen apokalyptischen Texten eine andere Art des Heilsversprechen erkennen, ein übergeordneter Sinn ist durchaus ersichtlich, oftmals jedoch negativ konnotiert – es fungiert der Schrecken als Prinzip des kommenden Reiches. So gestaltet es sich auch in *Die letzte Nacht*, hier gibt es ein Heilsversprechen, doch ist es eines der Hölle: „das Heil ist doch gekommen, / der Antichrist ist nah!“³⁵

3. Ein apokalyptischer Ton?

Daher erscheint es passender von einer *pervertierten Apokalypse* zu sprechen. Das Moment der Perversion ist auch direkt in der Rede enthalten: Im Monolog der *Stimme von Oben* lässt sich das apokalyptische Sprechen erkennen, hierbei handelt es sich um eine ungewöhnlich lange Sprechperiode, die sich über drei Seiten erstreckt und durch unabgeschlossene Sätze und eine expressive Fülle besticht. Diese Rede ohne Punkt und Komma treibt sich selbst immer weiter und erzeugt ob ihrer Dynamik auch Totalität, sodass sie die Rede über das Ende und zugleich eine Anklage an die Menschheit darstellt:

Wir sind denn entschlossen, euern Planeten
mit sämtlichen Fronten auszujäten
und mit allen vermessenen Erdengewürmen,
die sich erfrechten, die Sphären zu stürmen,
und wie immer sie sich gewendet haben,

32 Siehe ebd., S. 1235f.

33 Kraus [Anm. 14], S. 770. (Im Original gesperrt gedruckt).

34 Vgl. Vondung, Klaus: *Die Apokalypse in Deutschland*. München: dtv, 1988, S. 12.

35 Kraus [Anm. 14], S. 751.

das Bild der Schöpfung geschändet haben,
 die Tiere gequält und die Menschen versklavt,
 [...]
 [und] sich als Hülle irdischer Güter benutzt,
 ihre Sprache durch ihr Sprechen beschmutzt,
 und Seele und Sinne, Gedanke und Wort
 und ihr Jenseits nur aufgemacht für den Export.³⁶

Für diesen Aspekt bietet Jacques Derrida mit seinen Überlegungen *Von einem neuerdings erhobenen apokalyptischen Ton in der Philosophie* (1985) interessante Ansatzpunkte. Immanent bei Derrida ist das destruktive Moment beim Lesen apokalyptischer Texte. Er führt an, dass die Reden über die Apokalypse selbst schon apokalyptisch seien und somit Ähnlichkeit mit dem hätten, was sie bezeichneten. Jede Sprache über die Apokalypse kann „sich von ihrem Objekt nicht ausschließen.“³⁷

Er charakterisiert apokalyptische Texte als Prophezeiung und Ermahnung und hebt das Faktum des Sagens, der Verkündung des Endes und mit diesem die *Stimme* hervor.³⁸

Betrachtet man den Aspekt der Sprache qua Stimme genauer, so lässt sich festhalten, dass die Stimme ursprünglicher ist als die Schrift, da diese doppelt kodiert ist. Die Stimme sei wesentlicher und unmittelbarer für apokalyptische Texte als die Schrift, sie scheint in der Apokalypse verborgen³⁹: Das Reden über das Ende ist das Ende selbst.

Das Reden über das Ende und die schon benannte Polyphonie machen auch die Rede einer *Stimme von Oben* zu einem apokalyptischen Text:

Die Ewigkeit ist bereits angebrochen.
 Lang' wartetet ihr und warteten wir,
 wir harrten geduldig, ihr hofftet mit Gier.
 Und damit doch auf eurer noch hoffenden Erde
 nun endlich der endliche Endsieg mal werde,
 und damit sich dagegen kein Widerspruch regt
 haben wir sie erfolgreich mit Bomben belegt!⁴⁰

Besonders bei der Rezitation treten die reinen Reime hervor, aufgrund der Länge dieser Rede hat man Schwierigkeiten den Inhalt der Anklage zu greifen, der Sinn entgleitet und die Rede ist eine Rede ohne Vermittlung von Inhalten, ohne Verkündigung. Über die Sprache wird nur noch wirres Durcheinander vermit-

36 Ebd., S. 766f.

37 Derrida [Anm. 7], S. 65.

38 Siehe ebd., S. 45.

39 Siehe ebd., 52–54.

40 Kraus [Anm. 14], S. 769.

telt. Somit wird die Sprache qua Rede als Ordnungsprinzip außer Kraft gesetzt. Die Stimme kann keine Offenbarung mehr vermitteln, sie befindet sich folglich im Leerlauf. Hier wird die Rolle der *Stimme* in der neutestamentlichen *Apokalypse* verkehrt – pervertiert. Die Sprache qua Rede als essentielles Paradigma eines apokalyptischen Textes wird ad absurdum geführt.

Sprache qua Schrift jedoch – und dies vernachlässigt Derrida – transportiert den Sinn dieser Rede und im Lesen wird die Anklage an die Menschheit deutlich und vermittelbar.

Derrida greift folglich zu kurz, wenn die *Stimme*, wie hier die *Stimme von Oben*, ihre Rolle als Offenbarung und Verkündigung einbüßt.

Daher muss die Verbindung von Sprache *und* Schrift in die Analyse mit einbezogen werden, da auch der *Johannesoffenbarung* die Kombination aus Stimme und Schrift immanent ist. Besonders in Texten der Moderne wird die Sprache qua Rede als Ordnungsprinzip häufig außer Kraft gesetzt; dies muss bei der Suche nach apokalyptischen Texten immer mitgedacht werden, auch in Zeiten der größten Krise ist/muss Kultur an Aufzeichnung gebunden (sein), denn als Literatur überlebt etwas, das als Stimme dem Ende geweiht wäre.

**„Außerdem lebte man ja, ob man wollte
oder nicht, im »Galuth«, dem Exil.“¹**
**Das Exil als Resultat ständiger Krisenerfahrungen
im Leben von Arthur Holitscher**

Noémi Kordics (Oradea)

Wer erlebt hat, in der eigenen Heimat ein Ausgestoßener, ein Rechtloser geworden zu sein, wer eingesperrt gewesen ist, der vermag sein Verhältnis zu gleich welchem Wohnort nur als ein Provisorium zu betrachten. Wenn man ihn schon wissen lassen, dass er für die ihn umgebende Mehrheit ein Problem und eine Belastung sei, eine Plage und ein Unheil, eine ansteckende Krankheit oder ein Krebsgeschwulst, wenn er im eigenen Land als illegaler Dämon leben musste, dann empfindet er seine Wohnanschrift nicht mehr als gottgegebenes Schicksal. Viele Emigranten haben das Gefühl, von der Heimat, die sich als unzuverlässig herausgestellt hat, betrogen worden zu sein, weshalb das Verhältnis zu ihr ein nüchternes sein dürfe und sie ihr im Weiteren keine einseitige Liebe mehr schuldig seien.²

In seinem Essay *Vom Exil* versucht György Konrád die Schwerpunkte der mit dem Sammelbegriff *Exil* gekennzeichneten Lebenssituation und Lebensform zu skizzieren, einer Lebenssituation, derer existenzielle Tiefe er am Anfang seiner Schrift folgendermaßen formuliert: „In der Heimat vermisst ihn niemand, in der Fremde erwartet ihn niemand – die Existenz des Emigranten bedeutet endlose Flucht.“³

Das Leben des in Budapest geborenen Schriftstellers jüdischer Herkunft, Arthur Holitscher erweist sich als ständige Flucht, als ein langwieriger, nie aufhörender Prozess der Heimatsuche. Sein ganzes Leben wurde von dieser Suche nach einer Gemeinschaft, nach Gleichgesinnten markiert. Lange Zeit vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten lebte er schon im Exil, in seinem Leben sollte er sogar zweimal diese Lebensform ertragen. Viel zu viel für ein einziges Menschenleben, würden die meisten sagen, aber Holitscher war sicher

-
- 1 Holitscher, Arthur: *Lebensgeschichte eines Rebellen. Meine Erinnerungen*. Berlin: S. Fischer Verlag, 1924, S. 65.
 - 2 Konrád, György: Vom Exil (Aus dem Ungarischen von Hans-Henning Paetzke). *Die Zeit*. Vom 22.12.2003, Nr. 1, S. 1.
 - 3 Ebd., S. 1.

nicht der einzige, der als Ausgestoßener im eigenen Heimatland leben sollte. Auch sein Freund und Verehrer, Kurt Tucholsky hatte die Erfahrung des Exils im eigenen Land erlebt, und nach 1933 hatte er auch die andere, erzwungene Form des Exillebens bis zu seinem Selbstmord erlebt.

Harald Vogel äußert sich in seinem Aufsatz *Exil: das Erlebnis der Fremdheit*⁴ über die Situation des inneren und des äußeren Exils von Heine und Tucholsky folgendermaßen: „Sie lebten viel früher in einem inneren Exil, einer intellektuellen Distanz, bevor die Verbannung, das äußere Exil, erzwungen wurde.“⁵ Kurt Tucholsky, der verfolgte Autor der *Weltbühne*, der nach 1933 das Leben der Exilanten gewählt hat, lebte im norwegischen Exil. Wie Tucholskys Identitätsortung im inneren und äußeren Exil in einer Utopie einer „Solidarität der Einsamen“ endet, so ist auch das Leben von Holitscher durch eine Suche nach einer solchen Gruppe von Menschen markiert, die diese ständige unruhige Suche selbst miterlebt hatten.

Im Fall von Arthur Holitscher können wir zwischen einem inneren, selbst gewählten und einem erzwungenen, politisch-historisch verursachten Exil unterscheiden. Beide Arten des Exils verursachen bei Holitscher das Ergebnis des „schizophrenen Fremdbleibens in der Welt“⁶ und die Erfahrung von Ausgrenzung und Isolation bzw. Selbstzweifel und Einsamkeitsflucht, und werden von Verlustsängsten, Einsamkeitssyndromen, Beziehungsbrüchen und Depression⁷ begleitet. Harald Vogel fasst die wesentlichen Schwierigkeiten der Exilanten folgendermaßen zusammen:

Alle Exilautoren die in paradoxen Identitätsräumen leben, werden diese Ängste und Selbstzweifel einholen und müssen grenzgängerisch balancieren. Gerade weil in den poetisch idealisierten Identitätskonzepten die Feindbilder fehlen, kann das Gefühl der Desorientierung und Leere um sich greifen und sich die Ichspiegelung existenzgefährdend zuspitzen.⁸

1. Die Thematisierung des Exils in der Autobiographie

Für die Exilanten stellt sich das Leben in vielen Geschichten dar, sofern er sich den Luxus der Erinnerung überhaupt leisten kann. Die Situation des Schriftstellers ist ei-

4 Vogel, Harald: Exil: das Erlebnis der Fremdheit. In: Balogh, András F. – Vogel, Harald (Hg.): *Erliegst du der Götter Abgeschiedenheit*“. *Exil und Fremdheitserfahrung in der deutschen Literatur*. Klausenburg: Klausenburger Universitätsverlag, 2007, S. 15–38.

5 Ebd., S. 22.

6 Ebd., S. 35.

7 S. ebd., S. 35.

8 Ebd., S. 35.

ne andere als die der normalen Emigranten, die besser daran tun, sich nicht allzu viel den Erinnerung zu überlassen, sondern bis über die Ohren in die neue Welt einzutauchen.⁹

Holitscher hat sich den Luxus der Erinnerung geleistet, mehr noch, konnte er nur durch die Verarbeitung dieser Situation, durch *Sich-Erinnern*, sein Leben weiterführen. Die Erinnerungen haben die Funktion der Analyse, selbst das Niederschreiben bestimmter Problemen erwies sich als lebensnotwendig.

Wie wir es schon festgestellt haben, sind Autobiographien von zahlreichen Konfliktsituationen des Individuums gesteuert, die auch Brüche in der Geschichte der Identitätsbildung bedeuten können. Im autobiographischen Erzählen sind ganz bestimmte Krisen abzulesen also, in denen das Individuum unter dem Zwang gerät, sich mit seinen eigenen Problemen intensiv auseinanderzusetzen. In Holitschers Jugenderinnerungen, also schon beim Erzählen früheren Lebensabschnitten, können wir solche Erzählungen finden, die uns über eine, wegen inneren und äußeren Gründen misslungene Individuationsgeschichte berichten. Seine Persönlichkeitsgeschichte bleibt ständig von einem unbewussten Widerspruch beherrscht. Wie es Sloterdijk formuliert: „er bewegt sich, was seine psychologische Lebensgeschichte angeht, ständig zwischen den Polen von Balancierung, Stabilisierung, relativ erfolgreicher Konstruktion einer Charakter- und Rollenfassade“.¹⁰

Im Fall von Holitscher können wir behaupten, dass ihm schon in seiner Kindheit seine Heimat zur Fremde wurde. Seine kulturelle Orientierung nach Wien, wie das der Fall vieler Autoren der Monarchie war, verursacht eine ambivalente Situation, in welcher sich Holitscher wie in einem Exil fühlte. Über diese Erfahrung des Ausgestoßen-Seins in seiner Kindheit berichten die ersten Kapitel seiner Autobiographie. Im ersten Band seiner Autobiographie mit dem Titel *Lebensgeschichte eines Rebellen. Meine Erinnerungen*¹¹ evoziert Holitscher jene Situationen aus seiner Kindheit, die eindeutig über das Exil-Dasein im Heimatland kundtun.

Die Frage des Eigenen und des Fremdes spielt eine wichtige Rolle im Leben von Holitscher. Alles was eigenes war, bedeutete nicht das Ungarische, sondern das Jüdische und das Deutsche. Er lernte in der Schule natürlich die ungarische Literatur und Geschichte kennen, aber blieb für ihn alles, was Ungarisch war, in einem exotischen Abstand fern. Inmitten des Assimilationsprozesses blieb er aus diesem Kreis der ungarischen Kultur weg. Er sieht Ungarn auch aus Amerika als

9 Konrád [Anm. 2], S. 3.

10 Peter Sloterdijk: *Literatur und Lebenserfahrung. Autobiographien der zwanziger Jahre*. München: Hanser Verlag, 1978, S. 75.

11 Holitscher [Anm. 1].

ein Exotikum an, er verwendet in seinen Lebenserinnerungen zwar die typischen ungarischen Wörter z. B. *kulacs*, *pálinka*, *lángos*, usw.) aber nur als komische, exotische Erscheinungen einer Kultur, die ihm in Prinzip lebenslang fremd blieb.

Er sieht das Ghetto am Ende des Dorfes St. Emerich als einen Ort an, wo endlich alles scheinbar in Ordnung, wo die Zugehörigkeit deutlich war. Obwohl die Familie Holitscher nicht im Ghetto wohnte, bedeutete die Kommunikation keine Schwierigkeit, denn „wir gehörten ja im Grunde zur selben großen Familie“.¹²

Die Zusammengehörigkeit wurde im Ghetto gestärkt und im Zusammenhang des Eigenen (des Jüdischen) und des Fremden (des Ungarischen) artikuliert:

Aber es gab im Ghetto nicht nur merkwürdige Dinge zu sehen, sondern noch merkwürdigere zu hören. Und sie betrafen zumeist diese Frage unserer Zusammengehörigkeit. Wenn Herr Kohn, der Obsthändler, oder Herr Teitelbaum, der Schächter, oder Frau Meisels von den Bewohnern des Dorfes sprachen, sagten sie: „die Gojim“ und diese Bezeichnung hatte etwas Wegwerfendes. Einmal sagte jemand: „Wir hier sind doch die einzigen Menschen im Dorf, die wirklich Bildung haben!“ dass man Deutsch sprach, dass selten oder nie ein betrunkenener Jude durch die Straße torkelnd gesehen worden war, das galt den Ghettobewohnern als Beweis dafür, dass sie im Besitz der Kultur waren und nicht die „Gojim“.¹³

Schon als Kind empfand Holitscher seine Situation innerhalb der anderen Schüler, die entweder ungarische Muttersprache hatten, oder sich schon assimilierten, sehr kompliziert. Der Grund dieser Tatsache könnte die sich auch im damaligen Schulsystem manifestierende strenge Assimilationspolitik Ungarns sein. In der Kind- und frühesten Jugendzeit des Autors aber war von den späteren Prozessen der Auflösung innerhalb des Bürgertums, von der Assimilation der Juden in Ungarn, ja selbst von der immer schwerer aufzuhaltenden wirtschaftlichen Niedergang innerhalb seiner eigenen Familie noch kaum etwas zu spüren. Der Knabe erlebt noch jüdische Hochzeit- und Beerdigungszeremonien, bekommt noch Religionsunterricht bei einem Rabbi. Auch die Geisteshaltung der jüdischen Patriarchenfamilien Budapests, die besondere Affinität zu allem Deutschen und gleichzeitige Geringschätzung des Ungarischen, wurde bestimmend für Holitschers geistige Entfaltung.

Der Assimilationsprozess und zugleich die Christianisierung des ungarischen Judentums wurden nur noch durch zwei Ereignisse, den Prozess von Tiszaeszlár und den Brand des Deutschen Theaters in der Wollgasse am 20. Dezember 1883 in Budapest verzögert. Beide, nicht zusammenhängend und zeit-

12 Ebd., S. 24.

13 Ebd., S. 24.

lich nicht aufeinander folgend, veranlassen die ungarische Aristokratie, ihrem Rassenhass die Zügel schießen zu lassen, die jüdische Bourgeoisie demgemäß, sich noch einmal in den „sittlichen Grundlagen ihrer Existenz unter dem ungarischen Volk“¹⁴ bedroht zu sehen. Dann aber schreitet der Assimilationsprozess rasch fort; als der junge Schriftsteller Holitscher im Jahre 1905 wieder nach Budapest kommt, findet er in seiner Familie beinahe nur mehr konvertierten Verwandte vor.

Im ersten Band der Autobiographien findet man Erinnerungen an seine Schulzeit am Deákplatz im Evangelischen Gymnasium, das er nicht gemocht zu haben scheint. Seine bevorzugte Sprache war das Deutsche, dennoch musste er, nachdem er zunächst von Hauslehrern erzogen worden ist und ein Jahr des Gymnasiums bei den strengen Piaristen absolviert hat, sieben Klassen lang das Evangelische Gymnasium am Deákplatz als seine Schule betrachten.

Holitscher hatte in seiner Klasse noch zwei Kameraden, deren Muttersprache Deutsch war, sie schlossen einen Bund und lebten fast isoliert in der Gemeinschaft der Klasse. Diese kleine Gruppe trug den Namen „die deutsche Insel“ und symbolisierte eigentlich die Identitätsschwierigkeiten, Doppelidentität und die meistens selbst gewählte Außenseiterrolle dieser Schüler mit jüdischer Herkunft in Ungarn. Die „deutsche Insel“ ist eigentlich als eine Art selbst gewählter, imaginärer Exilort zu betrachten:

Diese Insel bestand aus mir, meinem aus Pressburg stammenden Nachbarn zur Linken, Richard R., und meinem aus Wien stammenden Nachbarn zur Rechten [...]. Wir drei hatten uns in einer der vordersten Bänke in der Ecke bei der Tür niedergelassen und sprachen und verständigten uns zumeist in deutscher Sprache, zum Ärger der meisten Mitschüler.¹⁵

Das evangelische Gymnasium war – auch ein Anzeichen des beginnenden Assimilationsprozesses – bei den jüdischen Patrizierfamilien in Mode gekommen und unterrichtete nur in ungarischer Sprache. Der junge Holitscher sprach aber nur wenig und mit vielen Fehlern Ungarisch, diese Doppelsprachigkeit belastete ihn:

Oft, wenn ich aufgerufen wurde, musste ich meine Antwort aus dem Deutschen ins Ungarische förmlich übersetzen. Ich gab fremdartig formulierte Antworten und wurde vom Lehrer zur Rede gestellt. Auch „träumte“ ich, wie ich mich entsinne, deutsch.¹⁶

Er stellt seine eigene, höchst komplizierte Lebenssituation als allgemein gültig für Juden in Ungarn dar:

14 Ebd., S. 64.

15 Ebd., S. 39.

16 Ebd., S. 39.

Ja, man lebte unter einem magyarischen Volk und fühlte und sprach deutsch. Besser gesagt: man sprach deutsch und fühlte nichtmagyarisch. Außerdem lebte man ja, ob man wollte oder nicht, im „Galuth“, dem Exil.¹⁷

Dementsprechend sind im Zusammenhang mit Ungarn/Budapest nur unangenehme, schockierende und tragische Ereignisse erwähnt, wie etwa gerade im ersten Kapitel (*St. Emerich an der Theiß*) des ersten Bandes der Erinnerungen die Überflut in der Provinz, oder im vierten Kapitel (*Ritualmord und Theaterbrand*), welches über zwei tragische Begebenheiten, den Prozess von Tiszaeszlár und den Brand des deutschen Theaters in Budapest berichtet.

Holitscher schrieb stolz in seinem ersten autobiographischen Werk darüber, dass seine Familie ein gepflegtes Deutsch sprach:

Es wurde in der ganzen Familie ausschließlich Deutsch gesprochen, und zwar nicht das üble, verdorbene Deutsch, das man sonst in Pest zu hören bekam. Die ältere Generation erlernte die Landsprache bis ins hohen Alter nicht, während die jüngere sich im Laufe der politischen Begebenheiten auch sprachlich rasch assimilierte.¹⁸

Aus diesem Zitat resultiert eindeutig, dass mit dem Verlust der deutschen Sprache, die eine identitätsstiftende Rolle für die Juden in Ungarn (aber im Mitteleuropa überhaupt) besaß, durch die sprachliche Assimilation also, war auch die Selbstdefinition der Assimilierten immer schwieriger geworden. Auch deswegen – nicht nur aus inneren Gründen also – wählte Holitscher das Wanderleben. Er setzte sich diesem Assimilationsprozess in Ungarn und in seiner Familie wider. Auch aus diesen Gründen und wegen seiner sozialistischen Überzeugung war er auch innerhalb seiner eigenen Familie ein Außenseiter. Er konfrontiert sich auch mit dem Problem der Assimilation der Juden in Ungarn, gerade in seiner Familie begann er auch in dieser Hinsicht ein Außenseiter zu werden. Er wollte sich der Assimilation nicht preisgeben, deswegen wählte er das Pendelleben und die Pendelidentität.

Er leidet aber nicht nur unter seiner Außenseiter-Rolle als Jude in Ungarn, im Evangelischen Gymnasium, sondern auch unter dem Bewusstsein, dass seine Herkunft als Mensch auch sehr fragwürdig war, denn er stammte aus einer seltsamen Ehe:

Mein Vater hat die Tochter seiner Schwester geheiratet. Ein beliebtes Scherzspiel unter uns Kindern ist es, festzustellen, wie eigentlich das Familienverhältnis zwischen mir und meiner Mutter und meiner Schwester sei? Da meine Mutter die Nichte meines Vaters ist, ist die Tochter der Nichte meines Vaters meine... ich weiß

17 Ebd., S. 65.

18 Ebd., S. 26.

nicht mehr was. Ich scheine mein eigener Großneffe zu sein, oder wie ist das eigentlich?¹⁹

Ein wichtiger Orientierungspunkt war für das Kind und später für den erwachsenen Holitscher das Kulturleben Wiens und Österreichs überhaupt. In den Erinnerungen von Holitscher finden wir viele Aufzeichnungen, in denen die kulturstiftende Rolle Wiens eindeutig ans Licht kommt:

In Dingen des Deutschtums war man vollständig von Wien beeinflusst; man wusste von Deutschland nur, was man in Wiener Zeitungen las, und kannte von Deutschland nur München, weil es auf dem Wege nach Paris lag.²⁰

In dem 4. Kapitel beschreibt Holitscher diese Beziehung zu Wien als lebensnotwendig für das Überleben, und betrachtet diese Stadt als idealen Ort des Lebens: „Jawohl – Wien war das Ideal, die Utopie, Wien und Österreich [...] Erlösung vom Alltag.“²¹ Er verbrachte die Sommerferien, zwei Monate, in Österreich, und die Heimkehr empfand er eher als Rückkehr ins Exil:

Jedesmal, wenn wir Anfang September vom Grundlsee, aus Neuhaus oder vom Attersee nach Pest heimkehrten, empfand ich es erneut und verstärkt, dass es das Exil war, in das ich zurückzukehren genötigt war.²²

Die richtige Heimat und sich selbst, so schien es ihm damals, habe er in Österreich gefunden. Aber dieses idealisierte Bild geht in dem 6. Kapitel verloren. In diesem 6. Kapitel *Verdüsterte Stadt – Stadt im Licht*, verliert Wien an jenem Glanz, die es in den Erinnerungen des Kindes hatte:

Als ich so weit war, dass ich nach Wien durfte, da war es eine andere Stadt, nicht die Märchenstadt der Kindheit, die mich aufnahm. [...] ich war nicht mit ganzer Seele dabei, wusste, dass meine Wünsche, meine Ideale ihre Heimat, anderswo hatten.²³

In dem 8. Kapitel *Jahrhundertende* berichtet er über seine Erfahrungen in Paris. Er ist aber nicht mehr so entschlossen, hat keine feste Pläne mehr, ist wieder verunsichert in seinem Weg der Heimatsuche geworden, diese Unsicherheit ist folgendermaßen in diesem Kapitel ausgedrückt:

[D]a fühlte ich wieder diesen Schmerz, diese Unsicherheit des Niergendwohin-Gehörens, In-die-Leere-Tretens, die das, was ich aus freien Stücken verließ, mit einem Schimmer des Begherenswerten umgab, das, was ich aufsuchte, seines Schimmers entkleidete. Sollte ich umkehren, bleiben? Was trieb mich fort, und gerade nach Paris?²⁴

19 Ebd., S. 12.

20 Ebd., S. 71.

21 Ebd., S. 73.

22 Ebd., S. 74–75.

23 Ebd., S. 101.

24 Ebd., S. 147.

In dem letzten Kapitel *Geckmack der Welt* stellt er und beantwortet teilweise einige Fragen im Zusammenhang mit seiner ständigen Heimatsuche, eine Suche nach eigener Identität:

Denke ich darüber nach, was in meiner unruhigen Seele, deren Flamme nicht schwer zu entfachen ist, den nie verstummen, immer schwälenden, schwingenden, schwärmenden Wandertrieb zuzeiten so übermächtig hat anschwellen lassen, dass mir das Verweilen an dem Orte, wo ich mich befand, fast als ein körperlicher Schmerz unerträglich wurde, dann drängen sich mir Erklärungen auf, die wieder Fragen sind. Der Ahasver-Trieb des Juden, des ewig im Exil, an der Peripherie des Lebens Dahintreibenden. Was bewirkt die die Verzweiflung an dem Gefühl des Dorthin-Nichtgehörens, wo man ist und die Sucht, noch vollkommener Einsamkeit in dem Unerkannten zu erlangen? Ist Weltliebe nicht Unfähigkeit zur Hingabe an den einzigen?²⁵

Er sieht in diesem Prozess der Heimatsuche und der Reise auch einen identitätsstiftenden Prozess, wodurch das Subjekt sich selbst „aufbauen“, sich selbst „bilden“ kann:

Auf diese Weise findet man hier und dort in der Welt, an Orten und bei Menschen, zu denen man sich rätselhaft gezogen fühlt, Stücke seiner selbst und konstruiert sich aus diesen verstreuten Teilen sein Ganzes.²⁶

Er verbrachte nach vielen Jahren Auslandsaufenthalte eine Periode in Budapest, wo er sich aber nicht zu Hause fühlte, und doch so etwas Ähnliches wie Zugehörigkeitsgefühl hatte. Darüber berichtet er in dem 2. Kapitel seines zweiten autobiographischen Werkes *Mein Leben in dieser Zeit (Die Familie um die Lebenswende)*:

Wohl erkannte ich meine Vaterstadt nicht als meine Heimat an. Aber es trieb mich doch aus allen fremden Gegenden, in denen ich so etwas wie Heimat gesucht hatte, immer wieder nach diesem Ausgangspunkte zurück. Diesmal war ich fest entschlossen, Fuß zu fassen. Alles aber, alles scheiterte an der Kälte, die ich im Hause meiner Mutter, meinem Elternhause erwartete.²⁷

In dem letzten Kapitel *Das Heim oder die Weite* zeigt schon der Titel das lebenslange Pendeln des Autors zwischen Sesshaftigkeit und Nirgendwo-Gehören. Holitscher berichtet über seinen Heim(at)finden in Berlin, wo er sich eine Wohnung eingerichtet hat und nach vielen Jahren des Wanderns endlich eine scheinbare Ruhe gefunden hat:

25 Ebd., S. 226.

26 Ebd., S. 227.

27 Holitscher, Arthur: *Mein Leben in dieser Zeit. Der „Lebensgeschichte eines Rebellen“ zweiter Band (1907–1925)*. – Potsdam: Gustav Kiepenheuer Verlag, 1928, S. 22.

Aber noch das Jenseits lockt wie unbekannte Ferne. Dass es Jenseits ist, beweißt, wie tief in unserer Seele der Drang nach Veränderung, die Gewissheit, dass es dort, wo wir nicht sind, besser sein wird als hier, verwurzelt ruht. Wen das Leben allzu hart bedrückt, der ändere den Schauplatz seines Lebens. Die Ferne betrügt nie. Nur im Verweilen ist Betrug. Das wissen auch die Glücklichen.²⁸

Über die erste Art des Exils, über das selbst gewählte Exil, sprechen die zwei Bände der Autobiographie, die nicht nur mit der Kindheit und Jugend, sondern auch mit den Existenzschwierigkeiten des jungen Schriftstellers beschäftigen.

2. Exildasein im Spiegel der Notiz-Kalender Holitschers

Über die zweite Art des Exils, über das politisch erzwungene, bekommen wir einen tieferen Einblick aus Holitschers Notiz-Kalendern.

Die nationalsozialistische Machtübernahme bedeutet eine starke Zäsur im Leben von Holitscher: nach 1933 ist er gezwungen, sein Leben tatsächlich im Exil zu verbringen, diesmal aber in einem erzwungenen. Über diese Periode berichten solche Dokumente wie seine Notiz-Kalender²⁹, die das Exil-Dasein von Holitscher sehr detailliert schildern. Holitscher befand sich zum Zeitpunkt der Machtübernahme gerade in der französischen Hauptstadt. Er emigrierte von Paris direkt in die Schweiz, wo er zuerst in Ascona im Tessin und dann in Genf gelebt hatte.

Die inneren (psychischen) und die äußeren (politischen und finanziellen) Umstände haben zu einer Veränderung der Lebenssituation Holitschers geführt. Deswegen finden wir auf dem ersten Blatt der Kalender von 1932 bis 1938 verschiedene, manchmal sogar mehrere Adressen, je nachdem, in welchem Land, in welcher Stadt Europas er seinen Wohnsitz hatte.

Sein Freund Kurt Tucholsky formuliert diese Situation in seinem schwedischen Exil wie folgt: „Ich bin ein aufgehörter Schriftsteller“, und damit formuliert er die Grundprobleme eines Schriftstellers als Exilant in einem anderssprachigen Land: Mit dem Verlassen des eigenen Landes verliert der Exilant nicht nur sein Lesepublikum, sondern auch die eigene Sprache. Mit dem Verlust der Sprache, die immer eine identitätsstiftende Rolle im Leben des Individuums besitzt, wird auch die Kontinuität dieser Identitätsbildung problematisch.

28 Ebd., S. 228.

29 Einen wesentlichen Teil des Nachlasses von Holitscher bilden seine Notiz-Kalender. Die persönlichen Kalender Holitschers sind über die Witwe des Grafen Mihály Károlyi und den Historiker György Litván überliefert worden. Auf diesem Wege sind sie in Besitz von Ferenc Szász geraten. Mir wurden die Kalender von Csilla Szász zur Verfügung gestellt.

Nicht nur die Trennung von ihrem deutschen Publikum, sondern die Unsicherheit, ihre Werke zu veröffentlichen, schränkte die weitere Arbeit dieser Schriftsteller wesentlich ein. Nur solche Autoren, wie zum Beispiel Thomas Mann, konnten sich einen festen Lebensunterhalt auch unter diesen Bedingungen sichern. Die Mehrheit der Exilanten aber, wie auch Holitscher oder auch seinen Freunden Tucholsky und Musil, sollten unter ständiger finanzieller Unsicherheit leben. Die veränderte Lebenssituation hat viele Persönlichkeiten dieser Zeit, wie Ernst Toller, Kurt Tucholsky, Walter Benjamin oder Stefan Zweig bis zur Verzweiflung und letztendlich zum frei gewählten Tod getrieben.

3. Die Schweiz als Exilort

Die Geschichte der deutschen Exilanten in der Schweiz beginnt eben nicht mit dem Zweiten Weltkrieg. Das Thema Exil spielte in der deutschen Geschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine zentrale Rolle: Schon die Gegner des Wilhelminischen Obrigkeitsstaates und die Kritiker der Kriegsführung im Ersten Weltkrieg sollten das Land verlassen. Ganz viele wanderten in die Schweiz aus, wo sie noch freundlich aufgenommen wurden. Nach 1933 war aber die Gastfreundschaft der Schweizer nicht mehr zu finden. Die schweizerischen Behörden haben die Einwanderer misstrauisch beobachtet und haben diese unwürdig behandelt. Die schweizerische Asylpolitik wirkte sehr restriktiv auf die Exilanten, sie durften in der Schweiz keineswegs politisch tätig sein, es galt auch ein Arbeitsverbot für die Flüchtlinge. So war das Exil noch schwieriger zu ertragen. Auch Thomas Mann, der in der Schweiz als Schriftsteller sofort akzeptiert wurde, hat nach dem ersten Exiljahr skeptisch an Rudolf Kayser über die Situation in diesem Land wie folgt geschrieben: „Zu diesem Land wage ich Ihnen nicht, Mut zu machen. Es ist vielleicht das [...] den Ausländern abholdeste von allen.“

In seinem Schweizer Exil fühlte sich Robert Musil auch nach drei dort verbrachten Exiljahren vereinsamt, und bis zur endgültigen Verzweiflung getrieben.

Holitscher lebte nach einer Zeit, noch am Anfang seiner Schweizer Jahre, im Kreis seiner Bekannten und Freunden, u. a. Robert Musil, Else Lasker-Schüler. Nach einem Aufschwung innerhalb der angegebenen Situation folgte aber eine starke Isolation von Holitscher: Er geriet in einer ähnlichen Vereinsamung und Isolation wie damals in Ungarn und später in Deutschland, weil er zwischen den verschiedenen Gruppierungen innerhalb der Exilanten nicht lavieren konnte und wollte.

Das Jahr 1932 war sehr chaotisch für Holitscher. Wir finden auf der ersten Seite des Kalenders noch den Stempel mit seinem Namen und seiner Berliner Adresse. Weil er Deutschland nur am 21. März verlassen hatte (s. den Eintrag dieses Tages: *Abschied*), war diese Adresse noch gültig. Auf der ersten Seite

finden wir noch zwei weitere Adressen: *Paris, Victoria Palace Hotel, Rue Blaise Desgoffe*, bzw. *Zürich, Schwesternhaus v. Roten Kreuz*. Diese zwei Adressen bedeuten die anderen Wohnsitze von Holitscher im Jahr 1932, genauer: in Paris wohnte er zwischen dem 22. März und dem 16. August, in Zürich ab dem 17. August. In der Zeit der Pariser Aufenthalt besuchte er auch die ungarischen Emigranten, wie Mihály Károlyi, György Bölöni, Lajos Hatvany, Gyomay. Dann fuhr er nach Zürich, wo er bis am Ende des Jahres blieb. Wegen seiner Augenkrankheit hatte er in der Schweiz mehrere Operationen gehabt.

Wir wissen aus seinen Lebenserinnerungen, dass er schon vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten (und nicht nach der Machtübernahme, wie in vielen Lexiken steht!) Deutschland verlassen hatte, und sein Leben – wie ganz viele von seinen Zeitgenossen, wie etwa Thomas Mann, Kurt Tucholsky, Ernst Toller u. a. – im Exil weiterführen musste.

Diese veränderte Situation hat auch ganz viele existentielle Probleme verursacht. Holitscher war unter den ersten Schriftsteller, dessen Bücher in Deutschland verbrannt wurden. Im Exil war die Gelegenheit des Publizierens nicht immer gesichert. Hier sollen wir unbedingt erwähnen, dass Holitscher sich schon vor dem Zweiten Weltkrieg von bestimmten Gesellschaftsgruppen Deutschlands isoliert hat, und solche politische Themen in seinen Werken behandelt hat, die für viele unangenehm waren. Schon viel früher, im Jahre 1928 erscheint der zweite Band seiner Lebensgeschichte, welcher einen großen Skandal ausgelöst hat. Wegen der politischen Brisanz und der persönlichen Geständnisse, die sich in diesem zweiten Band seiner Memoiren befinden, hat sich Samuel Fischer geweigert, das Werk zu publizieren. Aus diesen Gründen hat der Verleger Samuel Fischer sein zweites autobiographisches Werk *Mein Leben in dieser Zeit. Der „Lebensgeschichte eines Rebellen“ zweiter Band (1907–1925)* nicht veröffentlicht, und so ist es bei dem Verleger Gustav Kiepenheuer in Leipzig erschienen. Kurz nach der Veröffentlichung wurde aber der Vertrieb verboten.

Auf der ersten Seite des Kalenders aus dem Jahre 1933 finden wir wieder mehrere Adressen: *Zürich, Schwesternhaus von Roten Kreuz; Ascona, Casa Bellaria; Zürich, Hotel Habis Royal; Locarno, Hotel Metropole*. Dieses Jahr ist das Jahr der Machtübernahme von Hitler in Deutschland und eine ganz schwierige Periode für Holitscher auch, der immer wieder über die politische Situation in Deutschland und in der Welt reflektiert.

Obwohl Holitscher im Jahr 1934 mehrere Reisen in Frankreich (Paris), Wien, Ascona und Lugano unternommen hatte, finden wir auf der ersten Seite des Kalenders aus diesem Jahr nur die Unterschrift von Holitscher und nur eine Orts- und Zeitangabe: *Zürich, 6. 1. 34*.

Im Jahr 1933 und in den paar darauf folgenden Jahren bedeuteten für Holitscher die Veröffentlichung seiner Werke und das Erscheinen seiner Aufsätze in

den verschiedenen Zeitungen der Emigration noch keine Schwierigkeiten. Schon 1933 erschien in einer Aufsatzsammlung verschiedener Verfasser sein Beitrag, der sich *Die Juden in der heutigen Zeit* nannte; in der ersten Nummer der *Neuen deutschen Blätter* brachte er als Vorabdruck ein Kapitel heraus, das als Titel eines größeren Werkes gedacht war und die Zustände im Dritten Reich karikieren sollte: *Gullivers Reise zu den Bläharien*.

Mit der Zeit sind die Möglichkeiten des Autors immer geringer geworden, die Pläne für eine längere Reise, vielleicht nach den USA (Kalifornien) sind nur Träume geblieben. Die Kalender-Einträge berichten sehr präzise, manchmal sogar zu präzise über die finanziell-existentielle Lage von Arthur Holitscher. Die finanzielle Lage des Autors ist so schlecht geworden, dass er sich keine längere Reise und keinen längeren Aufenthalt in Frankreich, England, Belgien oder Ungarn mehr leisten konnte. So finden wir im Jahr 1935 nur eine Adresse in seinem Kalender: *Ascona, Tessin, Schweiz*. Das bedeutet aber keine Sicherheit oder die gefundene Heimat im Exil, sondern genau den Gegenteil: in Ascona fühlte sich Holitscher wie in einem Gefängnis. Die zahlreichen Einträge berichten über diese elende Situation eines Menschen, der krank, verlassen, sogar vergessen in einem fremden Land leben, weiterleben soll. Er macht ständig Pläne für das Überleben, obwohl diese nur als Selbstermutigungen funktionieren, sie sollen die Neigungen zum Suizid vertreiben.

Die letzten drei Jahre vermitteln ein sehr trauriges Bild über den totalen körperlichen und psychischen Abbau eines Menschen. Hier haben wir aber mit einem solchen Schriftsteller zu tun, der auch in diesen Jahren die Möglichkeiten des Selbstausdrucks sucht. Immer wieder umsonst, denn die „Wohltäter“ sind nicht mehr zu finden, die Freunde sind immer weniger geworden, oder wie Holitscher selbst in einem Eintrag formuliert: „Das Ende fängt an.“

Zusammenfassend kann man feststellen, dass das Leben von Arthur Holitscher durch ein ständiges Exil gekennzeichnet ist, und zwar können wir in seinem Fall sogar mehrere Arten des Exils voneinander unterscheiden. Als Kind und später als junger Mann sah er seine Heimat als Exilort, und suchte andere Orientierungspunkte, als Erwachsene leidet er unter der Unsicherheit eine Heimat (und damit seine eigenes Selbst/seine eigene Identität) zu finden. So wurde das Exil sein Schicksal.

Das KZ – Eine Hölle? Dantes *Inferno* als Topos in der Holocaust-Literatur. Höllensbild für die und in der Erinnerung

Antonia Barboric (Graz)

In meiner Dissertation zur Holocaust-Literatur (mit besonderem Fokus auf früh entstandene und publizierte Werke) werden Elie Wiesels *Nacht*¹ sowie Udo Dietmars *Häftling...X...In der Hölle auf Erden!*² untersucht. Der erste Text ist ein weltbekanntes und als Holocaust-Literatur verstandenes Werk eines rumänisch-ungarischen, jüdischen Schriftstellers, der zweite stammt von einem unbekanntem deutschen Verfasser (Publikation unter Zuhilfenahme eines Pseudonyms), der als politischer Häftling in den Konzentrationslagern Natzweiler, Dachau und Buchenwald inhaftiert war und seinen Erfahrungsbericht bereits 1946, also unmittelbar nach Kriegsende, veröffentlichte. Die Analyse der beiden autobiografisch verfassten Texte gilt deren Narrativierung bzw. narrativen Strategien. Mit anderen Worten soll die Frage, wie aus einem Erleben eine Erzählung gemacht wurde, anhand der jeweiligen Texte geklärt werden.

Der Begriff *Holocaust-Literatur* ist innerhalb der Literaturwissenschaft diskrepant und erfordert eine ausführliche Erläuterung. Vorweg schließe ich mich Feucherts Meinung an: Holocaust-Literatur bezeichnet „alle literarischen Texte über den Holocaust. Zugrunde gelegt wird hierbei zunächst ein weites Verständnis der Metapher ‚Holocaust‘. Diese umfasst ‚alle‘ Aspekte der nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik gegen ‚alle‘ Opfergruppen.“³ Einerseits erscheint der Terminus Holocaust-Literatur als literarische Gattungsbezeichnung aufgrund gemeinsamer Merkmale innerhalb der Texte einleuchtend und nachvollziehbar; andererseits gibt es Vorwürfe, dass mit diesem einer Uneindeutigkeit hinsichtlich der literarischen Qualität und Autorenschaft sowie einer Unterminierung der jüdischen Leidensgeschichte in Bezug auf den Holocaust als maschinelle NS-Judenvernichtung zugearbeitet wird. Daher muss auch kurz erklärt werden, wie es sich mit dem Begriff *Holocaust* verhält. Meine Grundthese

-
- 1 Wiesel, Elie: *Nacht*. In: Ders.: *Die Nacht zu begraben, Elischa. Nacht, Morgenrauen, Tag*. München und Eßlingen a.N.: Bechtle, 1963, S. 17–149.
 - 2 Dietmar, Udo: *Häftling...X... In der Hölle auf Erden!* Weimar: Thüringer Volksverlag, 1946.
 - 3 Feuchert, Sascha: Einleitung Holocaust-Literatur. In: Feuchert, Sascha (Hg.): *Holocaust-Literatur. Auschwitz. Arbeitstexte für den Unterricht. Für die Sekundarstufe I*. Stuttgart: Reclam, 2000 (Universal-Bibliothek, 15047.), S. 22.

hierzu lautet, ebenfalls angelehnt an Feuchert: Der Holocaust als Begriff für den maschinell und gezielt durchgeführten Massenmord durch die Nationalsozialisten ist nicht ausschließlich mit jüdischem Bezug zu verstehen. Holocaust steht als Synonym für den Massenmord an jeglichen Menschen, die den Nationalsozialisten als Feinde galten. Neben Juden waren das Slawen, politische Gegner, Berufsverbrecher, Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Roma und Sinti, körperlich und geistig behinderte Menschen etc. Tatsache ist: Aus der Gruppe der Juden, als ‚Hauptfeinden‘, wurden sechs Millionen Menschen getötet. Um dieser Tatsache Rechnung zu tragen, wird die systematische Ausrottung der Juden mit *Shoah* bezeichnet. Da allerdings eben auch viele andere Menschen zu Feinden der NS-Ideologie ernannt und methodisch verfolgt und getötet wurden, dürfen diese ebenso wenig vergessen werden.⁴

Der vorliegende Aufsatz behandelt eine Textpassage aus Dietmars Werk, die sich auf die *Hölle* und deren Darstellung bezieht.⁵ Dazu werden auch Passagen aus anderen frühen Werken der Holocaust-Literatur verwendet, um den Gebrauch von Hölle als Übereinstimmungs- bzw. Kontrastmittel zu veranschaulichen. Die Hölle im Allgemeinen bzw. Dantes *Inferno*⁶ im Besonderen wird im Folgenden als Örtlichkeitsbeschreibung im (meta)physischen Sinn verstanden. Der Erinnerung kommt in den nachstehenden Textbeispielen eine bedeutsame Funktion zu, weil Imagination und Bildlichkeit mit Erinnerung in direktem Zusammenhang stehen. Das bedeutet als Beispiel, dass Udo Dietmar die Menschen, die er zum ersten Mal in ihrer Häftlingskleidung im KZ sieht, in Beziehung mit einem Bild aus seiner Erinnerung setzt und weiter die Erinnerung an

4 Vgl. dazu: Feuchert [Anm. 3], S. 7 f.; Habermas, Jürgen: Der Zeigefinger. Die Deutschen und ihr Denkmal. *Die Zeit* 14/1999. http://www.zeit.de/1999/14/199914.-denkmal.2_.xml (Zugriff am: 22.8.2012); Reich, Walter: Die große Lektion. *Süddeutsche Zeitung (SZ)*, 14.8.1999, S. 13. Online im Internet: <http://archiv.sueddeutsche.de/sueddz/print.php> (Zugriff am: 22.8.2012); Young, James E.: *Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretationen*. Frankfurt/Main: Jüdischer Verlag, 1992.

5 Vgl. eine Nichtvergleichsmöglichkeit bei Des Pres, Terrence: *Der Überlebende – Anatomie der Todeslager*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2008, S. 194: „Die Konzentrationslager sind die Verkörperung des Archetyps, den wir Hölle nennen. Sie waren die Hölle auf Erden, wie jeder sagt.“; S. 195: „Wir beschreiben die Lager oft als Hölle, auch die Überlebenden tun dies. Aber dieser Vergleich ist irreführend: Der Archetyp der Hölle zwingt uns eine bestimmte Wahrnehmung auf, in deren Licht die SS als satanische Monster und die Gefangenen als verdammte Seelen erscheinen.“

6 Vgl. Kofler, Peter (Hg.): *Die Hölle des Dante Alighieri von Christoph Joseph Jagemann. Die erste metrische Inferno-Übersetzung in Deutschland*. Bozen: edition sturzflüge, 2004. (essay & poesie, 16. Hg. v. Elmar Locher)

die damaligen Erlebnisse sowie an das vor Ort neu erstellte – und mit der Höllendarstellung in Verbindung gebrachte – Bild nun in seinem Bericht darlegt.

Die Ankunft im KZ Natzweiler verläuft wie aus vielen Berichten von Deportierten bekannt: Unter Beschimpfungen und Handgreiflichkeiten werden sie aus den Autos getrieben und müssen sich geordnet aufstellen. Zum ersten Mal wird Dietmar mit seinen Mithäftlingen Zeuge der Brutalitäten in einem Konzentrationslager. Die Schilderung des Geländes als Hölle präsentiert Dietmar als Vergleich mit dem *Inferno* aus Dante Alighieris *Göttlicher Komödie*. Das Individuum wird darin als „Spielball des Schicksals“ und nicht als das „souveräne Individuum“ gezeigt.⁷ „Die Überlebenden verstehen es [*das Inferno, Anm. A.B.*] allerdings als Vergleichsmetapher für recht unterschiedliche Situationen.“⁸

Ebenso setzt Dietmar die Beschreibung der Menschen und ihrer Kleidung mit der Örtlichkeit Hölle in Relation. Auf diese „Beschreibung der Hölle als archetypische Darstellung von Leid und Mißhandlung“⁹ verweist er als Bild aus der Literatur. Er erläutert das Aussehen der Gefangenen, ihre Kleidung und die Markierungen, und dieser Anblick konsterniert ihn sichtlich:

Ihre Kleidung bestand zum Teil aus zebra-gemusterten Stoffen, verblichen von Wind und Wetter, ausgewaschen, geflickt, auch schon zerrissen. Andere wieder trugen in Ermangelung dessen Zivilkleidung, auf deren Rücken ein dickes gelbes Kreuz in Oelfarbe gemalt war und ein breiter gelber Oelfarbenstreifen längs der Hosennaht verlief. Alle aber hatten auf der linken Brustseite und am rechten Hosenbein einen farbigen Winkel in Dreieckform mit der Häftlingsnummer darunter. Verschiedene besaßen Kopfbedeckungen, andere nicht.

Ich erinnerte mich, vor vielen Jahren, vor der Zeit Hitlers, einen Film über Dantes *Inferno* gesehen zu haben, wobei mir die Szenen in der Hölle noch klar vor Augen standen. An dieses Bild wurde ich in dem Augenblick erinnert, als ich diese Menschen ihre Lasten schleppen sah.¹⁰

Selbst wenn die Beschreibung eher emotionslos – wenn auch farbenfroh und detailliert geschildert – klingt, ist doch ein gewisser Eindruck zu bemerken, den dieses erste Zusammentreffen bei Dietmar hinterlassen hat. Durch die Vereinheitlichung der Kleidung bzw. Uniformierung und das gleichzeitige Ablegen der Zivilkleidung haben die Häftlinge einen Teil ihrer Individualität und vor allem

7 Reiter, Andrea: „Auf daß sie entsteigen der Dunkelheit.“ *Die literarische Bewältigung von KZ-Erfahrung*. Wien: Löcker, 1995, S. 209.

8 Ebd., S. 210.

9 Ebd., S. 197.; Vgl. dazu sowie Des Pres [Anm. 5], S. 172: Diese Beschreibung wird jedoch den „Überlebenden als Opfern nicht gerecht“. Der Grund für die Nichtrechtfertigung liegt darin, dass „nicht nur eine geistige Verstümmelung“ präsentiert wird, sondern auch der tatsächliche Tod und das Sterben dargestellt werden.

10 Dietmar [Anm. 2], S. 28.

ihre Freiheit verloren. Die „farbigen Winkel“ stehen für die ‚Ursache‘ der Inhaftierung, was Dietmar zu diesem Zeitpunkt vermutlich noch nicht gewusst hat. Auch die Kopfbedeckung, die nicht alle Häftlinge besitzen, hat gewisse Funktionen, die Dietmar noch unbekannt sind. Die Nummer ist fortan der Ersatz für den Namen, womit die Entindividualisierung gänzlich abgeschlossen ist.

Als ähnliches, ergänzendes bzw. Gegenbeispiel für die Wertigkeiten im KZ sollen hier zwei Passagen zitiert werden, eine aus Samuel Graumanns Werk *Deportiert!*, die andere aus Jorge Semprúns *Schreiben oder Leben*:

Als jeder schon, abgezehrt wie ein Skelett, den Tod apathisch erwartete, kam eines Tages der Lagerarzt und erklärte, daß die Ruhr abgeflaut und die Quarantäne aufgehoben sei. Wer arbeitsfähig sei, werde ins ‚Große Lager‘ überführt. Alle freuten sich und konnten es nicht fassen, daß wir aus der Hölle des ‚Kleinen Lagers‘ herauskommen sollten. Das ‚Große Lager‘ war ja auch eine Hölle, aber im Vergleich zum ‚Kleinen Lager‘ erschien es uns als Paradies.¹¹

Sie gingen wie Automaten, verhalten, ihre Bewegungen abwägend, ihre Schritte bemessend, außer in den Augenblicken des Tages, wo der Schritt kräftig zu sein hatte, martialisch, während des Antretens vor den SS-Leuten morgens und abends auf dem Appellplatz, beim Ausrücken und Einrücken der Arbeitskommandos. Sie gingen mit halbgeschlossenen Augen, um sich vor den brutalen Blitzen der Welt zu schützen, die flackernde kleine Flamme ihrer Lebenskraft vor den eisigen Luftzügen zu behüten.¹²

Bannasch und Hammer nehmen eine Gegenüberstellung von Imre Kertész' *Roman eines Schicksallosen* – in dem sein junger Protagonist nicht von der *Hölle* des KZ (diese kenne er nicht, wohl aber das Konzentrationslager), sondern vom *Glück* im KZ erzählt – und von Primo Levis autobiografischem Bericht *Ist das ein Mensch?* vor. In Zweiterem, das laut denselben stilbildend für spätere Werke der Holocaust-Literatur gewesen sei – es ist 1947 in Italien und erst 1961 in deutscher Übersetzung erschienen –, so konstatieren die Autorinnen¹³, sei Hölle „eine Metaphorik, die Primo Levi mit seinen literarischen Bezugnahmen auf das Inferno in Dantes *Divina Commedia* für die Schoah-Literatur vorgegeben“¹⁴ habe. Tatsächlich ist diese Aussage jedoch falsch. Denn Udo Dietmar hat – als ein Vertreter der frühen und auch deutschsprachigen Holocaust-Literatur –, wie

11 Graumann, Samuel: *Deportiert! Ein Wiener Jude berichtet*. Wien: Stern, 1947, S. 44.

12 Semprún, Jorge: *Schreiben oder Leben*. 2. Aufl. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1995, S. 27.

13 Vgl. Bannasch, Bettina – Hammer, Almuth: Jüdisches Gedächtnis und Literatur. In: Erll, Astrid – Nünning, Ansgar (Hg.): *Gedächtniskonzepte der Literaturwissenschaft. Theoretische Grundlegung und Anwendungsperspektiven*. Berlin, New York: de Gruyter, 2005, S. 285 f. (Media and Cultural Memory/Medien und kulturelle Erinnerung 2.)

14 Ebd., S. 286. – Versalien von A.B.

oben ersichtlich, in seiner bereits im Jahre 1946 (auf Deutsch) erschienenen Autobiografie bzw. KZ-Berichtsdarstellung, die das Wort *Hölle* auch im Titel trägt, schon Dantes *Inferno* thematisiert. Somit hat er zu einem früheren Zeitpunkt dieses Bild gebraucht bzw. vorgegeben. Mangels Bekanntheit ist Dietmar aber die Beachtung für diese Verwendung verwehrt geblieben.

Auch bei Young ist die Erwähnung von Hölle und Dantes Höllendarstellung zu finden.¹⁵ Sein Beispiel stammt aus Chaim Kaplans Warschauer Ghettotagebüchern, in der dieser von Danteschen Szenen in den Straßen von Warschau berichtet, um die Geschehnisse zu beschreiben.¹⁶ Gleichzeitig fragt sich Kaplan auch, wieso ausgerechnet das jüdische Volk eine solche Vernichtung erleben muss. Er bemüht, so Young, „die Metapher von Hölle und Verdammnis“¹⁷ als ein solches, nicht alltägliches Bild, das ihm zwar keine Antwort auf oder Erklärung für seine Frage liefern kann, ihm jedoch hilft, seine Verzweiflung und Hilf- bzw. Sprachlosigkeit auszudrücken. Demgemäß wird auch die Annahme bestätigt, dass eine bildhafte Sprache vornehmlich dann verwendet wird, wenn einfache Worte nicht auszureichen scheinen, um das Erleben zu beschreiben.¹⁸ Diese Gegebenheit ist bei der vorliegenden Analyse bzw. allgemein bei vielen Holocaust-Texten immer wieder festzustellen. Im Gegensatz dazu gibt es jedoch auch Texte, bei denen der Vergleich des KZ mit dem *Inferno* von Dante für den Verfasser nicht mehr ausreicht. „Die Bilder aus Dantes *Inferno* versagten bei Lows Versuch, die Erinnerungen zu beschwören: ‚Hitler’s hell was unfathomable.‘“¹⁹

Das *Inferno* bei Dante wird also bisweilen von Überlebenden als Bezugsquelle²⁰ verwendet, und dasselbe wird wohl auch öfter von den Lesern bei der Lektüre als bildhafte Vergleichsmöglichkeit herangezogen. Was man selbst nicht kennt und sich bestenfalls vorstellen kann, wird meist in Bilder bzw. bildliche Sprache gefasst. Wo Worte nicht ausreichen, um etwas zu schildern, ist ein Bild in der Imagination hilfreich. Wenn jedoch auch dieses ungewohnte Bild

15 Vgl. Young [Anm. 4], S. 66.

16 Vgl. ebd., S. 63.

17 Ebd., S. 66.

18 Vgl. ebd., S. 66.

19 Vgl. z.B. Lorenz, Dagmar C.G.: *Verfolgung bis zum Massenmord. Holocaust: Diskurse in deutscher Sprache aus der Sicht der Verfolgten*. New York, Berlin, Bern [u.a.]: Peter Lang, 1992, S. 113. (German Life and Civilization. Ed. by Jost Hermand, Vol. 11.)

20 Vgl. Reiter [Anm. 7], S. 211f.: Peter Weiss hat sich auf theoretische Art sehr viel mit Dante auseinandergesetzt; viele Überlebende haben jedoch ein nicht so großes Wissen gehabt, und zudem war es ihnen einfach nur wichtig, ein bekanntes Bild als Vergleich heranzuziehen, um das Erlebnis den Lesern und Zuhörern näherbringen zu können. Die Überlebenden können „sich weder von ihrer eigenen Erinnerung völlig distanzieren, noch verfügen sie über die nötigen Ausdrucksmittel. In einem viel unmittelbarerem Sinne sind sie daher ihrem Vorbild ausgeliefert.“

beschrieben werden soll, müssen wiederum bekannte und einer Kultur gemeinsame Bilder zu einem Vergleich eingesetzt werden. Letztendlich bedeutet das also, dass nur Vergleiche mit Bekanntem zu einer Erklärung von etwas, das jemand nicht aus eigener Erfahrung kennt, dienen können und genügen müssen. Genauso verhält es sich wiederholt bei der Beschäftigung mit Holocaust-Literatur. Da viele Leser nicht dieselbe Erfahrung teilen, sich womöglich auch vieles, was beschrieben wird (v.a. Darstellungen von Grausamkeiten), nicht vorstellen können, müssen sie vorgefertigte, tradierte Bilder zu Hilfe nehmen.

Erstaunlich erscheint bei Dietmars Textbeispiel im Vergleich zu anderen Stellen, bei denen Dante erwähnt wird, zudem, dass Dietmar an dessen Höllendarstellung bereits vor Ort denken musste, also in der Situation des Erlebens. Bei anderen Erwähnungen entsteht der Eindruck, dass Überlebende erst in ihrem Bericht, während der Abfassung desselben, das Bild Dantes als Vergleichsmöglichkeit heranziehen. Dies zeigt das oftmalige Problem der ‚Sprachlosigkeit‘ bzw. der fehlenden Worte und Vergleichsmöglichkeiten für die Geschehnisse in den Konzentrationslagern: Die meisten Verfasser von Überlebensberichten – nun also für die vorliegende Betrachtung mit Ausnahme von Dietmar – suchten also (erst) im Nachhinein nach einer adäquaten Darstellungsmöglichkeit für die KZ-Hölle und fanden sie in der bekannten Illustration Dantes.

Im KZ Buchenwald bleibt Dietmar nach seiner Überstellung aus Dachau nicht lange im Hauptlager, sondern wird kurz darauf – auf freiwillige Meldung hin – in einem Außenlager, einem Salzbergwerk²¹, stationiert. Er verwendet auch hier das Wort *Hölle*, um den Unterschied zwischen Stamm- und Außenlager beschreiben zu können: „Waren die größeren Konzentrationslager schon *Höllen*, so stellten die Außenkommandos in den meisten Fällen die reinsten *Teufelsküchen* dar, in denen das Menschenmaterial nur so vernichtet wurde.“²²

Zur Hölle gesellen sich nun auch die „Teufelsküchen“, ein ebenso schwer fassbarer Begriff, der für Leser und Nichtinvolvierte als verständlichere Beschreibung dienen soll. So, wie Dietmar die beiden Bezeichnungen nun hintereinander verwendet, ist eine Art Steigerung erkennbar, und zwar von der „Hölle“ Konzentrationslager hin zur „Teufelsküche“ Außenkommando. Ferner erläutert Dietmar, dass es für Buchenwald verschiedene Außenlager „im gesamten Thüringer Gebiet, in Sachsen, Anhalt, im Ruhrgebiet, ja bis an den Rhein“²³ gege-

21 Vgl. ebd., S. 106: Wie die Häftlinge erst später erfuhren, hätten in diesen Werken die „Geheimwaffen V1 und V2“ hergestellt werden sollen.

22 Dietmar [Anm. 2], S. 103. – Kursivierung von A.B.

23 Ebd.

ben hat, „eine Unmenge dieser Höllen“²⁴, wie er weiterhin den Begriff *Hölle* betont.²⁵

Schließlich bleibt noch Claude Conter zu zitieren, der in einem Aufsatz zur frühen Holocaust-Literatur der 1930er-Jahre hinsichtlich der Entstehungsgeschichte bzw. Chronologie der Holocaust-Literatur Folgendes festgestellt hat, was durch einen Text wie jenem von Udo Dietmar und eben noch früher erschienenen Werken gänzlich belegt werden kann: „Die Holocaust-Literatur beginnt nicht nach 1945, sie beginnt bereits in den 30er Jahren.“²⁶

24 Ebd.

25 Weitere Beispiele aus frühen Werken der Holocaust-Literatur: Graumann [Anm. 11], S. 36: Kapitelüberschrift: „Marterhölle ‚Kleines Lager‘“; Dietmar [Anm. 2], S. 71: „Dachau, Hölle auf Erden, wer wird dich je vergessen?“; Dietmar [Anm. 2], S. 102: „Aus einer Hölle kommend, marschierten wir in die andere!“; Freund, Julius: *O Buchenwald!* Klagenfurt: Selbstverlag, 1945, S. 37: „Es war die Hölle auf Erden.“

26 Conter, Claude: KZ-Literatur der 30er Jahre oder die Genese der KZ-Darstellung. In: Conter, Claude (Hg.): *Literatur und Holocaust*. Universität Bamberg, 1996, S. 30. (Fußnoten zur Literatur. Hg. v. Wulf Segebrecht, 38.); Bereits zu dieser Zeit entstanden Texte (zum überwiegenden Großteil von politischen Häftlingen) über deren KZ-Erfahrung. Er hat sogenannte Zeitzeugen-, Lager- oder KZ-Berichte untersucht, die eben bereits in den Dreißigerjahren publiziert worden sind und heute – aufgrund vermeintlich fehlender literarischer Qualität – allzu oft nicht als Teil der Holocaust-Literatur angesehen werden. Dabei hat er Themen und Topoi gefunden, die nach 1945 zum Grundstock dieser Art der Holocaust-Literatur geworden sind.

„durch die tausend Finsternisse todbringender Rede...“ Aspekte und dichterischer Ausdruck der Sprachkrise bei Paul Celan

Andrea Bánffi-Benedek (Oradea)

Denkt man bei Paul Celan an Krise, fällt einem gleich auch das Stichwort Wende ein: Wende nach dem Holocaust: der lebenslange Schuldkomplex den Genozid überlebt zu haben; Wende im Exil: das Wahrnehmen der eigenen psychischen Gefährdung, Wende nach dem Trauma der unberechtigt gegen ihn erhobenen Plagiatsvorwürfe. All diese Wendepunkte haben Krisen bei ihm ausgelöst und sich in seine Lyrik tief eingeschrieben. Im Folgenden werden zentrale Wendepunkte und deren dichterischer Ausdruck herausgegriffen und unter die Lupe genommen: es handelt sich um die Wende nach Auschwitz, welche die Notwendigkeit einer Wende der poetischen Sprache fordert und dies bei Celan im Topos der *Atemwende* kulminieren lässt.

Denkt man bei Celan an Krise und Wende ist eine Diskussion über seine spezifische Sprache und sein Sprachverständnis unumgänglich. Er verstand „Sprache“ im Sinne Heideggers als *Haus des Seins*¹ stellvertretend für seine eigene Existenz.

Das Denken baut am Haus des Seins, als welches die Fuge des Seins je geschickhaft das Wesen des Menschen in das Wohnen in der Wahrheit des Seins verfügt. Dieses Wohnen ist das Wesen des „In-der- Weltseins“ (vgl. „S. u. Z.“, S. 54.). Der dortige Hinweis auf das „In-Sein“ als „Wohnen“ ist keine etymologische Spielerei. Der Hinweis in dem Vortrag von 1936 auf Hölderlins Wort „Voll Verdienst, doch dichterisch wohnt / der Mensch auf dieser Erde“ ist keine Ausschmückung eines Denkens, das sich aus der Wissenschaft in die Poesie rettet. Die Rede vom Haus des Seins ist keine Übertragung des Bildes vom „Haus“ auf das Sein, sondern aus dem sachgemäß gedachten Wesen des Seins werden wir eines Tages eher denken können, was „Haus“ und „wohnen“ sind.²

Da die Ineinssetzung von Sprache und Existenz, Sprache und Sprachreflexion, bzw. Poesie und Poetologie bei Celan unmittelbar auf einander verweisen, macht hier dieses Einschreiben der Krisen das Spezifische seiner Gedichte aus. „Ich hatte mich, das eine wie das andere Mal, von einem, 20. Jänner, von mei-

1 Vgl.: Heidegger, Martin: Brief über den Humanismus. In: Ders.: *Wegmarken. Gesamtausgabe*. Bd. 9. Hg. v. Friedrich-Wilhelm von Herrmann. Frankfurt a.M.: V. Klostermann, 1976.

2 Ebd., S. 358.

nem, 20. Jänner, hergeschriebenen“³, deutet Paul Celan in der *Meridian-Rede* auf die sein Leben und seine Sprache bestimmende erste Wende hin. Dieses entscheidende Datum, der 20. Januar 1942, der Tag der Wannsee-Konferenz, löste die drängende Krise aus, die auf sein dichterisches Schaffen den entscheidenden Einfluss ausübte und gleichzeitig als Schreibanlass fungierte. Die Erinnerung an die erste, entscheidende Wende ist für ihn eine poetische Verpflichtung und Notwendigkeit⁴.

Celan, der in seinem 1964 geschriebenen Gedicht *Schwarz*⁵ von einer *Erinnerungswunde* spricht, hat immer wieder betont, dass er erinnern wollte, wiewohl er daran litt⁶: „Schwarz / wie die Erinnerungswunde, / wühlen die Augen nach dir / in dem von Herzzähnen hell- / gebissenen Kronland, / das unser Bett bleibt.“⁷ Diese historisch-biographisch bedingte Wende führt dann zu weiteren Wendungen, die erste und wichtigste darunter ist die Abwende von der korrumpierten Sprache. Schmitz-Emans schreibt Folgendes darüber:

Unbestreitbar ist das Gewicht, welches dem Thema Sprache bei Celan zukommt; seinen Gedichten geht es in mehr als einer Hinsicht um *Worte* und *Namen*. [...] Analoges gilt für die wenigen, aber wichtigen theoretischen Standortbestimmungen Celans. Aus diesen wird (wie aus den Gedichten) ablesbar, dass der Anlaß zur poetischen Reflexion über Sprache eine tiefe Krise dieser Sprache und ihrer Sprecher ist. Diese Krise hat zum einen historische Gründe. Sprache ist dadurch fragwürdig, ja tief verdächtig geworden, daß sie sich den totalitären Systemen und ihrer Vernichtungsmaschinerie gefügig erwies. Jener schon von Karl Kraus diagnostizierte Mißbrauch der Wörter ist in der Ära des Faschismus auf die Spitze getrieben worden. Zu Phrasen geronnen, durch ihren Gebrauch entstellt, in den Dienst menschenverachtender Ideologien genommen, ja als mittelbares Mordinstrument funktionalisiert, haben die Wörter sich entwertet und können nicht mehr unbefangen verwendet werden. [...] Sagbares ist obsolet geworden, und selbst literarische Texte verhielten sich gegenüber möglichen Formen des Mißbrauchs nicht als resistent.⁸

-
- 3 Celan, Paul: *Der Meridian. Rede anlässlich der Verleihung des Georg-Büchner-Preises. Darmstadt, am 22. Oktober 1960*. In: Celan, Paul: *Gesammelte Werke in sieben Bänden*. [Im Weiteren: GW]. Bd. 3. Hg. v. Beda Allemann und Stefan Reichert. Frankfurt am Main, Suhrkamp, 2000, S. 201.
- 4 Szondi, Peter: *Durch die Enge geführt*. In: Ders.: *Essays: Satz und Gegensatz. Lektüren und Lektionen. Celan-Studien. Anhang: Frühe Aufsätze*. 1. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1978, S. 383.
- 5 *Schwarz*. In: GW II, S. 57.
- 6 Vgl.: Knaap, Ewout van der: *„Nacht und Nebel“: Gedächtnis des Holocaust und internationale Wirkungsgeschichte*. Göttingen: Wallstein-Verlag, 2008, S. 212.
- 7 *Schwarz*. In: GW II, S. 57.
- 8 Schmitz-Emans, Monika: *Poesie als Dialog. Vergleichende Studien zu Paul Celan und seinem literarischen Umfeld*. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag, 1993, S. 185.

Diese Bemerkung betrifft natürlich die deutsche Sprache, das einzige Ausdrucksmedium, in welchem er sich das Schreiben vorstellen konnte. Zwar gewinnen das Jiddische und vor allem das Hebräische Anteil an Paul Celans Poetik der Erinnerung⁹ an die Wende und Krise, ist die Bedeutung, welche der deutschen Sprache in seinem Leben zukommt unumstritten. Er ist in seiner Heimat, in der Bukowina, als deutschsprachiger Jude, wie er einmal in einem Rundfunkinterview für Kol Israel formulierte: in und mit dieser Sprache aufgewachsen und ohne den engen Kontakt zur deutschen Literatur hätte er kaum gewusst, wie er hätte weiter schreiben können¹⁰.

„Und duldest du, Mutter, wie einst, ach, daheim, / den leisen, den deutschen, den schmerzlichen Reim?“¹¹ Richtet sich die berühmte Frage eines deutschsprachigen Juden, nach dem Umgang mit den kulturellen Idealen seiner Muttersprache und mit dem Wissen über die Shoah in einem frühen Gedicht des Autors. Dieser in der Dichotomie Muttersprache – Mördersprache, letztere für Celan immerhin auch die Sprache der Kunst entwickelte Gegensatz, die produktive Krise wird zum Movens seines dichterischen Handelns. In der Rede zur Entgegennahme des Bremer Literaturpreises (1958) schreibt Celan Folgendes:

Erreichbar, nah und unverloren inmitten der Verluste blieb dies Eine: die Sprache. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah. Aber sie ging durch dieses Geschehen.¹²

Celan wendet sich also von der Scheinheiligkeit der Sprache und lyrischen Sprachspielereien ab¹³. „Es geht mir nicht um Wohllaut, es geht mir um Wahr-

9 Vgl.: ebd., S. 102.

10 Rundfunkinterview für Kol Israel (Stimme Israels), im Rahmen der Sendung *Auf den schmalen Wegen der Literatur* (über Chaim Juda Grade, André Schwarz-Bart, Isaac Bashevis Singer, Paul Celan), Jerusalem 1970, aufgenommen während Celans Israel-Aufenthalt vom 30.09.1969 – 17.10.1969. Der deutsche Originalwortlaut, in der Sendung durch eine hebräische Übersetzung überblendet, ist nicht erhalten; eine Rückübersetzung u.a. von Lydia Koelle, ist teilweise transkribiert in: Koelle, Lydia: *Paul Celans pneumatisches Judentum. Gott-Rede und menschliche Existenz nach der Shoah*. Mainz: Matthias-Grünwald-Verlag, 1997, S. 57, 66f., 100.

11 *Nähe der Gräber*. In: GW III, S. 20.

12 *Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der freien Hansestadt Bremen, 1958*. In: GW III, S. 185f.

13 Vgl.: Seng, Joachim: *Auf den Kreis-Wegen der Dichtung. Zyklische Komposition bei Paul Celan am Beispiel der Gedichtbände bis „Sprachgitter“*. Heidelberg: Carl Winter, 1998, S. 266.

heit“¹⁴ schreibt er an Jean Firges, als er sich gegen eine banalisierende Lesart seiner Todesfuge zur Wehr setzt. Die korrumpierte Muttersprache muss nun von ihren Verkrustungen gereinigt und produktiv verwendet werden, denn das zur Untat gewordene Gespräch ist immer schwieriger geworden, oder mit Steiner: „It becomes a »meta-German« cleansed of historical-political dirt and thus, alone, usable by a profoundly Jewish voice after the holocaust.“¹⁵

Von der oben diskutierten existentiellen und sprachlichen Krise getrieben flucht Celan Brocken aus anderen Sprachen, insbesondere aus dem Hebräischen in das Gedichtgewebe hinein: Gedichttitel wie *Schibboleth* und *Hawdalah* sowie Einzelwörter bzw. Wendungen wie *Hosianna*¹⁶, *Kaddisch* und *Jiskor*¹⁷, *Aschreij*¹⁸, *Kumiori*¹⁹, *Hachnissini*²⁰ oder *Sabbath*²¹, binden den Sprecher an ein Volk und dessen Sprache. Es handelt sich um ein Spiel mit Polyglossie und Intertextualität, das die Grenzen der sprachlichen der deutschen Sprache Möglichkeiten sprengt und diese dadurch rehabilitiert oder mit Jean Bollack sich um ihre Juadisierung²² bemüht. Celan wendet sich also zu einer ihre Grenzen sprengenden, anderen deutschen Sprache, worüber sich der Autor in der *Antwort auf eine Umfrage der Librairie Flinker*²³ folgenderweise äußert:

Düsterstes im Gedächtnis, Fragwürdigstes um sich her, kann sie [die deutsche Lyrik], bei aller Vergegenwärtigung der Tradition, in der sie steht, nicht mehr die Sprache sprechen, die manches geneigte Ohr immer noch von ihr zu erwarten scheint. Ihre Sprache ist nüchterner, faktischer geworden, sie mißtraut dem *Schönen*, sie versucht, wahr zu sein.²⁴

Das Ungenügen der Sprache ist natürlich ein alter dichterischer Topos und der Kampf gegen die als verbraucht und schemenhaft empfundene Sprache des All-

14 Firges, Jean: Sprache und Sein in der Dichtung Paul Celans. In: *Muttersprache. Zeitschrift zur Pflege und Erforschung der Deutschen Sprache*. 72 Jg. H.9. September 1962, S. 266f.

15 Steiner, George: *After Babel: Aspects of Language and Translation*. Oxford: Oxford University Press, 1975, S. 409.

16 Vgl.: *Engführung*. In: GW I, S. 195.

17 Vgl.: *Die Schleuse*. In: GW I, S. 222.

18 *Wenn ich nicht weiß, nicht weiß*. In: GW II, S. 154.

19 *Du sei wie du*. In: GW I, S. 327.

20 *Mandelnde*. In: GW III, S. 95.

21 *Rebleute*. In: GW III, S. 123.

22 Vgl.: Bollack, Jean: Paul Celan. *Poetik der Fremdheit*. Aus dem Französischen von Werner Wögerbauer. Wien: Zsolnay Verlag, 2000, S. 191.

23 Vgl.: *Antwort auf eine Umfrage der Librairie Flinker*. Paris, 1958. In: GW III, 167f.

24 Ebd.

tags ist spätestens seit Nietzsche ein philosophischer Gemeinplatz.²⁵ Was bisher über die Hinwendung zu einer neuen Sprache gesagt wurde, ist also für die moderne Lyrik und für die Lyrik nach Auschwitz insgesamt gültig. Was aber diese Wendung als spezifisch gekennzeichnet und von anderen Autoren trennt ist das schon am Anfang dieser Studie erwähnte Einschreiben in das Gedicht. „Wirklichkeit ist nicht, Wirklichkeit will gesucht und gewonnen sein.“²⁶ – sagte einmal Celan und wies dadurch auf seine Grundauffassung vom Gedicht hin, nämlich auf das Gedicht als Wirklichkeitssuche. Diesem Dichtungsverständnis nach soll das Gedicht den Bezug zu einer anderen Wirklichkeit herstellen und diesen verinnerlichen.

Sprache ist für Celan kein lyrisches Abbildungsmittel mehr, sondern Realitätsentwurf. Oder mit Böschenstein: „er sah nicht Abbild einer Wirklichkeit, sondern Wortlandschaft sah er [...], nicht Dinge, die sich zu Wörtern verwandeln, sondern Worte, die zu Dingen werden.“²⁷ Der Weg der Suche führt durch Wortlandschaften, wo die Worte dingfest gemacht werden. Menschen und Bücher, Landschaft und Sprache, lexikalische Reminiszenz an die reale Heimat und geschichtlich-topographische Utopie fließen bei Celan in einander.

Demnach sind die zahlreichen Hebraismen und das für seine Sprache typische hebräische Sprachdenken Ausdruck der Sehnsucht und Wirklichkeitssuche. In die poetische Sprache des Autors schreibt sich eine weitere Wende hinein: nämlich die Konstituierung des Gedichts durch die Begegnung. „*Das Gedicht spricht ja!*“²⁸ – sagte Celan einmal. Die Dichtung, welche von ihm als „das schicksalhaft Einmalige der Sprache“²⁹ benannt wird, ist auf das Sprechen angewiesen, ihr ist also der Dialog inhärent. So Celan: „Das Gedicht will zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber. Es sucht es auf, es spricht sich ihm zu. /Jedes Ding, jeder Mensch ist dem Gedicht, das auf das Andere zuhält, eine Gestalt dieses Anderen.“³⁰

Aus den dichtungstheoretischen Schriften wie aus vielleicht allen Gedichten des Autors ist zu entnehmen, dass die Hinwendung zur neuen Sprache zugleich die Hinwendung zum Anderen impliziert. Namhafte Celan-Forscher weisen da-

25 Vgl.: Liska, Vivian: Wurzelgeträum, blutunterwaschen. Zu einem Motiv im Werk Paul Celans. In: Lamping, Dieter (Hg.): *Identität und Gedächtnis in der jüdischen Literatur nach 1945*. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2003, S. 112.

26 *Antwort auf eine Umfrage der Librairie Flinker, Paris, 1958*. In: GW. III, S. 168.

27 Böschenstein, Bernhard: Gespräche und Gänge mit Paul Celan. In: Bevilacqua, Giuseppe [Hg.]: *Paul Celan: zwei Reden*. Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 1990, S. 11.

28 Celan [Anm. 3], S. 196.

29 Ebd., S. 175.

30 Ebd., S. 198.

rauf hin, dass das grammatische Geschlecht des *Anderen* an vielen Stellen bewusst ambivalent gehalten sei (der oder das Andere):

Angesichts dieser extrem erschwerten Ausgangslage verbinden sich für Celan Probleme des Schreibens und der Identität eng mit einer Suche nach dem Verlorenen und nach Gott. Das Sprechen wird zu einem Gespräch mit dem anderen und dem Anderen(Gott). Dabei höhlt Celan eine als Medium der Kommunikation begriffene Sprache aus und deckt deren Grenzen auf, um diese zu überschreiten. In der Hinwendung zum Anderen, im Einander-Zugewandt-Sein sieht er zugleich die Bedingung des Gelingens eines jeden Dialogs als Möglichkeit der Erfahrung des Anderen und der Selbstfindung.³¹

Persönliche Krisen wirken auf Celans Dichtung produktiv aus. Jede existentielle Krise lässt ihre Spuren im Gedicht und wird auf eigener Art, aber sie wird ausgesprochen. Gedichte, welche persönlichen Wendepunkten eingedenk bleiben, müssen nach Celan weiterhin geschrieben werden. „es sind / noch Lieder zu singen jenseits / der Menschen.“³² – lauten die berühmten Zeilen des Fadensonnen-Gedichts, dass in der Celan-Forschung oft auf Adornos – später zurückgenommenes – Diktum, nach Auschwitz könne man keine Gedichte mehr schreiben, bezogen wird.

Sprachkrise bedeutet für ihn längst keine Verweigerung der Poesie oder Verstummung, das *Jenseits* steht keinesfalls außerhalb der Verständlichkeit:

Für Celan ist Dichtung Dialog nicht einfach im Sinne der Begegnung mit dem „Anderen“ oder dem „ganz Anderen“, mit „niemand“ oder „Niemand“. Ein Dialog in vollem Sinne kommt für ihn dann zustande, wenn die Begegnung mit dem Anderen eine Selbstbegegnung ermöglicht und einleitet. Ohne diese Umkehrung würde man Celans Dialogkonzeption nur sehr verkürzt erfassen. Denn sie ist für Celan Bedingung eines anderen Sprechens. Sie stellt das Moment dar, mit dessen Hilfe die todbringende Rede, die Sprache der Shoa, mit einem anderen, einem neuen Sprechen überschritten werden kann. Die Sprache, so wurde bereits aus der Bremer Rede zitiert, sei durch dieses Geschehen hindurch gegangen, „durch furchtbares Verstummen“, und „durfte wieder zutage treten, angereichert von all dem.“ Versteht man, was Celan die „tausend Finsternisse todbringender Rede“ nennt, versteht man den Tod selbst als das Andere, dann wird augenscheinlich, dass für Celan die Erfahrung der Shoa ein andersartiges Sprechen einleitet, in der (dichterische) Sprache erst nach einem Durchgang durch den Tod denkbar ist, da sie die Erfahrung des Todes in sich trägt, diese nicht kaschiert, sondern darüber Rechenschaft ablegt. Das Adverb „wieder“ in der Aussage, die Sprache habe „wieder zutage treten“ dürfen, indiziert in dieser Konzeption eine Umkehrbewegung, durch die Sprache wieder möglich ge-

31 Djoufack, Patrice: *Entortung, hybride Sprache und Identitätsbildung. Zur Erfindung der Sprache und Identität bei Franz Kafka, Elias Canetti und Paul Celan*. Göttingen: Vandenhoeck& Ruprecht, 2010, S. 23.

32 *Fadensonnen*. In: GW II, S. 26.

worden sei. Im Durchgang durch den Tod und in der Umkehrung vollzieht sich eine radikale Transformation der poetischen Sprache, die eine Selbstfindung des – dichterischen – Subjekts ermöglicht.³³

Seine auf die Dichtung beschränkte Sprache entzieht sich nur scheinbar einer Deutung, denn die Thematisierung der Sprache, welche bei ihm *per definitionem* nie fehlt, im krassen Widerspruch zum Rückzug steht. Denkt man also im Falle Celans an Sprachkrise ist diese nicht im herkömmlichen Sinne zu verstehen: „die vielberedete Sprachkrise der Moderne erscheint im Vergleich zum Celanschen Kontext als ästhetisches Spiel.“³⁴ Schreibt Vivian Liska in einer Studie über Celan. Um ein *meta-German* handelt es sich bei Celan keinesfalls. Auch wenn er die Sprache in ihre kleinsten Bestandteile zerlegt, und das werden wir vorwiegend im Spätwerk sehen, in den Gedichten aus den letzten Lebensjahren, versammelt in den Bänden *Lichtzwang* (1970), *Schneepart* (1971) und *Zeitgehöft* (1976) –aus dem Nachlass –lässt er in ihr das Sinnpotential und der so entstandene eigene Kosmos dient dazu, vorgegebene Inhalte neu zu sagen und zu strukturieren aber vor allem zu sagen.³⁵

„Dichtung: Das kann eine Atemwende bedeuten.“³⁶ – lautet die poetologische Sentenz Paul Celans und damit wird auf eine weitere entscheidende Wende hingewiesen: *Atemwende* betitelt er auch seinen in 1967 erschienen fünften Gedichtband. Dieser Topos, der seine Lyrik wie eine Konstante (Atembaum, Atemreflex, Atemkristall, u.s.w.) durchzieht bedeutet für ihn *Richtung und Schicksal*³⁷ oder mit Menninghaus ein Medium und direktes Element des dichterischen Sprechens, welches Artikulation und Intonation umfasst.³⁸ Es handelt sich um einen weiteren Aspekt also, welcher das Gedicht an die Grenzen der Sprache schiebt, indem er die Wende des Atems verschriftlicht.

Der Atem selbst wird nämlich durch seine Thematisierung und oft durch seine Markierung³⁹ mit Inhalt gefüllt. Die Notation von Pausen, welche ihr bewusstes Mitlesen fordert, rückt den Text über ihre Grenzen in die Nähe eines anderen Medium, und zwar der Musik. Pausen werden bei Celan schriftlich fast ebenso eindeutig eingesetzt wie in einer musikalischen Partitur. Denn hier wird dem Schweigen, ähnlich wie in der Partitur, durch Zeichen (vertikale Linien, Asterisken, Sternen, Leerstellen) ein eindeutiger Signifikant zugeschrieben. Der

33 Djoufack [Anm. 31], S. 367f.

34 Vgl.: Liska [Anm. 25], S. 112.

35 Vgl.: ebd., S. 333.

36 Celan [Anm. 3], S. 195.

37 Ebd.

38 Menninghaus, Winfried: *Paul Celan. Magie der Form*. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 1980, S. 47f.

39 Vgl.: *Anabasis*. In: GW I, S. 256.

Atem bleibt nicht nur auf der inhaltlichen Ebene, sondern wird zu einer markierten Einheit und fester Bestandteil vieler Gedichte. Die Verschriftlichung und Materialisierung des Schweigens, die Tatsache, dass Celan dem Schweigen einen eindeutigen Signifikant zuschreibt, ist wiederum ein Aspekt seiner Produktiven Sprachkrise. Geschriebenes Schweigen stellt die Betonung des Schweigens dar, ein nicht verstummen wollender Widerstand gegen das, was geschah.

Sei zuletzt eine letzte Wende erwähnt, wo wir schon über Leerstellen gesprochen haben sein das Gedicht *Engführung* im Kontext der Krisen und Wendepunkte erwähnt. Es handelt sich um die Wende in die allertiefste Enge. Das aus „eng führen“ gebildete Nomen impliziert neben der musikalischen Bedeutung auch strikte Durchführung des Gedichts, die die Wende in die Enge eines Weges, welchen der Leser mitzugehen habe, sie ist der Weg der in die Tiefe führenden Akt der Erinnerung.⁴⁰ Die Entstehungszeit des Bandes *Sprachgitter* (1959) wurde durch weitere deprimierende biographisch-, bzw. politisch-gesellschaftliche Erfahrungen des Autors geprägt: die Goll-Affäre, das von Celan als ablehnend empfundene Verhalten deutschsprachiger Autoren und Kritiker, Antisemitismus, sowie Diskussionen über die Atombewaffnung der Bundeswehr oder das Erstarken der Rechten in Frankreich.

Die Gedichte des Bandes und die den Gedichtband abschließende *Engführung* zeigen die Revision des bisherigen dichterischen Sprechens. Zu dieser Revision zählt Jürgen Lehmann⁴¹ u.a. die stilistische Kontur der Gedichte aus *Sprachgitter* (welche von Verlust und Gewinn, Reduktion und Wachstum, Dekonstruktion und Konstruktion bestimmt sind), das konsequente Befragen der Sprache und der traditionellen dichterischen Verfahren sowie die Sprachreduktion. Letztere manifestiert sich im Laufe des Bandes nicht nur durch die schon besprochenen Verstummen anzeigende Leerstellen, Asterisken, Doppelpunkte, punktierte Linien, Klammern, oder durch die Reduktion auf einzelne Silben, Morpheme und Lexeme. Zum neuen Sprechen gehört nach Lehmann auch die Reduktion auf der semantischen Ebene: durch die Verwendung von Lexemen, wie *Silbe*⁴², *Partikel*⁴³, durch die wiederholte Verwendung des Zahlwortes *ein*.⁴⁴ Dieser Prozess zeigt sich auch auf der strukturellen Ebene u.a. im Dekonstruieren

40 Vgl.: Ivanović, Christine: Windgerecht. In: Lehmann, Jürgen [Hg.]: *Kommentar zu Paul Celans Sprachgitter*. Heidelberg: Carl Winter, 2005, S. 435.

41 Lehmann, Jürgen: 4. Sprachgitter. In: May, Markus – Gossens, Peter – Lehmann, Jürgen [Hg.]: *Celan-Handbuch. Leben – Werk – Wirken*. Stuttgart: J.B. Metzler, 2008, S. 75f.

42 Vgl.: *Unten*. In: GW I, S. 157.

43 Vgl.: *Engführung*. In: GW I, S. 195.

44 Vgl.: *Unter ein Bild*. In: GW I, S. 155.; *Ein Tag und noch einer*. In: GW I, S. 179.; *Ein Auge, offen*. In: GW I, S. 187.

ren von Lexemen in einzelne Morpheme und ihre Trennung am Zeilenende (*Ho-
ho / sianna*⁴⁵), oder die Isolierung des Einzelwortes durch seine Lösung aus
grammatischen oder syntaktischen Kontexten mit Hilfe von Interpunktion, Ap-
position oder Klammer. Diese Reduzierungen sind nach Lehmann:

Ausdruck einer Tendenz zum Schweigen, die sich ihrerseits einer durch die Schoah
begründeten, zutiefst verstörenden Wirklichkeitserfahrung verdankt. Zugleich beto-
nen die Gedichte allerdings auch immer wieder die sprachliche Potentialität dieses
Schweigens. Denn die genannten Leerstellen, Asterisken und andere typographi-
schen Zeichen besitzen wichtige semantische und strukturierende Funktionen.⁴⁶

Die technische Moderne dringt in die Lieder der späten Gedichte hinein. Der
Lärm moderner Straßenwalzen und Pressluftschlämmer oder Flugzeuge ist die Ab-
sage und zugleich die Suche nach einer literarischen Tradition. Die Sprache be-
müht sich noch immer um die Erneuerung ihrer ursprünglichen Aussagekraft:
Die dichterische Sprache wird in *Schneepart* (1971) auf die Metasprache und
Fachterminologie der Phonetik reduziert, wenn es noch von jeglicher Artikulati-
on oder Lautproduktion die Rede ist.

Durch einen kurzen Einblick in dieses extrem reiche Oeuvre hat der vorlie-
gende Beitrag einige Aspekte und dichterische Ausdrucksmöglichkeiten der
Sprachkrise bei Paul Celan aufzuzeigen versucht. Dabei wollte ich die Aufmerk-
samkeit auf die Tatsache lenken, dass es verkehrt wäre diese Sprachkrise und
die damit verbundene Sprachskepsis geistesgeschichtlich auf die Hofmannsthals
Chandos-Brief zu beziehen. Zusammenfassend lässt es sich sagen, dass hier, wo
Sprache und Geschichtserfahrung dermaßen unmittelbar auf einander verweisen,
jegliche existenzielle Krise auch als Sprachkrise, eine andere auf Celans eigene
Weise eine mediale Grenzen sprengende, extrem produktive Krise zu verstehen
ist.

45 Vgl.: *Engführung*. In: GW I, S. 203.

46 Lehmann [Anm. 41], S. 76.

Im Leben viele Krisen.
Zu Erich Loests grandioser Autobiographie
Durch die Erde ein Riss

Detlef Gwosc (Mittweida – Hamburg/Berlin/München)

Als Erich Loest 1964 nach einer verbüßten Strafe von 7 1/2 Jahren Zuchthaus wegen vorgeblich staatsfeindlicher Aktivitäten entlassen wird, beginnt der Autor wieder zu schreiben. Allerdings keine Gegenwartsromane wie vor der Haft, sondern vor allem Kriminalromane – und dies unter Pseudonym. Anderes war ihm in der DDR vorerst nicht möglich. Als Anfang der siebziger Jahre Erich Honecker in der DDR an die Macht kommt und verkündet, es gäbe fortan keine Tabus mehr für Kunst und Literatur, beginnt Loest mit der literarischen Arbeit an seiner Autobiographie; einer Lebensgeschichte, die dann freilich doch auch wieder nicht im Osten Deutschland erscheinen kann. Zum endgültigen Bruch zwischen Loest und den Oberen in der DDR kommt es Ende 1979. Loest konstatiert eine – für ihn dauerhaft nicht hinnehmbare – „Verhärtung und Verengung“ im Bereich der Kulturpolitik, „insbesondere im Bereich der Literatur“.¹

Der Autor stellt schließlich einen Ausreiseantrag, weil er für seine Arbeit, „das Schreiben und Veröffentlichen von Gegenwartsliteratur aus meiner Sicht, keine Möglichkeit mehr sehe“ und zudem vom literarischen Leben „total isoliert“ sei, da sein wesentlicher Verlag „alle Zusammenarbeit aufgekündigt hat“, er somit in der DDR „keine Wirkungsmöglichkeit und keine Aufgabe mehr“ habe.² Ausgestattet mit einem Dreijahresvisum siedelt Loest 1981 in die Bundesrepublik Deutschland über. Im gleichen Jahr erscheint unter dem überdeutlich-symbolischen Titel³ *Durch die Erde ein Riss* bei Hoffman & Campe in Hamburg der erste Teil einer beeindruckenden Autobiographie.⁴

1 Vgl. Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch), DR 1/16908, Bl. 37.

2 Vgl. Erich Loest in einem Brief vom 23. November 1979 an das Ministerium für Kultur, Hauptverwaltung Literatur und Verlagswesen. In: SAPMO-BArch, DR 1/16908, Bl. 32.

3 Vgl. o. Verf.: Leider nur ein halber Lebenslauf „von drüben“. *Giessener Anzeiger*, 30. April 1982.

4 Erich Loests Bücher sind häufig von autobiographischen Zügen geprägt, von einer Autobiographie im klassischen Sinne kann aber nur im Zusammenhang mit *Durch die Erde ein Riss* und *Der Zorn des Schafes* (1990) gesprochen werden. Zum letztgenannten Buch, faktisch dem zweiten Teil der Autobiographie, siehe: Gwosc, Detlef: Mit dem

Die deutsche Geschichte hat auf sehr spezifische Weise die Dramaturgie des Lebenslaufes von Erich Loest mitgeschrieben⁵, deshalb ist die „Lebensgeschichte Loests von tiefen Einschnitten, Brüchen und Umbrüchen gezeichnet [...]. Sie formt sich durch historische Schocks und Traumata, die eine gleichförmige, das Selbst entfaltende Entwicklung [...] unmöglich machen.“⁶ Loests Leben ist schlussendlich eine „Vita mit Knick“.⁷

Uneingeschränkt kann man sich der Einschätzung von Cornelia Geissler anlässlich des 80. Geburtstages des Autors anschließen: „Beispielhafter kann eine deutsche Biographie kaum sein. Betrachtet man das Leben des Erich Loest bis heute [...], hat man die Etappen und Wendepunkte des 20. Jahrhunderts. Und auch das Euvre spiegelt die Verwerfungen der deutschen Geschichte.“⁸ Die Literaturkritikerin fährt in ihrem Beitrag fort:

Weil Erich Loest ein Realist ist, gilt das längst nicht nur für die autobiographischen Bücher. Der Titel seines ‚Lebenslaufs‘ allerdings, *Durch die Erde ein Riss* (1981), kann gut als Motto seines Schaffens stehen. Zwar gibt es noch andere Gegenwartsauf Autoren, die die Entwicklung der deutschen Mentalität des letzten halben Jahrhunderts in Büchern einfingen, etwa Günter Grass und Martin Walser, Günter de Bruyn und Christa Wolf. Künstlerisch mögen sie dabei weiter gekommen sein – aber niemand hat wie Loest das Drama der deutschen Teilung und deren Folgen so erlebt und Literatur werden lassen.⁹

Erich Loest nennt seinen Text im Untertitel einen „Lebenslauf“; das Buch zeichnet in der Folge „den nicht ganz untypischen Weg eines Mannes vom Jahrgang 1926“¹⁰: Ein exemplarisches Leben, das Leben einer mehrfach „geprüften Generation“¹¹ oder einfach ein deutscher „Lebenslauf unter Hakenkreuz und Ro-

Zorn des Schafes. Fortsetzung der Lebensgeschichte des unbequemen Autors Erich Loest. *Brandenburgische Neueste Nachrichten*, 13. Juni 1991.

- 5 Vgl. Vetter, Gottfried: Politik in Büchern und Zeitschriften. Besprechung in der Sendung. *NDR 1*, 23. Mai 1982.
- 6 Braun, Peter: *Durch die Erde ein Riss. Beobachtungen zu den autobiographischen Büchern von Erich Loest*. In: Gansel, Carsten – Jacob, Joachim (Hg.): *Geschichte, die noch qualmt. Erich Loest und sein Werk*. Göttingen, 2011, S. 131.
- 7 Vgl. Franke, Konrad: o.T. *Playboy*, Oktober 1981.
- 8 Geissler, Cornelia: Er ist das Volk. Und er war Teil des deutschen Dramas. Dem Schriftsteller Erich Loest zum 80. Geburtstag. *Berliner Zeitung*, 24. Februar 2006.
- 9 Geissler [Anm. 8].
- 10 Vgl. Wallmann, Jürgen P.: Einer vom Jahrgang `26. (Rez.) *Rheinische Post*, 2. Januar 1982.
- 11 Vgl. Vetter, Gottfried: Rez. *NDR 3* (Hörfunk), 19. Juni 1982 (19.50–20.00 Uhr).

ter Fahne.“¹² Loests Lebensgeschichte ist nicht mehr und nicht weniger als „ein Modell für deutsches Dasein“ im 20. Jahrhundert.¹³ Sabine Brandt schrieb in ihrer Kritik anlässlich der Erstveröffentlichung des Buches:

Das Geburtsjahr, 1926, der Geburtsort, Mittweida in Sachsen, und die Neigung zum zeitgeschichtlichen Engagement sorgten dafür, dass Loest in so ziemlich alles verwickelt wurde, was Deutschland während seiner Lebensjahrzehnte für deutsche Bürger bereithielt: Hitlerzeit und Hitlerkrieg, Niederlage und deutsche Teilung, in deren Folge der Sache Loest sich als DDR-Bürger wiederfand. Er hat also einiges mitzuteilen...¹⁴

Und diese Mitteilung geschieht ohne den bösen Blick zurück: „Farbig und reich an Zwischentönen erzählt hier einer ohne Beschönigung und – erstaunlicherweise – auch ohne Verbitterung.“¹⁵ Der Autor legt mithin keine „Abrechnungsepistel“ vor¹⁶, wozu er durchaus allen Grund gehabt hätte, denn das Leben meinte es wahrlich nicht immer gut mit ihm und der Peiniger gab es zahlreiche. Aber Loest tendierte immer zu bedächtigem Urteil.¹⁷

Und so ist *Durch die Erde ein Riss*¹⁸ ebenso frei von – zumindest vordergründiger – Anklage und Groll wie frei von Verklärung oder Larmoyanz: „Wenn das Wort nicht so verbraucht wäre, müsste man dieses Buch ein ehrliches nennen. Loest beschönigt nichts, er ist zu keiner Zeit klüger als er war. Er erhebt den Anspruch, Moralist zu sein, und löst ihn ein.“¹⁹ Ohne Überheblichkeit und mit Hass allenfalls in jenen therapeutischen Dosen, die zur Erkenntnis nötig sind, schildert er zwei Totalitarismen in diesem Land, denen er beiden in gutem Glauben jeweils rund ein Jahrzehnt gedient hat.²⁰

12 Vgl. Schulze-Reimpell, Werner: Die Autobiographie des Erich Loest – ein deutscher Lebenslauf unter Hakenkreuz und Roter Fahne. Manuskript. *Deutsche Welle*, Kulturreport 10/82.

13 Vgl. Brandt, Sabine: *Durch die Erde geht ein Riss*. (Rez.) *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 7. November 1981.

14 Brandt [Anm. 13].

15 Jäger, Manfred: Wer einmal in dem Glashaus sitzt. (Rez.). *Deutsches Allgemeines Sonntagsblatt*, 12. Dezember 1982.

16 Vgl. Schoeller, Wilfried F.: Einer aus der Masse heraus: Erich Loest. *Lesezeichen*, Frankfurt. Herbst 1981/ Heft Nr. 3.

17 Vgl. Geissler [Anm. 8].

18 Zitate aus Erich Loests Autobiographie werden mit dem Kürzel *DER* und der entsprechenden Seitenzahl angegeben. Zitiergrundlage bildet die folgende Ausgabe: Loest, Erich: *Durch die Erde ein Riss*. Linden-Verlag, Leipzig, 1990.

19 Franke, Konrad: Einer vom Jahrgang 1926. Erich Loests langer Weg zu sich selbst. (Rez.). *Süddeutsche Zeitung*, 14. Oktober 1981.

20 Vgl. Corino, Karl: Verführungen einer Jugend. Rez. *Hannoversche Allgemeine Zeitung*, 17. Oktober 1981.

Der erste Teil der Autobiographie besticht insbesondere durch diese Haltung des Autors, die auch seine Erzählperspektive prägt:

Hier werden ohne Verbrämung, ohne Angst, auch vor der eigenen Schwäche, Ereignisse und Namen genannt, Zeitläufte beschrieben – nie denunziativ, nie mit der Lust an der Selbststilisierung, sondern mit dem kritischen Verständnis eines, der noch immer betroffen ist.²¹

Resümierend kann für den Autor festgehalten werden:

In diesem Lebenslauf will einer nicht recht haben, will nicht einmal rechtschaffen, sondern will: Mensch geblieben sein, will Zeugnis ablegen von den Mühen dieser Art Leben. [...] Hier kann erfahren werden, wie lange ein Deutscher des Jahrgangs 1926 brauchte, um sich zu selbst zu kommen.²²

Loest selbst sieht sich als „Spurensicherer“²³ und legt am Ende seiner „mühsamen Selbstbefragung“²⁴ einen „autobiographischen Rechenschaftsbericht“²⁵ vor, der – wie ein Kritiker völlig zu recht meinte – vielleicht nicht immer glänzend, aber allemal gut geschrieben und politisch hochinteressant ist²⁶: „Sein Bericht von den vielen Rissen im Leben des Helden L. ist denn auch nicht hohe Literatur, sondern pralles deutsches Leben.“²⁷

21 Franke [Anm. 19].

22 Franke [Anm. 19].

23 *DER*, S. 166.

24 Vgl. Braun [Anm. 6], S. 150. – Es ist beileibe keine Koketterie, die Loest zu dem Eingeständnis treibt, sich trotz größter Mühe („Der Chronist nimmt die Lupe...“ (*DER*, S. 44.) nicht an jedes Detail seiner Lebensgeschichte erinnern zu können: „Der Chronist fragt sich vergeblich.“ (*DER*, S. 165.) „Der Chronist muss passen.“ (*DER*, S. 39) Denn: „Keine Erinnerung ist geblieben.“ (*DER*, S. 113.) Nicht selten bekennt der Chronist, sich nicht sicher zu sein (vgl. *DER*, S. 271.), er zweifelt an seiner Erinnerungsfähigkeit (vgl. *DER*, S. 33): „Wer entsinnt sich denn so genau.“ (*DER*, S. 174.) Beispielhaft mag folgende Textpassage gelten: „Der Radioapparat hatte abgegeben werden müssen, eine Zeitung kam nicht ins Haus. Der Chronist entsinnt sich nicht, wie der Scholar (Loest ist in der Landwirtschaft tätig – D.G.) davon erfuhr, dass auf Japan zwei Atombomben geworden wurden, dass Japan kapitulierte und in Potsdam die Konferenz der Sieger stattfand. Aber der Chronist weiß noch, dass das Tanzverbot aufgehoben wurde.“ (*DER*, S. 103.)

25 Vgl. Wallmann, Jürgen P.: Ein autobiographischer Rechenschaftsbericht. (Rez.) *Mannheimer Morgen*, 5. Januar 1982.

26 Vgl. Schulze-Reimpell, Werner: Nicht nur vom eigenen Leben erzählt. Wege eines Autors. (Rez.) *Vorwärts* (Bonn), 6. Mai 1982.

27 Franke [Anm. 7].

Loest gelingt es, die vorbehaltlose, selbstkritische Rückschau auf das eigene Leben, die sich spannend wie ein Kriminalroman liest²⁸, zu einer grandiosen Überschau deutschen Lebens im 20. Jahrhundert werden zu lassen: „Eine Fundgrube an Material, beschränkt auf das Lebensfeld des Autors. [...] Die Welt im Wassertropfen. Unter dem Mikroskop ein Bruchteil der Zeitgeschichte, aussagekräftig, weil präzise.“²⁹

Formal-stilistische Voraussetzung dafür mag die gewählte Er-Perspektive sein, die der Rückschau den „Charakter der Annäherung“ verleiht, „des immer wieder zugegebenen Versuchs, die Wahrheit des Geschehenen nur einkreisen zu können – und sie auch aus den zeitgeschichtlichen Bedingungen heraus begreifen zu wollen“.³⁰ Vielleicht ist Loests Stil, hartnäckig in der dritten Person (zumeist ist von L. die Rede) zu erzählen, gar kein Kunstgriff, der Objektivität erzeugen soll, sondern vielmehr Indiz dafür, dass der Autor sich mit dem Buch mehr an sich selbst denn an seine Leser wendet.³¹ Beleg dafür wäre auch die Nachbemerkung Loests, dass ihm das „Sichern von Erinnerungen“ wichtiger war als der Gedanke an Publikation.³²

Zur Wahrheit gehört das Eingeständnis Loests, den politischen Verführungen der jeweiligen Zeit stets erlegen gewesen zu sein. Und er beschreibt, warum dies für ihn nachgerade zwangsläufig war. So gerät der subjektive Rückblick, der unter das strenge Diktat der Chronik gestellt ist³³, auch zur Selbstrechtfertigung, ja zu einer Art von Selbstrehabilitation.³⁴

Loest versucht sich an der Aufgabe nachvollziehbar zu erläutern, warum er sich – immerhin gleich Millionen anderer Deutscher – von der Ideologie des Dritten Reichs und später von der der DDR blenden ließ. Es gehört zu den bemerkenswerten Aspekten dieses „lesenswerten Buches“, dass Loest „eine deutsche Anfälligkeit für scheinbar schlüssige Dogmen so überzeugend und plastisch an seiner Person vorgeführt hat“.³⁵ Eine Botschaft des Buches: Wohl dem,

28 Vgl. o. Verf.: Ehemaliger DDR-Bürger bekennt. *Kirchenzeitung Hildesheim*, 06. November 1981.

29 Böhme-Bartsch, Irene: Durch die Erde geht ein Riss. (Rez.) *Radio Bremen*, Sendung Kultur aktuell vom 09. Februar 1982.

30 Vgl. Reinhard, Stephan: Alle Entwicklung aus Widerspruch. (Rez.) *Frankfurter Rundschau*, 7. November 1981.

31 Vgl. Brandt [Anm. 13].

32 Vgl. *DER*, S. 416.

33 Vgl. Böhme-Bartsch, Irene: Durch die Erde geht ein Riss. (Rez.) *Radio Bremen*, Sendung Kultur aktuell vom 09. Februar 1982.

34 Vgl. Wallmann, Jürgen P.: Selbstrechtfertigung eines DDR-Schriftstellers. *Schwäbische Zeitung*, 24. April 1982.

35 Vgl. Vetter [Anm. 11].

der die politischen Systeme von Anfang an durchschaut und sich ihnen rechtzeitig kritisch gegengestellt.

Selbstbewusst hat Loest mit Blick auf das ihm vorgeworfene unkritische, angepasste Verhalten in der Zeit des Nationalsozialismus geschrieben: „So wie ich waren neunzig Prozent.“³⁶ Der Autor will sich mit solchen Aussagen nicht von Mitschuld freisprechen, vielmehr intendiert er, sein Tun oder Nicht-Tun verständlich zu machen.

Exemplarisch für eine ganze Generation kann seine Schilderung gelten, in der er beschreibt, wie seine „Karriere“ im Dritten Reich ihren Anfang nahm: „Im April 1936 füllte ein Zehnjähriger den Aufnahmeantrag für das Deutsche Jungvolk aus.“³⁷ Die Gründe dafür sind sehr banal, weil in der Infantilität des Heranwachsenden begründet: „Er wollte fort zu den großen Jungen, die auf die Trommel einschlugen und jetzt, im April, schon kurze Hosen trugen.“³⁸ Und mit 13 steht er – für die damalige Zeit und ihren Geist ganz selbstverständlich – „auf der untersten Sprosse der Himmelsleiter, an deren Spitze der Führer stand.“³⁹

Loest gibt unumwunden zu, dem NS-Regime so lange treulich verfallen gewesen zu sein, wie es ihm gut ging. Im Gegensatz zum Kommunisten Vogel-sang, der auf seine Befreiung wartete, tat der Autor dies zugegebermaßen nie⁴⁰: Loest ging vielmehr „mit dem braunen und feldgrauen System so lange konform..., wie er nicht auf der Schattenseite fror.“⁴¹

Als der Krieg im September 1939 beginnt, fühlt der der NS-Ideologie hörige Loest Trauer – aber einzig und allein darüber, noch zu jung zu sein und noch nicht aktiv mitmachen zu dürfen: „Traurig waren sie, dass sie diesen Krieg nicht mit schlagen durften, sie waren ja erst dreizehn, vierzehn, und bis sie Soldat sein konnten, war zweifelsfrei alles vorbei.“⁴² Als dann im Sommer 1942 Loest und ein Freund davon hören, dass eine neue Waffen-SS-Division, die Division „Hitlerjugend“, aufgestellt werden soll, waren sich beide schnell einig: „Da gehen wir hin! Nicht zur stupiden Infanterie, die Waffen-SS hatte beste Waffen, beste Verpflegung!“⁴³ Doch der Rektor der Schule, den sie um Erlaubnis und vor allem um den „Notreifevermerk“, den Abitur-Ersatz, als Voraussetzung dafür bitten müssen, verweigert ihnen seine Zustimmung auf „das Recht auf besonders

36 *DER*, S. 57.

37 *Ebd.*, S. 13.

38 *Ebd.*

39 *Vgl. ebd.*, S. 14.

40 *Ebd.*, S. 56.

41 *Vgl. ebd.*, S. 64.

42 *Ebd.*, S. 35.

43 *Ebd.*, S. 49.

frühen Heldentod.“⁴⁴ Mit dem Abstand des Alters ist Loest dem Rektor Lehnert dankbar:

Der Rex hat L.s Lebenserwartung entscheidend erhöht und sein Hirn freigehalten von zweijährigem SS-Einfluss, der nach dem Krieg schwierig herauszuwaschen gewesen wäre. [...] Der Rex hat ihm womöglich das Leben gerettet und mit Sicherheit sein Wesen von Verkrustung bewahrt...⁴⁵

Aber: „Der Rex. Er war Nazi; es geht nicht an, ihm nachträglich eine Mitläuferbescheinigung auszustellen.“⁴⁶ „Lehnert war Nazi“, aber „nicht der grölende Säuer, den Bücher und Filme mit kleiner Münze darstellen, und nicht der Saalschlachttyp der Kampfzeit. Er war korrekt, gerecht, spartanisch.“⁴⁷ „In seinen Stunden wurde gearbeitet von der ersten bis zur letzten Stunde.“⁴⁸ „Die Schüler verehrten ihn.“⁴⁹ Vielleicht verehrten ihn seine Schüler, weil Rektor Lehnert „Preuße bis zum letzten Klingelzeichen“⁵⁰ war. Loest bekundet, nach dem Krieg kein Bedürfnis gehabt zu haben, mit irgendeinem seiner Lehrer über das zu sprechen, „was sie ihm anerzogen hatten“. Mit einem hätte er freilich gern gesprochen – mit Rektor Lehnert.⁵¹ Denn Lehnert steht für eine ganze Generation von Deutschen, die am eigenen Leib einen Weltkrieg bereits hinter sich hatten und dennoch Hitler und Co. in den nächsten, noch schrecklicheren Weltkrieg folgten. Doch es gibt kein Gespräch, weil der nach dem Krieg zusammen mit anderen Mittweidaer Faschisten internierte Lehnert den ersten Nachkriegswinter nicht überlebte.⁵²

Die Einberufung Loests erfolgte im März 1944 – und zwar zur ungeliebten Infanterie.⁵³ Aber immerhin konnte er jetzt richtig am Krieg mitmachen. Sogar noch im April 1945 war Loest, ebenso wie vier seiner Kameraden, von „heldischer Idiotie“ getragen⁵⁴:

Zum ersten Mal in ihrem Leben hörten sie die Front. Da waren Dutzende Millionen Menschen schon tot, da waren Fronten über Hunderte Millionen hinweg gerollt, da

44 Vgl. ebd.

45 Ebd., S. 49 f.

46 Ebd., S. 47.

47 Ebd., S. 48.

48 Ebd., S. 47.

49 Ebd.

50 Vgl. ebd.

51 Vgl. ebd., S. 48.

52 Vgl. ebd.

53 Vgl. ebd., S. 60.

54 Vgl. ebd., S. 71.

lebten immer noch fünf Kerle in Europa, die die Front nie gehört hatten und meinten, sie müssten dorthin.⁵⁵

Die nationalsozialistische Verblendung, so zeigt sich, ist bei Jungen des Jahrgangs 1926 tief verwurzelt: „Kein Tropfen Ernüchterung fiel in diesen Rausch, den totale Propaganda schäumen ließ...“⁵⁶

Vom Tod Hitlers erfährt Loest in einem Bauernhaus, wo er sich versteckt hatte: „Der Führer war unsterblich gewesen, nun war er tot. [...] Die Welt, wie L. sie gesehen hatte, stürzte zusammen.“⁵⁷ Erst als die Niederlage Deutschlands sich abzeichnet, beginnt bei Loest die kritische Reflexion seines bisherigen Lebens:

Das Erwachen und der erste ‚Riss durch die Erde‘ stellen sich zum Kriegsende ein, mit der ruhmlosen Gefangennahme und dem Ende des Werwolf-Heldenwahns in amerikanischer Gefangenschaft. Die Realitäten der Niederlage fegen auch die letzten Reste der Nazi-Ideologie weg.⁵⁸

Loest konstatiert erleichtert: „Er war davongekommen, die Mutter, der Vater, die Schwester lebten. Er hatte kein Bein verloren und steckte nicht in Armenien oder Texas hinter Stacheldraht. Hundert Wunder waren geschehen.“⁵⁹ Und welche Schlussfolgerungen zieht er aus seiner einst so naiven Begeisterung für die nationalsozialistische Politik? „Er hielt sich für hundertjährig weise: Politik kam für ihn nie wieder in Frage.“⁶⁰ Und: „Ihn legte keiner wieder aufs Kreuz, ihn nicht!“⁶¹

Als dann aber nach dem Krieg „im russisch besetzten Teil Deutschlands eine ganz neue Ordnung begann, die unter kommunistischem Vorzeichen soziale Gerechtigkeit und Demokratie versprach“, da stellt sich der Sachse Loest mit „naivem Idealismus der vermeintlich guten Sache zur Verfügung“.⁶² Und neuerlich tappt er in die Falle einer Ideologie.

Loest, der sich „eingeladen“ fühlt, „am Aufbau mitzutun“⁶³, wirft das Vorhaben der politischen Enthaltensamkeit schnell über Bord. „Was die SED wollte,

55 Ebd.

56 Ebd., S. 37.

57 Ebd., S. 89.

58 Vetter [Anm. 11].

59 *DER*, S. 101.

60 Ebd., S. 105.

61 Ebd., S. 109.

62 Vgl. Schulze-Reimpell [Anm. 26].

63 Vgl. *DER*, S. 111.

wollte er auch, ihre Gegner waren die seinen.“⁶⁴ Im Winter 19?? Wird Loest folgerichtig SED-Mitglied.⁶⁵

Die Aufnahme in die SED dauerte eine Viertelstunde und war absolut unfeierlich, sie war ein selbstverständlicher Schritt nach anderen und vor anderen... Er hatte eingesehen, dass der Faschismus die Welt in ein Blutmeer gestürzt hatte, und wollte friedlich aufbauen, das genügte. Unterschrift, Handschlag. Sei willkommen, Genosse!⁶⁶

Tiefe Betroffenheit stellt sich bei Loest ein, als er die Nachricht vom Tod des großen Führers Josef Stalin erfährt: „Und dann starb Stalin. Es war, als ob die Welt stehenbleiben müsste. Alle Hoffnungen waren auf ihn gelenkt worden, in ihm schien alle Kraft geballt zu sein, alle Entscheidung, alles Leben gar.“⁶⁷ Noch Jahrzehnte später kann sich der Autobiograph das eigene Verhalten und vor allem die ihn bewegenden Gefühle nicht erklären, zu absonderlich erscheinen sie aus der Distanz:

Es ist schwer nachfühlbar und schwerer begreiflich zu machen, was im Genossen L. vorging. Er war 27 und nicht mehr 17, politische, ideologische Schründe lagen hinter ihm, aller seelische und gedankliche Fundus war schon einmal gebeutelt worden. Erinnernte er sich der Stunde, als das Werwölfchen unter Heu von einem Bauern erfahren hatte, sein Führer sei im Kampf um Berlin gefallen? Der Schmerz war neu, rein, mit Skepsis nicht vermischt.⁶⁸

Während die „Dichter des Landes“⁶⁹ zu den Federn griffen, blieb Loest stumm. „L. schwieg zu diesem Jahrhundertereignis, keine Geschichte schrieb er, ein Gedicht natürlich schon gar nicht. [...] Sein Schweigen war keine Frage der Überzeugung, sondern des Temperaments.“⁷⁰ Denn auch für Loest stellt Stalins Tod „ein Riss durch die Erde“ dar, wie der damalige DDR-Kulturminister und Schriftsteller Johannes R. Becher in einem Gedicht schreibt.

Der Lakonismus, der hier anklingt, durchzieht das ganze Buch. Es ist Loests Stilmittel, das von einem Kritiker als sächsische Art⁷¹ bezeichnet und von einem

64 Ebd., S. 165.

65 Vgl. ebd., S. 126.

66 Ebd., S. 127.

67 Ebd., S. 189.

68 Ebd.

69 Ebd.

70 Ebd., S. 190.

71 Vgl. Corino, Karl: Wie der Zwang des Kollektivs zur großen Lust wird. (Rez.) *Stuttgarter Zeitung*, 14. Oktober 1981.

anderen als „bittere Vergnügtheit“⁷² charakterisiert wurde. Grundsätzlich gilt für die Schreibart: „Loest schreibt pointiert – persönlich, und wenn es am schlimmsten kommt! – keineswegs schrill und maßlos. Seine Stimme überschlägt sich nicht, aber von ihm soll auch keiner erwarten, dass er flüstert und zwischen den Zeilen formuliert.“⁷³

Dass auch das neue politische und ökonomische System im Osten Deutschlands seine Schwächen hat, nimmt Loest – verblendet – vorerst nicht zur Kenntnis, denn alles in allem es ist für ihn eine „gute Zeit.“⁷⁴ Doch „die Räder der Wirtschaft knirschten“ immer hörbarer.⁷⁵

Im *Börsenblatt* vom 4. Juli 1953 erscheint unter dem Titel *Elfenbeinturm und Rote Fahne* ein Beitrag Loests, in dem er eine unvoreingenommene Aufarbeitung der Ursachen für die Ereignisse um den 17. Juni 1953 fordert – ein gutgemeinter Beitrag, der ihm später zum Verhängnis wird. In seinem Text geißelt er insbesondere die Presse, die seines Erachtens versagt hat:

Unsere Presse glaubte in den zurückliegenden Jahren, sie würde sich in ihrer Berichterstattung und Kommentierung auf die fortgeschrittensten Kräfte konzentrieren, und sie hoffte, dadurch die anderen mitzureißen. Sie machte aber schon in der Präzisierung des Fortgeschrittensten entscheidende Fehler. Sie hielt in der Regel den für am fortschrittlichsten, der allen Maßnahmen der Partei und Regierung den lautesten Beifall zollte.⁷⁶

„...die kritiklosen Jasager hatten das Wort.“⁷⁷ „Kritik in der Presse war nicht gefragt. [...] Kritiken an wirklich entscheidenden Maßnahmen haben wir fast nicht gelesen.“⁷⁸ „Ein weiteres Grundübel unserer Zeitungen war das fast völlige Verschweigen von Missständen. [...] Das Negative wurde verschwiegen, das Positive aufgebauscht. [...] Kaum eine Zeitung gab es, die nicht auf dem verderblichen Kurs der Selbsttäuschung mitfuhr...“⁷⁹

Mit seiner Forderung nach einer zwar nicht unabhängigen, aber dennoch kritischen Presse, die umfassender informieren und besser kommentieren müsse⁸⁰, machte sich Loest selbstredend keine Freunde bei den Parteioberen, die diese

72 Vgl. Heinemann, Frank J.: Das Verhältnis zur Macht als Angelpunkt. Anpassung und Aufmüpfigkeit: Erich Loests Autobiographie *Durch die Erde ein Riss*. *Kölner Stadtanzeiger*, 3. Dezember 1981.

73 Jäger [Anm. 15].

74 Vgl. *DER*, S. 182.

75 Vgl. ebd., S. 188.

76 Ebd., S. 216.

77 Ebd., S. 217.

78 Ebd.

79 Ebd., S. 218.

80 Ebd., S. 221.

Presse ja fest im Griff haben. Vielmehr erzeugt der Artikel gegen die Schönfärberei buchstäblich einen „Fall Loest“.

Im September 1953 fährt der Autor im Rahmen eines Schriftstelleraustausches zusammen mit Erwin Strittmatter für vier Wochen nach Ungarn. Als er von dieser Reise zurückkehrt, erfährt er von seinem Ausschluss aus dem Schriftstellerverband⁸¹: „Aus dem Verband ausgeschlossen: Dieser Satz war Faustschlag in die Magenrube, Knüppel ins Genick.“⁸² Das sich zeitnah anschließende, mit einer Rüge endende Parteiverfahren gegen Loest befördert beim Betroffenen ein „zweites Aufwachen“⁸³: „Jetzt, sagte er sich heftig und entschlossen, wirst Du nie mehr blind glauben, alles wirst Du prüfen und Menschen und Dinge wenden.“⁸⁴

Ende 1956 ist klar, dass man es in der DDR mit der Durchsetzung von wirklicher Demokratie schwer haben werde, denn: „die Stalinisten sitzen wieder fest auf ihren Stühlen, keine Rede kann mehr sein, mit neuen Leuten neue Politik zu machen“.⁸⁵ Die Hoffnung auf politisches Tauwetter war dahin: „Was uns bleibt, ist die Verteidigung bescheidener Freiräume.“⁸⁶

Im Herbst 1957 glaubt Loest noch, ihm drohe seitens der Partei und der Staatsorgane kein Ungemach. Doch dann wird er am 11. November unvermittelt aus der Partei ausgeschlossen: „Leichenfledderer zogen vom Leder, und L. zerrten sie die Haut in Streifen vom Leib.“⁸⁷ Wenige Tage später wird Loest überraschend verhaftet⁸⁸: „die Welt [war] für L. am 14.11.1957 stehengeblieben.“⁸⁹ Während der U-Haft vermutet Loest bereits, worin sein eigentliches Verbrechen bestand, nämlich keineswegs darin, selbst an die Macht kommen zu wollen, vielmehr: „Der da war Idealist. So einer, dämmerte ihnen [den Vernehmern von Polizei und Stasi – D.G.], war gefährlicher als jeder andere.“⁹⁰

Noch hofft Loest schnell wieder entlassen zu werden, nach mehr als einem Jahr in Untersuchungshaft tröstet er sich bereits damit, dass sich spätestens vor Gericht seine Unschuld herausstellen werde⁹¹, aber Zweifel verfolgen ihn längst alptraumartig: „Und wenn er in eine Maschine geraten war, wie Kafka sie be-

81 Vgl. ebd., S. 237.

82 Ebd., S. 238.

83 Vgl. ebd., S. 254.

84 Ebd., S. 254.

85 Vgl. ebd., S. 291.

86 Ebd., S. 298.

87 Ebd., S. 312f.

88 Vgl. ebd., S. 315f.

89 Ebd., S. 327.

90 Ebd., S. 321.

91 Vgl. ebd., S. 330.

geschrieben hatte, wenn alle Argumente und Wahrheiten nichts nutzten?“⁹² Erich Loest, der bestenfalls einer „Opposition innerhalb der Partei“⁹³ angehörte, wird zum Konterrevolutionär und „Staatsfeind“⁹⁴ abgestempelt und verurteilt. Am Ex-Genossen beweist die Staatsmacht, „dass sie vor Willkür und Rechtsbeugung nicht zurückschreckt, wenn sie es für politisch nützlich erachtet“.⁹⁵

Gerichtlich wird nur „bestätigt“, was Vertreter der SED-Bezirksleitung Leipzig bereits 1953 als „erwiesen“ anzusehen glaubten, nämlich „dass L. ein faschistischer Provokateur sei“.⁹⁶ Das Gerichtsverfahren, auf das Loest noch gesetzt hatte, erweist sich als Farce. Denn es geht nicht um Wahrheitsfindung, sondern um bloße Aburteilung. Der Vorwurf an Loest: Er habe „ins Horn der Feinde des Sozialismus geblasen“.⁹⁷ Der Angeklagte verteidigt sich mit dem Hinweis, dass man doch nur eine Diskussion über Demokratisierung wollte.⁹⁸ Doch sein Aufbegehren gegen die falschen Anschuldigungen währt nur kurz, denn: „L. merkte, wie sinnlos es war, zu erläutern, zu erklären, zu argumentieren. Eine Meinung war vorgefasst, er würde sie durch nichts erschüttern können.“⁹⁹

Sein Verteidiger entpuppt sich während des Verfahrens als Marionette des politischen Systems, in dessen Mittelpunkt der Machterhalt einzelner Funktionäre schwerer wog als Rechtsstaatlichkeit. Diese bittere Erkenntnis kommt Loest spätestens als er zu siebeneinhalb Jahren Zuchthaus verurteilt wird, abzubüßen in der berüchtigten Strafanstalt Bautzen II, die – der Autor ironischer Weise – „Gerechtigkeitskombinat“ nennt, weil in dem Komplex auch Staatsanwaltschaft, Kreisgericht, Staatssicherheit und Kreispolizeiamt untergebracht sind.¹⁰⁰

Wie verrückt Geschichte gelegentlich spielt. Auf einen Tag freut sich Loest während der Haft wie verrückt: „auf den dreizehnten August einundsechzig“.¹⁰¹ „... dieses Datum, das Schulkinder noch lange werden auswendig lernen müssen, hatte er herbeigesehnt: An diesem Tag würde die Hälfte seiner Strafe vorbei sein; dann konnte rückwärts gerechnet werden. Schon nach *einem* Tag war die

92 Ebd., S. 323.

93 Vgl. ebd., S. 326.

94 Vgl. ebd., S. 169.

95 Vgl. Jäger [Anm. 15].

96 Vgl. ebd., S. 96.

97 Ebd., S. 349.

98 Vgl. ebd.

99 Ebd., S. 349.

100 Vgl. ebd., S. 404f.

101 Vgl. ebd., S. 360.

zurückgelegte Strecke um *zwei* Tage länger als die zu bewältigende. Das nannte man die chinesische Knastrechnung.¹⁰²

Mit dem Mauerbau am 13. August 1961 war den Menschen im Osten Deutschlands quasi über Nacht die Möglichkeit im wahrsten Sinne des Wortes verbaut worden, dem doktrinären Machtapparat in der DDR durch Flucht in den Westen zu entkommen. Für Loest war der Gang in den Westen vorerst nie eine Option¹⁰³ – und zwar aus zwei Gründen. Zum einen war er der Idee des Sozialismus verhaftet und er glaubte an die Reformierbarkeit des bestehenden Systems, zum anderen ist er realistisch genug einzuschätzen, welche Chancen ein Autor in der Bundesrepublik hat, der mit Büchern wie *Die Westmark fällt weiter* (1952) seine Überzeugung von der Überlegenheit des Sozialismus gegenüber dem Kapitalismus auch literarisch zum Ausdruck brachte.

Carl Korino, der eine treffliche Einschätzung von *Durch die Erde ein Riss* gegeben hat, verwies dabei auch auf das Lehrhafte für die Leser:

Erich Loests Lebenslauf führt durch 30 Jahre deutscher Geschichte, von der Mitte der dreißiger bis in die Mitte der sechziger Jahre. Er schildert zwei Totalitarismen in diesem Land, denen er beiden in gutem Glauben je ein Jahrzehnt gedient hat. [...] Es wäre tröstlich, wenn Lektüre Identifikationssüchtige vor der Sehnsucht nach geschlossenen Gesellschaften bewahren könnte. Dann würde aus diesen Memoiren mehr als ein Lebenslauf. Nämlich ein Lebensbuch.¹⁰⁴

Letztlich ist es die Authentizität des Buches, die mehr enthüllt als viele gelehrte wissenschaftliche Abhandlungen über die Zeit¹⁰⁵, weil sie die „Gleichgültigkeit des abstrakt Gewussten durchstößt, das Unrecht in allen Einzelheiten fühlbar macht“¹⁰⁶. Loest, so schrieb Wilfried F. Schoeller anlässlich der Erstpublikation, arbeite

gegen einen kollektiven Gedächtnisverlust an, der im Namen einer verheißenden Zukunft die Lebensläufe begradigt. Er erzählt mit der Widerstandshaltung eines red-

102 Ebd., S. 378.

103 Vgl. ebd., S. 381.

104 Corino [Anm. 20]. In eine ähnliche Richtung weist der Rezensent im Coburger Tageblatt vom 2. Januar 1982, der unter dem Titel 2500 Tage im Zuchthaus vermerkt: „An jeden, der das Buch liest, ist der Appell gerichtet, der Herrschaft von Ideologien den Kampf anzusagen im Namen der Menschlichkeit.“ Auch in der in Bern erscheinenden Bildungsarbeit. Mitteilungsblatt der Schweizerischen Arbeiterbildungszentrale vom März 1982 heißt es: „Das Buch gehört in die Hände aller derer, die sich für menschliche Fragen im heutigen, geteilten Deutschland interessieren.“

105 Vgl. G.K.: Alltag in der DDR. Rez. *Esslinger Zeitung*, 11. März 1982.

106 Vgl. Corino [Anm. 71].

lichen Realisten, der seinem Selbsterlebensstoff nicht den Systemzwang einer schlüssigen Fabel aufzwingen mag.¹⁰⁷

Mit seinem ungemein eindrücklich und intensiv formulierten Buch¹⁰⁸ erweist sich Erich Loest als ein Schriftsteller von großem zeitkritischem Verantwortungsbewusstsein.¹⁰⁹ Weil sich der Autor selbst einer genauen Gewissensprüfung unterzieht, gelingt es ihm, „weit über die übliche Memoiren-Literatur hinauszugehen und gerade dadurch das Vertrauen des kritischen Lesers zu gewinnen. Es ist jedoch nicht ausschließlich Vertrauen, das sich einstellt; dem Erzähler wächst auch nach und nach eine Integrität zu, eine moralische Autorität.“¹¹⁰

107 Schoeller [Anm. 16]

108 Vgl. o. Verf.: Autobiographisches. *Annabelle/Elle* (Zürich), 04. März 1982.

109 Vgl. d.: Durch die Erde ein Riss (Rez.). *Luxemburger Wort*, 04. Mai 1983.

110 Braun [Anm. 6] S.145f.

Die verschleppte Krise in Gregor von Rezzoris *Blumen im Schnee*

Szilvia Ritz (Budapest)

Unsere Kindheit verlief unter gesellschaftlich aus ihrer ursprünglichen Position verrückten Menschen in einer historisch verrückten Zeit und war erfüllt von Unruhe allerlei Art; und wo die Unruhe zum Leid führt und das Leid zur stummen Klage, da blüht die Poesie.¹

Krisen, seien es persönliche, soziale oder politische, motivieren zum Rückschau, zur analysierenden Betrachtung der äußeren Verhältnisse oder zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Leben. Solche Reflexionen motivieren häufig die Verfassung eines Memoires oder einer Autobiographie. Stefan Zweig schrieb *Die Welt von Gestern* inmitten einer tiefen privaten Krise, die von der öffentlichen, vom Zweiten Weltkrieg nicht zu trennen ist. Lion Feuchtwangers *Der Teufel in Frankreich* entstand unmittelbar nach seinem Entkommen aus den französischen Internierungslagern. Der ungarische Autor Ferenc Molnár verfasste *Gefährtin im Exil* traumatisiert von dem Tod der Freundin und Begleiterin. Hinter diesen Lebensbeschreibungen stand jeweils eine kürzlich erlittene Krise, die nach Bewältigung verlangte und praktisch unverzüglich zum Schreiben verleitete. Gregor von Rezzori, den Autor von *Blumen im Schnee* veranlasste keine unmittelbare Krise, seine Autobiographie zu schreiben. Das Buch gehört zum Spätwerk und steht somit in der Tradition der klassischen Lebenserzählung, welche die Jugend und das Leben des Autor-Erzählers aus der Distanz des Alters rückblickend rekonstruiert. Der leicht dahinfließende Stil verdeckt aber nur oberflächlich die schweren privaten Krisen, in deren Hintergrund immer auch historisch-politische Krisen und Katastrophen wie der Erste Weltkrieg, der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie oder der Anschluss aufscheinen. Rezzori, der sich als „Epochenschlepper“ bezeichnete, entwirft in *Blumen im Schnee* eine mythische Welt mit paradiesischen Zügen, die seit Langem nicht mehr existiert. Claudio Magris nannte ihn „den letzten beeindruckenden Dichter der östli-

1 Rezzori, Gregor von: *Blumen im Schnee*. Berlin: Berliner Taschenbuch Verlag, 2007, S. 235.

chen Kronländer der Monarchie“², Kritiker sehen den Autor häufig in der Tradition von Joseph Roth und Stefan Zweig als nostalgischen Barden einer vergangenen Epoche.

Geboren 1914 in Czernowitz, in der Hauptstadt der Bukowina, war Rezzori als Sohn österreichischer Eltern bis zum Zerfall der Monarchie österreichischer Staatsbürger. Sein Vater, ein aus Graz in die Bukowina versetzter Architekt und Staatsbeamter blieb bis zu seinem Tod in dieser Region. Die Auflösung der Monarchie zog territoriale Veränderungen nach sich und Rezzori wurde zunächst rumänischer Staatsbürger. Nachdem er vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges das Land verlassen hatte, lebte er jahrzehntelang als Staatenloser. Schließlich beantragte er die wieder die österreichische Staatsbürgerschaft. Er verbrachte einen Teil seiner Kindheit und Schulzeit in der Bukowina, wurde aber später auf österreichische Schulen geschickt. Seinen Militärdienst musste er in Rumänien leisten, wo er vorher die rumänische Matura nachzuholen hatte. Danach studierte er Bergbau, Architektur, Medizin und Malerei in Österreich. Während des Zweiten Weltkrieges lebte Rezzori in Deutschland, wo er für den Rundfunk arbeitete, Romane und Drehbücher verfasste, in Kinofilmen als Laienschauspieler mitwirkte, für Zeitschriften wie *Playboy* und *Elle* und für die österreichische Tageszeitung *Kurier* schrieb, sowie Beiträge lieferte für das Magazin *Jolly Joker* im ORF. Sein Lebensende verbrachte er in der Toskana, wo er 1998 starb. Zu seinen bekanntesten Werken gehören *Maghrebinische Geschichten* (1953), *Ein Hermelin in Tschernopol. Ein maghrebinischer Roman* (1958), der kontrovers diskutierte Roman *Memoiren eines Antisemiten* auch unter dem Titel *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* (1979) erschienen, *Blumen im Schnee* (1989), *Greisengemurmel* (1994) und *Mir auf der Spur* (1997).

Rezzoris Werke kreisen, wie es mehrfach kritisch bemerkt wurde, stets um die eigene Person, sind also vorwiegend autobiographisch motiviert. Auf die Frage, warum er schreibe, antwortete Rezzori in einem Interview:

Listen, I suppose that in fact writing, whether you know it or not, is the attempt to find an identity. Knowing the secret of the “I” that never can be lost in spite of all the changes it undergoes throughout a lifetime, there you have already the secret theme of every fiction writer. [...] The search for the voice. Also the search for the secret of transformation, of living many lives in one life. The possibility of what I do, of writing hypothetical autobiographies endlessly.³

2 Magris, Claudio: *Der Habsburgische. Mythos in der österreichischen Literatur*. 11. Aufl. Wien: Zsolnay, 2000, S. 358., zit. nach: Makarska, Renata: *Der Raum und seine Texte: Konzeptualisierung der Hucul'sčyna in der mitteleuropäischen Literatur des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt a. M. et al.: Peter Lang, 2010, S. 127.

3 <http://bombsite.com/issues/24/articles/1116> (Zugriff: 10.03.2013)

So erklärt der Autor seine permanente Beschäftigung mit der eigenen Person und die ständige Fiktionalisierung des eigenen Lebens in seinen Texten. Tatsächlich scheinen sich in einer einzigen fiktiven Lebenserzählung mehrere Leben zu verdichten, wie das früher schon in den fünf Kapiteln des Romans *Denkwürdigkeiten eines Antisemiten* deutlich wurde. Eine formale Analogie besteht zudem in der Eigenständigkeit und gleichzeitigen Kombinierbarkeit der einzelnen Erzählungen. In *Blumen im Schnee* hat die Anordnung der Kapitel jedoch nicht nur chronologische Gründe, sondern ihre Verteilung wird zusätzlich durch die Bedeutung der fünf Figuren – um die sich jeweils eine Erzählung strukturiert – für die Persönlichkeitsentwicklung des erzählenden Ich motiviert.

Bei aller Vorliebe für autobiographische Details legte Rezzori doch immer großen Wert auf die sorgfältige Trennung von Autor und Erzähler und betonte den fiktiven Charakter seiner Texte.⁴ *Blumen im Schnee* ist aber ein dezidiert autobiographischer Text, der den ironisch anmutenden barocken Untertitel *Portraitstudien zu einer Autobiographie, die ich nie schreiben werde; auch: Versuch der Erzählweise eines gleichermaßen nie geschriebenen Bildungsromans* trägt. Das erstmals 1989 veröffentlichte Werk schrieb Rezzori im Alter von 75 Jahren, die Rückschau endet aber nicht, wie es für Autobiographien häufig charakteristisch ist, in der Gegenwart, sondern wesentlich früher, im Jahre 1938. Sie greift also Ereignisse und Erlebnisse aus der Jugendzeit des Autor-Erzählers auf und entspricht damit mehr den formalen Kriterien eines Bildungsromans als denen einer Autobiographie. Der Untertitel verweist ebenfalls deutlich auf die eigentümliche Struktur dieser Quasi-Autobiographie, handelt es sich doch um fünf Erzählungen, in deren Mittelpunkt für die Ich-Werdung des Erzählers prägende Personen stehen: das Kindermädchen Cassandra, die Mutter, der Vater, die Schwester und die Gouvernante, genannt „Straußler“. Der Erzähler bleibt durchwegs namenlos. Es reihen sich in leichtem, ironischem Ton erzählte Geschichten mitunter anekdotenhaft aneinander, in denen der Erzähler mit unterschiedlichem Gewicht zwar, doch immer präsent ist, und den eigentlichen Zusammenhang der fünf Erzählungen herstellt.

Die erzählte Zeitspanne ist wohl einer der krisenreichsten in der mitteleuropäischen Geschichte. Die Geburt des Erzählers fällt in das Jahr 1914 und der Endpunkt, 1938 gehört zum Auftakt eines der finstersten Kapitel der Neuzeit. Dementsprechend wird der Ich-Werdungsprozess des Erzählers von Krisen begleitet. Politische und historische Krisen gehen mit privaten einher: Der erste

4 Vgl. Corinna Schlichts Nachwort zu *Blumen im Schnee* in der hier zitierten Ausgabe, S. 326., ferner das Interview von 1988 auf <http://bom.com/issues/24/articles/1116> (Zugriff: 10.03.2013); vgl. auch Aciman, André A.: *Conversations with Gregor von Rezzori*. *Salmagundi* 90/91 (Spring-Summer 1991), S. 12–32, hier: S. 15.

Weltkrieg, der Zerfall der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und die mehrfache Änderung der Staatsangehörigkeit flankieren die Scheidung der Eltern, den Tod der Schwester und die Abkapselung des Vaters in der Bukowina. Die Krisen betreffen jedes Mitglied der Familie, und jeder reagiert anders auf die veränderten Lebensumstände. Die fünf Erzählungen fokussieren auch auf diesen Aspekt und kommentieren ihn mitunter spöttisch. Vater, Mutter und Schwester bilden ungeachtet der tiefen Risse in ihrer Beziehung eine Einheit, weil sie sich auf unterschiedliche Weise zwar, doch entschieden an der Vergangenheit orientieren. Diese Haltung bringt jedoch, wie es offensichtlich gemacht wird, bescheidenen Erfolg: Der Vater ist ein österreichischer Adliger und Deutsch-Nationaler, der sich als Kolonialherrn, als Vertreter der Kultur am Schnittpunkt der zivilisierten und der wilden Welt begreift. Nach dem Reichszerfall kann er den Verlust des privilegierten Status und die Gleichsetzung mit den in seiner Auffassung minderwertigen Rumäniendeutschen und Sachsen, nämlich als Volksdeutschen nicht verarbeiten.⁵ Seine Frustration führt zur Ehescheidung und zu einer an Obsession grenzenden Jagdleidenschaft. Im Gegensatz zu Cristina Spinei sehe ich in diesem Verhalten weniger die „Anpassung an die neue auch wenn nicht frei von Vorurteilen und Stereotypen entworfene Existenz“⁶, sondern vielmehr die Flucht vor der Wirklichkeit und den Rückzug in ein Segment des Lebens, das von den Veränderungen am wenigsten betroffen ist. Der Weg der Mutter erweist sich ebenso als Sackgasse: Sie kehrt nach der Scheidung mit den Kindern zunächst zu ihrer Familie nach Wien zurück, heiratet ein zweites Mal und übersiedelt schließlich erneut in die Bukowina, wobei sie den gewünschten Lebensstandard nicht mehr halten kann. Die vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges geborene Schwester ist im Gegensatz zum Erzähler ein echtes Kind der Monarchie und wird von allen, auch vom Erzähler mit der untergegangenen Welt identifiziert. Ihr früher Tod erhält somit eine symbolische Bedeutung, da sie trotz vielversprechender Anfänge nicht lange in der neuen Welt existieren kann. Bruder und Schwester sind nicht nur wegen des Geschlechts- und Altersunterschiedes, sondern viel mehr, wie Corinna Schlicht betont, wegen der gesellschaftlichen Differenz⁷ in verschiedenen Welten zu lokalisieren: „Wir gehörten zweierlei Zivilisationen an. Sie war vor der einsetzenden Weltverpöbe-

5 „Not only did Austrians lose their dominance; they also became a minority within the German minority.“ Glajar, Valentina: *The German Legacy in East-Central Europe As Recorded in Recent German-Language Literature*. Rochester, N.Y.: Camden House, 2004, S. 26.

6 Spinei, Cristina: *Über die Zentralität des Peripheren: Auf den Spuren von Gregor von Rezzori*. Berlin: Franck & Timme, 2011, S. 160.

7 Vgl. Schlicht, Corinna: Epochenerschleppung im Kontext des Weiblichen. *Austriaca* 54, 2002, S. 25–40, S. 31.

lung der Nachkriegszeit noch in einer vermeintlich heilen Welt geboren; ich der Sohn einer Epoche der Verwüstung.“⁸

Zwischen diesen Epochen lässt sich nur schwer eine Brücke schlagen. Damit der Spagat gelingt, muss der Mensch über große Flexibilität verfügen. Der Mutter und dem Vater geht gerade diese Eigenschaft ab, sie zerbrechen an ihrer Wandlungsunfähigkeit, insbesondere daran, dass mit der Deklassierung zugleich ihre nationale Identität angegriffen wurde. Diese war zu statisch, zu starr, als dass sie den neuen Herausforderungen hätte entsprechen können. So sind sie auch nicht in der Lage, dem Sohn Werte und Orientierungshilfen mit auf den Weg zu geben, die sein Leben erleichtern würden: Die Eltern verpflanzen in den Sohn einerseits ihre eigenen, zum Teil mitgebrachten Vorurteile, andererseits Ansichten, die den veränderten Verhältnissen nicht stand halten, und die Bewältigung seiner Probleme mehr hindern als fördern.

Der Erzähler gehört durch die Zeit seiner Geburt zur neuen Welt. Er wächst in Symbiose mit der vom Rest der Familie als „Wilde“ betrachteten huzulischen Amme, Cassandra auf, der das erste Kapitel gewidmet ist. Die exponierte Position findet neben der üblichen Chronologie ihre zusätzliche Rechtfertigung darin, dass paradoxerweise die Analphabetin den Grundstein für die Schriftstellerwerdung des Erzählers zu legen scheint. Die begnadete Geschichtenerzählerin tradiert in mündlicher Form die Märchen ihres Landes und beweist dem späteren Erzähler, dass mit Hilfe der kreativen Phantasie jedes Ereignis erzählenswert gemacht werden kann. Überdies vermittelt sie ihm von Anfang an die ihr eigene Offenheit, die ihn später für andere Kulturen und Sprachen sensibilisieren wird:

Sie, die Anekdotenfreudige, die jegliches nicht allzu banale Vorkommnis, jeden Wechsel der Umstände in unserem familiären Dasein zum Ereignis erhob und phantasievoll ausmalte, um es einzureihen in eine Girlande von Medaillons, die unserer – und damit ihrer – Historie die Farbigkeit und Dramatik des Außergewöhnlichen geben sollte.⁹

Auf diese Weise wirkt sie an der Mythenbildung der Familie mit. Sie ist aber auch diejenige, die den Erzähler sehen lehrt und so seinen Hang zur Parodie und Ironie anstachelt:

Indem sie alles ins Groteske steigerte, reduzierte sie die Nichtigkeiten, welche den meisten Aufregungen zugrunde lagen, auf ihr wahres Maß, [...] und öffnete somit unsere Augen für die Absurditäten der unreflektiert nach Schablonen gelebten Existenz.¹⁰

8 Rezzori [Anm. 1], S. 37.

9 Rezzori [Anm. 1], S. 16.

10 Rezzori [Anm. 1], S. 22.

Ebendiese Schablonen hinterfragt Rezzori kritisch in seiner Autobiographie, und zeigt ihre Unhaltbarkeit in einer Welt, die in Veränderung begriffen ist. Nicht nur Kassandras Aussehen und Benehmen, auch ihre Sprache widersetzt sich allen Schablonen. Ihr Idiolekt, eine Mischung aus mehreren Sprachen und Dialekten der Region, erwächst zur Geheimsprache zwischen Amme und Ziehkind. Da nur der Erzähler sie versteht, wird er zum (kulturellen) Übersetzer zwischen der Amme und den anderen. Die zuvorderst durch Cassandra vermittelten plurikulturellen Einflüsse tragen in großem Maße dazu bei, dass der Erzähler schließlich eine hybride Identität entwickelt, die ihn die negativen Vorgaben des Elternhauses erkennen und aus der Altersperspektive ironisch betrachten lässt.

Die andere, für den späteren Werdegang des Erzählers ebenso bestimmende Person ist Straußlerl, die deutsche Gouvernante. Es kommt nicht von ungefähr, dass ihr das letzte Kapitel zukommt, denn – wie der Erzähler mehrfach darauf hinweist – sein Hang zur subtil-ironischen, humorvoll-distanzierten Sichtweise ist in beträchtlichem Maße der Erzieherin zu verdanken. Wenn Cassandra für die Übermittlung der mündlichen Tradition steht, repräsentiert Straußlerl die verschriftete Kultur, symbolisiert unter anderen durch ihr erstes Geschenk, eine kindgerechte Druckerei. Die Besonderheit dieses Spielzeugs besteht in seiner Mangelhaftigkeit, da es bloß für die Herstellung von Matrizen und damit lediglich für die Hervorbringung von Texten in Spiegelschrift geeignet ist. Den Sinn für das Grotteske, den Cassandra im Erzähler weckte, schärft die Gouvernante nicht nur durch versteckte Hinweise auf groteske Situationen im Familienleben, sondern auch ungewollt durch dieses Geschenk, mit dem das Geschriebene gleichsam in sein Negativ transformiert werden kann. Auf diese Weise sorgt sie letztlich indirekt dafür, dass der Text, der auch ihrer Person ein Denkmal setzt, entsteht.

Der krisenreichen Realität setzt Rezzori eine Kindheit in einer nahezu paradiesischen Landschaft entgegen und stellt unverkennbar einen Bezug zum ursprünglichen paradiesischen Zustand der Menschheit in einem goldenen Zeitalter her. Mit diesem Verfahren zollt er einer langen literarischen Tradition Tribut, denn sei es in der Antike oder im 20. Jahrhundert bei Stefan Zweig etwa, wird in Krisenzeiten immer wieder der Mythos einer untergegangenen heilen Welt literarisch heraufbeschworen. Arkadien und die anderen idyllischen Landschaften befinden sich in einem zeitlosen Schwebezustand und sind grundsätzlich unveränderlich. Diese Eigenschaften intensivieren den Eindruck von Sicherheit und Kontinuität. Paradiese unterliegen ferner, wie Mireille Schnyder betont, trotz Verortungsversuche immer der Ent-Ortung: „Das Paradies liegt zwar in der Nähe Indiens und lässt sich auf den Karten zeichenhaft fixieren, ist aber nicht als realer Ort auffindbar, sondern lediglich unter dem tropologischen Sinn zugäng-

lich.“¹¹ Der Zugang zum Paradies, so Schnyder, sei ein moralischer und kein praktischer, was eine eindeutige Verortung nicht möglich mache.¹² In einem Lehrbuch aus dem Mittelalter heißt es:

Das Paradies ist im Osten dieser Welt und liegt so nahe am Himmel, dass es höher ist, als die Erde. Da sagte der Schüler: Wenn das Paradies auf dieser Erde ist, warum können wir dann nicht hineinkommen? Der Meister sagte: Es hat große Berge und Wälder davor, und davor einen solchen Nebel, dass niemand hineinkommen kann, außer mit guten Werken.¹³

Wie auch Renata Makarska bemerkt, wird das Paradies in der Literatur traditionell im Osten, wo die Sonne aufgeht, lokalisiert. Rezzori verbindet die beiden Vorstellungen – vom Paradies und vom Orient – miteinander und macht sie bedeutungsgleich.¹⁴ Sein Paradies wird durch äußere Umstände, d.h. die historisch-politischen Umbrüche in seiner Kindheit zerstört. Die Folgen dieser Zerstörung machen sich für das Individuum in erster Linie im Zerfall der Familie bemerkbar. Die politischen Wirren des Ersten Weltkrieges zwingen Mutter und Kinder dazu, in Abwesenheit des zum Militär eingezogenen Vaters die Bukowina fluchtartig zu verlassen. Der Fluchtweg führt durch unwirtliche Gegenden und über einen gefährlichen Gebirgspass in den Karpaten. Ob es sich hier um reale oder fiktive Landschaften handelt, ist, wie Cristina Spinei darauf aufmerksam macht, nebensächlich. Wichtig ist vielmehr, dass diese Landschaften literarisch in eine innere Landschaft verwandelt werden, die fortan „immer wieder betreten“ und erinnert werden kann.¹⁵ Das von Rezzori entworfene Bild zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit dem im mittelalterlichen Lehrbuch erwähnten Vorland, das den Eingang zum Paradies versperrt. Die Bukowina oder auf Deutsch das Buchenland ist eine Landschaft, die von hohen Bergen umsäumt, dicht bewaldet ist und hinter dem Grenzfluss Pruth liegt. Um dorthin zu gelangen muss man mehrere physische Grenzen und Hürden überwinden. Infolge der Vertreibung rückt die Heimat aber nicht nur in räumliche Entfernung, sondern es wird mit ihrem Verlust zugleich das unwiederbringliche Ende einer Ära, die Werte, Freiheit und Unbeschwertheit repräsentierte, eingeläutet.¹⁶ Eine einstweilige

11 Schnyder, Mireille: „Daz ander paradîse“. Künstliche Paradiese in der Literatur des Mittelalters. In: Benthien, Claudia – Gerlof, Manuela (Hg.): *Topografien der Sehnsucht*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2010, S. 63–75, hier: S. 63.

12 Ebd.

13 *Der deutsche ‚Lucidarius‘. 1. Kritischer Text nach den Handschriften*. Hrsg. v. Dagmar Gottschall und Georg Steer. Tübingen 1994, S. 13f. Zit. nach und in der Übersetzung von: Schnyder [Anm. 11], S. 63.

14 Vgl. Makarska [Anm. 2], 128.

15 Spinei [Anm. 6], S. 106f.

16 Vgl. auch Makarska [Anm. 2], S. 129.

Rückkehr findet zwar noch statt, aber der nächste Krieg macht den Verlust der Heimat endgültig. Alle Paradiese, auch dieses, sind stets mit Unschuld konnotiert. Ziehen wir in Betracht, dass das endgültige Verlassen dieses Ortes mit dem Ende der Kindheit zusammenfällt und vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges erfolgt, erscheint die gesamte Zwischenkriegszeit im Vergleich zur darauf folgenden Epoche als ‚kindlich naive‘, unwissend-unschuldige Zeit, die für immer verloren ist.¹⁷ Die paradiesischen Zustände der Vorkriegszeit in der Bukowina, im östlichsten Teil der Österreichisch-Ungarischen Monarchie werden auf das gesamte Staatsgebilde des Habsburgerreichs übertragen und so erhält der Zusammenbruch universelle Bedeutung:

Der Krieg verdüsterte den Alltag. Man roch Blut und Eisen, auch wo sie noch nicht sichtbar hingekommen waren. An einen Sieg der Mittelmächte war nicht mehr zu glauben. Die Niederlage traf die Entmutigten in dumpfer Verzweiflung. Mehr als ein Reich brach auseinander: eine Welt ging unter. Es war, als wäre mit diesem Ende des kaiserlichen und königlichen Österreich-Ungarn ein Licht erloschen, das die Tage bisher vergoldet hatte. Das traf nicht nur uns allein. Eine neue Weltzeit hatte eingesetzt.¹⁸

Diese Zeilen erinnern an Stefan Zweigs Autobiographie *Die Welt von Gestern*, in der die Vorkriegszeit als „das goldene Zeitalter der Sicherheit“¹⁹ apostrophiert wurde, als „[a]lles in diesem weiten Reiche fest und unverrückbar an seiner Stelle [stand]“.²⁰ Wie später Rezzori, konstatiert Zweig inmitten des Zweiten Weltkrieges: „Heute, da das große Gewitter sie längst zerschmettert hat, wissen wir endgültig, daß jene Welt der Sicherheit ein Traumschloß gewesen. Aber doch, meine Eltern haben darin gewohnt wie in einem steinernem Haus.“²¹ Die Abreise des letzten Kaisers von Österreich, als er das Land Richtung Schweiz verließ, erscheint in Zweigs Schilderung wie ein ins Endlose gedehnter Moment, der „die tausendjährige Monarchie erst wirklich zu Ende“ brachte.²² Die Ähnlichkeit zwischen Zweigs und Rezzoris Zeilen ist unverkennbar und zeugt von demselben Lebensgefühl.

Die Einsicht, dass diese Welt trotz nostalgischer Betrachtung durchaus nicht intakt und glücklich war, tritt in *Blumen im Schnee* in einschränkenden Attribu-

17 Dieselbe Auffassung kommt auch in Stefan Zweigs Autobiographie zum Ausdruck, der die Naivität der Menschen, darunter seine eigene, mit der man die Kriegsgefahr ignorierte und irreversible Schäden anrichtete, beklagte.

18 Rezzori [Anm. 1], S. 22.

19 Zweig, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. Stockholm: Bermann-Fischer Verlag, 1943, S. 16.

20 Ebd., S. 17.

21 Ebd., S. 21.

22 Ebd., S. 327.

ten wie „vermeintlich“ (heile Welt) und ironischen Kommentaren zu Tage. Über den Großvater, der im „pompöseste[n] plüschgefütterte[n] Viktorianismus“²³ lebte, heißt es z.B.: „Er ist mir immer als ein Prototyp der Gründerzeit vorgekommen. Sein ungewöhnlich ausgebildetes Selbstgefühl bezog er aus der zeitgeistgeprägten Idee der ‚Stellung der Welt‘ und den dazugehörigen gußeisernen Prinzipien, moralischen sowohl wie ethischen, vor allem solchen, die mit Besitz zusammenhingen.“²⁴ Rezzori baut also bewusst einen Mythos auf, um dessen Illusionscharakter sichtbar zu machen und ihn zu dekonstruieren. Denn sowohl der Familienmythos als auch das Reichsmythos erweisen sich als löcherig und haben deshalb nur bedingt Kraft, über Krisen hinwegzuhelfen. Die Dekonstruktion geschieht bei Rezzori jedoch nicht auf eine radikale, subversive Art und Weise, sondern mit durchgängiger subtiler Ironie, die den Mythos nicht verhasst macht, sondern nur ein mildes Lächeln hervorruft. Denn die Mythen entfalten zwar eine stabilisierende, lebensspendende Kraft, aber nur solange sie nicht das Leben ersetzen. Auf die Frage des Erzählers, ob seine Schwester nicht daran gestorben sei, dass ihre Mythe Geschichte geworden ist, antwortet Straußel: „Es mag an ihrer Lebenskraft gezehrt haben, daß sie ihrer Mythe entsagt hat. Aber sie mußte es tun. Es ist gefährlich, sich zu weit ins Mythische vorzuwagen.“²⁵ Ist man, wie Rezzori, sich der eingeschränkten Haltbarkeit von privaten und kollektiven Mythen bewusst und setzt sie nicht als ausschließliche Orientierungspunkte für das eigene Leben, fällt auch die kritische Hinterfragung ihrer Inhalte und Wirksamkeit leichter und das macht, wie es in *Blumen im Schnee* deutlich vor Augen geführt wird, sogar einen reflektiert-nostalgischen Umgang mit ihnen möglich.

23 Rezzori [Anm. 1], S. 88.

24 Ebd.

25 Rezzori [Anm. 1], S. 296f.

Krisenhafte Autobiographie

Marianna Sörös-Bazsó (Miskolc)

Der Titel der Veranstaltung „Krisen als Wendepunkte“ ist jetzt aus mehrerer Hinsicht treffend: Umweltkrise, Wirtschaftskrise, aber auch viele persönliche Krisen bestimmen die Welt um uns herum. Krisen sind auf jeden Fall ein Zeichen des Wandels. Es stellt sich die Frage, wie sich in dieser „krisenhaften“ Epoche unsere Kultur verwandelt. Wir erleben eine enorm schnelle Verbreitung der Informationstechnik, was zur Folge hat, dass ein nicht zu unterschätzender Anteil der Menschen ihre kulturellen Erlebnisse von sozialen Netzwerken bekommt. Hat eine Generation, die eine Vorliebe für visuelle Medien hat, Interesse an unsere Schriftkultur, eventuell an Lebensbeschreibungen. Ich möchte hoffen, dass die natürliche Neugier des Menschen die Triebfeder für die Wiederentdeckung der geschriebenen Kultur und der Geschichte früherer Generationen darstellt.

Als krisenhaft kann man die Gattung Autobiographie in erster Linie von der Seite der Theoriebildung bezeichnen. Die Bedeutung der autobiographischen Literatur und die Aufgabe, sie zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Betrachtung zu machen, sind seit der Aufklärung in England, Frankreich und Deutschland von verschiedenen Seiten her erkannt worden. In der Geschichte der Autobiographie lassen sich besondere Höhe- und Tiefpunkte ausmachen, die einer entwicklungsgeschichtlichen Gesetzmäßigkeit zu unterliegen scheinen, die immer wieder Anlass zu kritischen Auseinandersetzungen und theoretisierenden Spekulationen verleitet hat. Seit dem 18. Jahrhundert erschienen anerkannte Meisterwerke wie *Confessiones* des heiligen Augustinus¹, *Das Leben des Benvenuto Cellini*², *Die Bekenntnisse* von Rousseau. Einen Höhepunkt bildet in der deutschen Literatur Goethes *Dichtung und Wahrheit* als das große Vorbild für viele nachfolgende Generationen. Aber die Linie führt bis in die Moderne. In meiner Arbeit möchte ich die Problematik und die wichtigsten Theorien der Gattungsbestimmung vorführen.

Dass Erinnerung die wichtigste Materialbasis für eine rückblickende Vergewärtigung der Vergangenheit ist, scheint so selbstverständlich, dass sich die Forschung kaum mit Funktion und Form von Erinnerung in ihrer literarischen

1 Entstanden um 400, herausgegeben 1888 von Otto Ferdinand Lachmann.

2 Entstanden 1566, Johann Wolfgang von Goethe publizierte das Buch 1798 auf Deutsch unter dem Titel *Das Leben des Benvenuto Cellini*. Seine Ausgabe ist eine sehr freie, ungenaue Übersetzung mit Auslassungen.

Version beschäftigt hat. Eine Gattungsgeschichte der Autobiographie des vergangenen, krisengeschüttelten Jahrhunderts benötigt jedoch eine Theorie der Erinnerung. Seit den neunziger Jahren gibt es deshalb in den Kulturwissenschaften eine breite Diskussion um das Gedächtnis einer Gesellschaft. Im Vordergrund steht dabei der Blick auf die Funktionsweisen der kollektiven Erinnerungsarbeit, denn die sozialen Bedingungen des Gedächtnisses bestimmen den Rahmen möglicher individueller Erinnerung. Ein führender Vertreter solcher Gedächtnistheorien ist Jan Assmann, der mit seinem Buch *Das kulturelle Gedächtnis*³ die erste wichtige Monographie zu dem Thema vorgelegt hat. Die Theoretiker sind sich darüber einig, dass Vergangenheit nichts „an sich“ Existierendes, kein in sich geschlossenes Ganzes und auf alle Zeiten Unveränderliches ist, das es mit „objektiven“ Methoden frei zu legen gilt, wie die Positivisten des 19. Jahrhunderts noch glaubten. Sie ist eine Konstruktion späterer Generationen, die sich „ihre“ jeweils eigene Vergangenheit schaffen. Jan Assmann interessiert sich dafür, wie sich eine Kultur formiert, wie sich also Individuen zu einer solchen Großgruppe vereinigen. Verkürzt gesagt geschieht dies durch Bildung sogenannter konnektiver (d. h. verbindender) Strukturen in zweifacher Richtung: Auf sozialer Ebene durch das Zusammengehörigkeitsgefühl einer Gruppe von Zeitgenossen untereinander, in historischer Dimension durch das Verbundenheitsgefühl mit früheren Generationen, die man als „Vorfahren“ deklariert. Die Einheitlichkeit einer Kultur wird zunächst durch Formen ritueller Kohärenz erhalten, d.h. die Angehörigen dieser Kultur wiederholen Riten und Gebräuche ihrer Vorgänger in ihren (mündlich) überlieferten Formen. Das Gedächtnis dieser Kultur reicht dabei nur drei bis vier Generationen weit, ihr Erinnerungshorizont wandert mit den Generationen mit. Assmann bezeichnet diese Form der Erinnerung als kommunikatives Gedächtnis. Assmanns wichtiger Schritt besteht darin, dass er der Erfindung der Schrift eine besondere Rolle zuspricht: der Schrift, die erst dem kulturellen Gedächtnis ein Medium zur Verfügung stellt, das mehr ermöglicht als nur die in Festen und Riten beschworene Bewahrung des ewig Gleichen. Der Schrift nämlich ist die Entstehung klassischer, kanonischer Texte zu verdanken, in denen Werte und Normen einer Gemeinschaft ausformuliert werden, wie etwa in der Bibel. Aus ritueller wird textuelle Kohärenz, das Vergangene wird nicht bloß wiederholt, sondern vergegenwärtigt. Es entwickelt sich das Bewusstsein einer zeitlich fixierbaren Vergangenheit und eines wachsenden Abstands zu den diese spezifische Kulturgemeinschaft begründenden Ereignissen: ein Geschichtsbewusstsein, wie wir es heute als selbstverständlich ansehen. Das Mittel dazu ist ein Kanon grundlegender und unveränderbarer

3 Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München: Beck, 2000.

Texte, der von einer neu entstehenden Schicht von Schriftgelehrten verwaltet, aufbewahrt, kopiert und kommentiert wird. Diese neue kulturelle Formation – die Assmann als kulturelles Gedächtnis bezeichnet – umfasst damit drei Aspekte: zunächst das reine Faktum der Erinnerung, also den Umstand, dass es überhaupt einen Bezug zur Vergangenheit gibt; sodann die Entwicklung von kultureller Identität⁴ bzw. politischer Imagination, d.h. eines Zusammengehörigkeitsgefühls der Individuen; und schließlich die kulturelle Kontinuierung bzw. Traditionsbildung, also die institutionalisierte Auswahl und Interpretation des zu bewahrenden Materials. Hier bietet sich ein Anknüpfungspunkt zu Canettis poetischer Auffassung über das Überleben in der Schrift (konkret in seiner Autobiographie), Assmann sagt nämlich:

Der Unterschied zwischen dem natürlichen oder auch technisch ausgebildeten [...] Sich-Erinnern des Einzelnen, der von seinem Alter her einen Rückblick auf sein Leben wirft, und dem Andenken, das sich nach seinem Tode von Seiten der Nachwelt an dieses Leben knüpft, macht das spezifisch *kulturelle* Element der kollektiven Erinnerung deutlich. [...] In Wirklichkeit handelt es sich um einen Akt der Belebung, den der Tote dem entschlossenen Willen der Gruppe verdankt, ihn nicht dem Verschwinden preiszugeben, sondern kraft der Erinnerung als Mitglied der Gemeinschaft festzuhalten und in die fortschreitende Gegenwart mitzunehmen.⁵

Einen weiteren Beitrag zur aktuellen Diskussion über Gedächtnis und Geschichte liefert Paul Ricœur mit seinem Buch *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern-Vergessen-Verzeihen*⁶. Die Studien geben einen Einblick in die Überlegungen Paul Ricœurs zur Geschichte und zum Gedächtnis vor kulturellem Hintergrund. Sie bilden in gewisser Weise den systematischen Abschluss seines philosophischen Lebenswerks, insbesondere der Studien „Zeit und Erzählung“ und „Das Selbst als ein Anderer“. In seiner Argumentation kehrt Ricœur mehrfach zu der aristotelischen Aussage zurück: „Das Gedächtnis ist der Vergangenheit teilhaftig.“ In seiner ersten Studie unterteilt er den Zeitraum der Erforschung der Vergangenheit in drei zeitlichen Positionen: „die Position des Zielereignisses, die

4 Einen weiteren Beitrag zur Gedächtnisforschung: Aleida Assmann: *Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*. München: C.H. Beck, 2006. Sie fragt nach den verschiedenen Formen kultureller Erinnerung (Identität), ihren Medien (wie Schrift, Bilder, Denkmäler) im historischen und technischen Wandel sowie nach den Umgangsformen mit gespeichertem Wissen, wobei der Kunst eine wachsende Bedeutung zukommt. Weiterführende Literatur zum Thema noch Welzer, Harald: *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hamburg: Hamburger Ed., 2001.

5 Assmann [Anm. 3], S. 33.

6 Ricœur, Paul: *Das Rätsel der Vergangenheit. Erinnern – Vergessen – Verzeihen*. Göttingen: Wallstein Verlag, 1998.

Position der Ereignisse, welche zwischen diesem und der zeitlichen Position des Historikers liegen, und schließlich den Zeitpunkt des Schreibens der Geschichte“.⁷ Von diesen drei Daten liegen zwei in der Vergangenheit und eines in der Gegenwart. Mit diesem Ergebnis weist Ricœur auf den Gegenwartsbezug der Vergangenheit, d.h. auf die Dialektik der zeitlichen Dimensionen (Vergangenheit-Gegenwart-Zukunft) hin. Auf der Suche nach einer Auflösung der Rätsel der Vergangenheit kommt Ricœur zu dem Ergebnis, dass die Frage nach dem „Status der Wahrheit-Treue“ unentschieden bleibt.⁸ In der zweiten Studie *Die vergangene Zeit lesen: Gedächtnis und Vergessen* greift er das Thema Gedächtnis als Garantie für die zeitliche Kontinuität der Person auf, womit er (sowie auch mit seinen Überlegungen zur „Wahrheit-Treue“) für die Autobiographieforschung sehr brauchbare theoretische Ansätze geliefert hat. Er meint, dass sich die „Falschheit des Gedächtnisses“ gerade 'daraus ergibt, dass „man auf die Wahrheit abgezielt hat, auf die Genauigkeit, die Treue.“⁹ Der Wunsch nach Wahrhaftigkeit der Erinnerung überschneidet sich mit dem moralischen Problem, nicht zu vergessen. Man darf nicht vergessen, um die personelle und kollektive Identität in der Zeit und sogar gegen die Zeit zu bewahren, und sich der allgemeinen Zerstörung zu widersetzen. Ricœur plädiert für eine Kultur des Verzeihens, die von einer Gedächtnisarbeit getragen wird, in der die Anerkennung der Erinnerungen der Anderen dem bloßen Wiederholen der Schuld ein Ende macht.

Günter Niggel sammelte 1989 in einem Band Essays, die in der Zeitperiode 1906–1973 entstanden sind und gattungstheoretische Überlegungen zum Thema Autobiographie enthalten.¹⁰ Zusammenfassend könnte man sagen, dass es den Autoren des Bandes um eine anwendbare Gattungsdefinition der Autobiographie geht, die es ermöglicht, einerseits die Gattung zu bestimmen, andererseits sie von anderen autobiographischen Formen – besonders in Hinsicht auf die fiktionale Literatur – abzugrenzen. Eine Definition erschwert die hybride Form – Georg Misch hatte von einer proteischen, chamäleonartigen Gattung gespro-

7 Ebd., S.26.

8 Ebd., S. 40.

9 Ebd., S. 97.

10 Niggel, Günter: *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1998; Georg Misch: *Begriff und Ursprung der Autobiographie* (1907–1949); Georges Gusdorf: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie* (1956); Roy Pascal: *Die Autobiographie als Kunstform* (1959); Ingrid Aichinger: *Probleme der Autobiographie als Sprachkunstwerk* (1970); Philipp Lejeune: *Der autobiographische Pakt* (1973); Elisabeth W. Bruss: *Die Autobiographie als literarischer Akt* (1974). Meine Auswahl betrifft diejenigen Essays, auf die ich mich in meiner Arbeit gestützt habe.

chen¹¹ – der Autobiographie. Misch geht davon aus, dass „sie [die Autobiographie, Verf.] sich kaum näher bestimmen [lasse] als durch Erläuterung dessen, was der Ausdruck besagt: die Beschreibung (graphia) des Lebens (bios) eines Einzelnen durch diesen selbst (auto).“¹² Er meint, dass dieser Ausdruck nichts über die literarische Form einer Schrift besage, sondern nur das, dass die Person, deren Leben dargestellt wird, selbst der Autor des Werkes ist. In diesem Vorsatz sieht er die Einheit der Gattung, die auf formaler Ebene nicht gegeben ist. Die Wahrheit der Autobiographie ist nicht in den Teilen zu suchen, sondern im Ganzen, „das mehr ist als die Summe der Teile.“¹³ Der Geist, das Wahrste und Wirklichste in einer Autobiographie, wird im ‚Stil‘ greifbar, d.h. in der ‚Art, wie der Autobiograph sein Leben als Ganzes auffasst; in dem Aufbau der Darstellung, der Auswahl des Stoffes und der Gewichtsverteilung zwischen Wichtigem und Unwichtigem.“¹⁴ Georges Gusdorf behandelt die Autobiographie in erster Linie als literarische Form, als Kunstwerk, in dem es um den Menschen geht. Das ist der Grund, warum die Wahrheit der Fakten der Wahrheit des Menschen untergeordnet wird. „Der Bericht gibt uns das Zeugnis eines Menschen über sich selbst“ – sagt er. Die Autobiographie ist aber nicht nur ein historisches Dokument, sondern auch ein Kunstwerk, dessen Aussage durch „die Harmonie des Stils und die Schönheit der Bilder“¹⁵ erweitert wird. Roy Pascal betont – ähnlich wie Gusdorf – den Kunstcharakter der Autobiographie, wobei der Schwerpunkt auf dem *Werden* des Selbst, des Ich liegt. Es ist nicht die exakte Geschichte eines Lebens, sondern „eine Art Zusammenwirken von Vergangenheit und Gegenwart im Bewusstsein des Autors.“¹⁶ In der „eigentlichen“ Autobiographie verwirklicht sich im Gegensatz zur historischen Wahrheit eine poetische, die vom Charakter des Schreibenden bestimmt wird. Eine Autobiographie muss zu viel mehr als nur zum Zeitdokument berufen sein: aus ihr muss aus der Kette von historischen und psychologischen Tatsachen vor den Augen des Lesers ein Mensch „entstehen“, dessen „innerste[s] Geheimnis [...] in seiner Macht des bildhaften Gestaltens liegt“¹⁷. Die künstlerische Einheit seines Unternehmens empfinden wir „als das Resultat eines Zusammenklangs von Ereignissen, Über-

11 Misch, Georg: *Begriff und Ursprung der Autobiographie*. In: Niggel [Anm. 10], S. 33–55, hier: S.40.

12 Ebd., S. 38.

13 Ebd., S. 45.

14 Ebd.

15 Gusdorf, Georges: *Voraussetzungen und Grenzen der Autobiographie*. In: Niggel [Anm. 10], S. 121–147, hier: S. 141.

16 Pascal, Roy: *Die Autobiographie als Kunstform*. In: Niggel [Anm. 10], S. 148–157, hier: S. 156.

17 Ebd., S. 153.

legungen, Stil und Charakter“¹⁸. Elisabeth W. Brush hat drei ‚Regeln‘ für den autobiographischen Akt formuliert: über den Status des Autors im autobiographischen Werk (Doppelrolle); über den Wahrheitsanspruch des autobiographischen Textes von Seiten des Publikums; über den Autobiographen, der von seinen Aussagen überzeugt ist. Diese allgemeinen Regeln sagen nichts über den Gegenstand und Zeitraum des Werkes aus, vielmehr über die Wechselwirkung zwischen Leser-Text-Autor. Dem von Günter Niggel herausgegebenen Band wurde vorgeworfen¹⁹, dass er ausschließlich Ansätze einer eher traditionellen Autobiographietheorie von Georg Misch bis in die 80er Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts enthält und poststrukturalistische und dekonstruktivistische Auffassungen, sowie Forschungsergebnisse zur Theorie und Geschichte weiblicher Autobiographik vermeidet. So wird der Anspruch, einen umfassenden gattungstheoretischen und gattungsgeschichtlichen Überblick zu leisten, in Frage gestellt.

Michaela Holdenried hat mit ihrer Monographie²⁰ die Geschichte der deutschsprachigen Autobiographie umgerissen, mit Beispielen der antiken, mittelalterlichen und nachbarsprachlichen Vorbilder. Sie geht davon aus, dass die Gattung zwar historischen Veränderungen unterliege, das formale Gerüst im Kern aber unverändert sei: „Ein Mensch beschreibt sein eigenes Leben, in der Regel von den ersten Erinnerungen bis zum Schreibpunkt oder bis zu einem anderen zäsurbildenden Zeitpunkt.“²¹ Sie weist auf die Modellfunktion der Autobiographie für den Leser hin, der sich anhand der fremden Lebensbilanzen seine Selbstzuordnung bilden kann. Sie meint, dass die Autobiographie erst mit Georg Mischs monumentalem Werk einer *Geschichte der Autobiographie* (1907) einen Stellenwert im Kanon der Gattungen erhalten hat. Die Schwierigkeit einer Gattungsdefinition in der Neuzeit sieht die Autorin in der Vielfalt von autobiographischen Schreibweisen, wobei ein Paradigmawechsel zu beobachten ist, nämlich vom „Erzählen über die Identitäts-Findung zum Finden der Identität durch das Erzählen.“²² Beim Überblick über die moderne Autobiographieforschung kommt sie zu der Feststellung, dass die Tendenz zur Fiktionalisierung nicht nur

18 Ebd., S.154. Wilhelm Dilthey spricht in diesem Zusammenhang über die Verbindung von Zufall, Schicksal und Charakter.

19 Siehe Finck, Almut: *Subjektbegriff und Autorschaft: Zur Theorie und Geschichte der Autobiographie*. In: Pechlivanos, Miltos (Hg.): *Einführung in die Literaturwissenschaft*. Stuttgart–Weimar: J. B. Metzler, 1995, S. 283–294, hier: S. 294.

20 Holdenried, Michaela: *Autobiographie*. Stuttgart: Phillip Reclam jun. Verlag, 2000.

21 Ebd., S. 12.

22 Neumann, Bernd: *Paradigmawechsel. Vom Erzählen über die Identitäts-Findung zum Finden der Identität durch das Erzählen*. *Edda-Hefte* 2, 1991, S. 99–109, hier: S. 99. (Zitiert nach Holdenried [Anm. 20], S. 23.)

unvermeidliches Kennzeichen einer weitgehenden Annäherung der Autobiographie an die fiktionalen Gattungen sei, sondern auch Antrieb und Bedingung einer Neu-Dimensionierung von Identität und Subjektivität. Der poststrukturalistischen Auffassung, dass *Person* nur eine fiktive kulturelle Einheit sei, steht die These über die „Unhintergebarkeit von Individualität“²³ gegenüber. In ihrer Zusammenfassung des Diskurses über das Erinnern schließt sie sich der traditionellen Auffassung an, wonach das Ergebnis der erinnernden Tätigkeit nie „authentisch“ im Sinne eines Wiederhervorholens vergangener Lebensstatsachen sein kann, aber es ist auch nicht als „falsche“ Erinnerung zu bezeichnen, weil es sich immer um Sequenzen handelt, welche bedeutsam für die individuelle Genese waren. Vor diesem Hintergrund ist ihr Fazit nicht überraschend: Eine Idealform der Autobiographie im Sinne „eigentlicher“ oder „echter“ Autobiographie gibt es nicht.²⁴ Sie meint, dass typologische Beobachtungen lediglich dazu verhelfen, aus den mehr oder weniger großen Schwankungen der modernen autobiographischen Literatur Tendenzen zu formulieren, die mit dem Einzelbeispiel korreliert werden können.

Philipp Lejeune versucht das Funktionieren autobiographischer Texte von der Situation des Lesers ausgehend zu bestimmen. Der sogenannte autobiographische Pakt ist „die Bestätigung dieser Identität [der Identität des Namens (Autor-Erzähler-Figur)] im Text zurückweisend auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt“.²⁵ Die Definition beruht auf keinen Fall auf der Ebene der Strukturen oder auf der Art der Erzählung, vielmehr auf einen Vertrag zwischen Leser und Autor, der die Art der Lektüre festlegt.

In der heutigen Zeit gibt es eine Vielzahl von autobiographischen Texten von prominenten Personen, Sportlern, Sängern, und die hier aufgeführten Theorien lassen sich nicht nur auf literarische Autobiographien verwenden.²⁶ Die Gattung bleibt weiterhin im Mittelpunkt des literaturwissenschaftlichen Forschungsinteresses. Da die Autobiografie einen geschichtlichen Charakter hat, durch ein bestimmtes Menschen- und Weltbild geprägt ist, bietet sie sowohl inhaltlich als auch auf formaler Ebene weitere Möglichkeiten zu theoretischen Auseinandersetzungen.

23 Frank, Manfred: *Die Unhintergebarkeit von Individualität, Reflexionen über Subjekt, Person und Individuum aus Anlass ihrer postmodernen Toterklärung*. Frankfurt/M: Suhrkamp, 1986.

24 Holdenried [Anm. 20], S. 50.

25 Lejeune, Philipp: *Der autobiographische Pakt*. In: Niggel [Anm. 10], S. 214–258, hier: S. 231.

26 Bofinger, Julia: *Halten moderne Autobiographien den theoretischen Kriterien stand? Inhaltsanalytische Überprüfung am Beispiel von Toni Schumachers Sportlerautobiographie Anpiff*. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller, 2009.

Die Wende von 1989 in der deutschsprachigen Presse Rumäniens

Erika Kommer (Neumarkt)

Der Sturz der Ceaușescu-Diktatur hat sich auch in der deutschsprachigen Presse Rumäniens widerspiegelt. Folgender Beitrag untersucht die ersten freien Ausgaben der Bukarester Tageszeitung *Neuer Weg*, der Kronstädter Wochenschrift *Karpatenrundschau* und der Temeswarer *Neue Banater Zeitung*. Nach jahrzehntelanger Zensur und diktatorpreisenden Pflichtberichten freuten sich die Redaktionen über die Möglichkeit, über volksbetäubende Lügen hinweg endlich Teil der lebendigen Geschichte zu werden. Mein Aufsatz bietet eine kurze inhaltliche und formelle Analyse der letzten „alten“ und der ersten freien Ausgaben der erwähnten Presseorgane, bzw. ihr Vergleich in den angemessenen geschichtlich-gesellschaftlichen-kulturellen Hintergrund der Rumäniendeutschen eingebettet.

1. Die Lage der Presse in Rumänien vor 1989

Der Journalismus in Rumänien funktionierte vor 1989 nach dem „kommunistischen Modell.“¹ „Die Presse war eine Propaganda-Maschine, die die Träume des kommunistischen Systems herzustellen hatte“², d.h. die Presse sollte unter Druck eine neue, künstliche Realität konstruieren, die mit der Wirklichkeit nicht übereinstimmte. Obwohl die Zeitungen so ihren wesentlichen Charakterzug, den des objektiven Informierens verloren haben, haben sie weiter funktioniert und haben die Leser allmählich daran gewöhnen lassen, dass sie unter den Zeilen lesen sollen.

Vor 1989 waren die Aufgaben der Printmedien in Rumänien durch die Verfassung und das Pressegesetz vom 28. März 1974 (das am 1. April 1974 in *Buletinul Oficial* Nr. 48 veröffentlicht wurde) festgelegt und beschränkt.³ In der Stimmung der starken sozialpolitischen Prägung mussten laut Pressegesetz Zeitungen, Fernsehen und Radio „die Verwirklichung der Politik der Rumänischen Kommunistischen Partei“, „die Entwicklung des sozialistischen Bewusstseins

1 Chișu, Lucian: *Introducere în mass-media*. București: Editura Fundației România de Măine, 2002, S. 138.

2 Ebd., S. 139. [Übersetzung von E.K.]

3 Müller, Annett: *Abschied in Raten. Vom Neuen Weg zur Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien*. Hermannstadt–Heidelberg: hora Verlag–Arbeitskreis für Siebenbürgische Landeskunde e. V, 2002, S. 69.

der Bürger“ und „das Gefühl der brüderlichen Einheit der rumänischen Werktätigen und der Werktätigen anderer Nationalität“⁴ fördern.

Die deutschsprachigen Schriftsteller und Journalisten wurden auch der Erwartung unterworfen, der kommunistischen Ideologie zu dienen. Sie sollten eine bestimmte Rolle in der kommunistischen Kulturlandschaft der Sozialistischen Republik haben und die Zeitungen galten als Foren, wo sie diese Aufgabe, nämlich die Unterstützung und Verbreitung der politischen Doktrin auszuüben hatten.⁵

Die deutschen Zeitungen waren aber in einer viel besseren Lage, was die 'kulturelle Freiheit' betrifft (ob im Bezug auf diese Jahre dieser Ausdruck überhaupt legitim ist?), als die rumänischen. Ihre Redakteure hatten die Möglichkeit, sich über die Ereignisse der Welt aus der Auslandspresse zu informieren, weil die deutschsprachige Presse Europas in der Redaktion vorhanden war.⁶ Außerdem standen die deutschen Blätter auch wegen ihrer Sprache nicht im Mittelpunkt der Zensur.⁷

Die Sprache war die beste Camouflage-Technik gegen Zensur. Obwohl die Kontrolle eigentlich unabhängig von der Nationalität des Verfassers oder der Sprache der Texte funktionierte, kann man doch voraussetzen – aufgrund von Interviews mit deutschsprachigen Journalisten⁸ –, dass die deutschsprachigen Zeitungen nicht so streng überwacht waren, wie die rumänischen oder ungarischen.

Gegen die Vorschriften der Propaganda-Abteilung des Zentralkomitees konnte man sich offen nicht wahren. Als einziges Milderungsmittel konnte man die Sprache um Hilfe bitten: Zum Beispiel nach der Verbotung der Verwendung deutscher Stadtnamen durch Umformulierungen wie „Stadt unter der Zinne“⁹ die rumänischen Benennungen zu vermeiden.

Nach dem Sturz des rumänischen Diktators Nicolae Ceaușescu im Dezember 1989 infolge der Volksproteste gab es die ersten Versuche in der Pressewelt zu einer objektiven, freien Berichterstattung.¹⁰ Die Zeitung *Neuer Weg*, das

4 Eisenburger, Eduard – Kroner, Michael (Hg.): *Die Zeit in der Zeitung. Beiträge zur rumäniendeutschen politischen Publizistik*. Cluj-Napoca: Dacia Verlag, 1977, S. 184.

5 Vgl. Ebd., S. 78–79.

6 Müller [Anm. 3], S. 217.

7 „Wir standen nicht so im Mittelpunkt. Der *Neue Weg* lag nicht auf dem Tisch der Ceaușescus. Die konnten ihn nicht lesen.“ – Interview mit Hans Frank, dem stellvertretenden Redakteur (2002) der ADZ. In: Müller [Anm. 3], S. 218 und S. 79.

8 *Neuer Weg*, 11 Januar 1990, S. 1.

9 *Interview mit Malte Kessler, Redakteurin der ADZ*. In: Müller [Anm. 3], S. 232.

10 Schuster, Egon (1994): *Der Sturz des Diktators*. <http://www.brenndorf.de/Doku/-BAB38.htm> (Zugriff am: 19.06.2007)

wichtigste deutschsprachige Tagesblatt Rumäniens – sowohl in dieser Zeit als auch nach der Revolution¹¹ – hatte zum Beispiel schon in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1989 versucht, die erste freie Nummer herauszugeben.

Was die politische Taktik der Zeitungen und die Zensur angeht, kann man feststellen, dass die Presseorgane sofort nach der Wende nach einer freien Meinungsäußerung gestrebt haben. Schlagzeilen wie „Zur Ehrung der Helden der Revolution“¹², „Ceașescu – Der rote Vampir“¹³ oder „Botschaft an den Rat der Front der Nationalen Rettung“¹⁴ bestätigen das. Diese Bestrebungen nach einer ausgewogenen, demokratischen Presselandschaft werden auch heute fortgesetzt, obwohl der rumänischen Gesellschaft noch nicht gelungen ist, ein Pressegesetz durchzusetzen. Es gibt das Gesetz der audiovisuellen Medien (1992 und 2002) und das Gesetz der Rumänischen Rundfunkgesellschaft und des Rumänischen Fernsehens (1994), aber kein Gesetz der geschriebenen Presse, das die Rechte der Presseinstitutionen und ihre Interessen gegenüber der politischen Macht vertreten könnte.¹⁵

Die Zeitungen und Zeitschriften im postrevolutionären Rumänien – unter denen auch die Minderheitenzeitungen – haben sich mit dem postrevolutionären Staat identifiziert, dank „ihrer alten Zugehörigkeit, dem geerbten Personal und dank der Angst, wegen Kollaborationismus angeklagt zu werden, ein Kollaborationismus, der zur Ceașescu-Zeit mehr als bewiesen war“.¹⁶

2. Das Untersuchungskorpus: *Neuer Weg*, *Neue Banater Zeitung* und die *Karpatenrundschau*

Als Untersuchungskorpus der kontrastiven Analyse dieser Arbeit gelten drei Presseorgane der Zeit: *Neuer Weg* (als überregionales Tagesblatt zwischen 1949 und 1992, dann als *Allgemeine Deutsche Zeitung für Rumänien*), *Neue Banater Zeitung* (als regionale Zeitung zwischen 1957–1968 unter dem Namen *Die Wahrheit*, ab 1968 als *NBZ*) und *Karpatenrundschau* (als Wochenschrift ab 1968).

11 Müller [Anm. 3], S. 74–75.

12 *Neuer Weg* [Anm. 8].

13 *Neue Banater Zeitung*, 10/11 Februar 1990, S. 7.

14 *Karpatenrundschau*, 5. Januar 1990, S. 1.

15 Vgl. Coman, Mihai: *Mass media în România post-comunistă*. Iași: Editura Polirom, 2003, S. 55. und http://www.eab-berlin.de/berichte/k-o/Berichtmedien_rum_lucaciu00.-pdf (Zugriff am: 11.06.2007)

16 Mungiu, Alina: *Die Rumänen nach '89. Sozio-politische Studie*. Reșița: InterGraf-Verlag, 1996, S. 239.

Die überregionale Bukarester Tageszeitung *Neuer Weg*, der Vorfahr der heutigen *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* (ADZ) erschien seit dem 13. März 1949 „als Organ des Deutschen Antifaschistischen Komitees in der Rumänischen Volksrepublik“ (1949-1953)¹⁷, und war eine landesweit erhältliche Zentralzeitung. Gleich nach der Revolution hat die Zeitung ihren politischen Standpunkt verändert, aber zur Veränderung ihres Namens zur *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* kam es nur am 5. Januar 1993. Sie erscheint seit 1993 als unabhängige Tageszeitung fünf Mal pro Woche (von Montag bis Freitag). In der zweiten Hälfte des Jahres 1992 kam es zur grafischen und inhaltlichen Umgestaltung der Vorgängerzeitung *Neuer Weg* (1949–1992). Die massenhafte Auswanderung der Deutschen nach der Revolution von 1989 führte zur drastischen Senkung der Leser- und Redakteurenanzahl. Die Veränderung war unter diesen Umständen lebenswichtig für das Erhalten der heute einzigen deutschsprachigen Tageszeitung in Mittel- und Osteuropa. Schwerpunkte der Berichterstattung der ADZ sind die Informationen über Rumänien insgesamt und über die hier lebende deutsche Minderheit.

Die *Neue Banater Zeitung* als Temeswarer Lokalzeitung vertritt in dem Untersuchungskorpus einen anderen Zeitungstyp, die Regionalzeitung. Sie hat sich von der Zeitung *Die Wahrheit* entwickelt und wurde 1968 in *Neue Banater Zeitung* umbenannt.¹⁸ Als Organ des Kreiskomitees der RKP und des Kreisvolksrates Temesch erschien sie täglich (außer Montag) als deutsche Zeitung des Banats, nicht nur des Landkreises Temesch. Der Weg von *Der Wahrheit* zur *Neuen Banater Zeitung* implizierte viele Veränderungen: Die Wochenzeitung startete mit einer Auflage von 5000 Exemplaren, ab 1958 erschien sie dreimal pro Woche, damit es 10 Jahre später von einer Tageszeitung die Rede sein kann, die 1975 eine Auflage von 16.000 Exemplaren erreicht hat.¹⁹ Die Redaktion hat immer versucht, ihre Ziele bezüglich des Bewahrens der deutschen Kulturlandschaft und Traditionen ihres Publikums auch unter der Wache der kommunistischen Zensur zu verwirklichen.

17 Weber, Annemarie – Josting, Petra – Hopster, Norbert: *Rumäniendeutsche Kinder- und Jugendliteratur 1944-1989. Eine Bibliographie*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2004, S. 39.

18 <http://www.banater-schwaben-berlin.de/Temeswar/Temeswar-Geschichte.html#Presse> (Zugriff am: 12.06.2007)

19 Eisenburger, Eduard: Die Lokalzeitungen – Chronisten unseres Wirkens und Werdens. In: *Die Zeit in der Zeitung. Beiträge zur rumäniendeutschen politischen Publizistik*. Cluj-Napoca: Dacia Verlag, 1977, S. 210.

Nach der Wende erschien die *Neue Banater Zeitung* bis 1. November 1993, als sie von der ADZ als Wochenbeilage übernommen wurde, mit dem Untertitel *Demokratische Tageszeitung in Rumänien* und plädierte für die Pressefreiheit.²⁰

Die dritte untersuchte Zeitung gehört wieder einer anderen Kategorie an: Die *Karpatenrundschau* ist eine Wochenschrift. Sie war auch politisch bedingt, indem ihr Chefredakteur, Eduard Eisenburger Mitglied des Zentralkomitees der RKP und des Staatsrates war.²¹

Die *Karpatenrundschau* ist die Fortsetzung der in Kronstadt erschienenen *Volkszeitung*, des Presseorgans des regionalen Parteikomitees und des Regionsvolksrates-Stalin. Sie hatte ebenfalls die Rolle eines „pressepolitischen Sprachrohrs“²² in der rumänischen totalitären Diktatur. Die Zeitung existierte seit 30. Mai 1957 11 Jahre lang unter dem Namen *Volkszeitung*, dann wurde sie als *Wochenschrift für Gesellschaft, Politik und Kultur* mit dem neuen Titel *Karpatenrundschau* gedruckt. Neben den politischen Pflichtartikeln wurde die Zeitung reichlich mit kulturellen und geschichtlichen Beiträgen ergänzt.²³ Eine neu errichtete Seite, die *Heimatkunde* wurde der Geschichte der deutschen Minderheit gewidmet; außerdem unterstützten Sonderseiten zum Thema Schulwesen das schon im Namen angedeutete Programm der Zeitung: das Erhalten der historischen und kulturellen Erbe der deutschen Minderheit.²⁴ Dieses Ziel verfolgt die Publikation auch heute noch, obwohl sie – wegen finanziellen und zielgruppebedingten Gründen – nur als vierseitige Wochenbeilage der *Bukarester Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* herausgegeben wird.

3. Die Widerspiegelung der Revolution im Neuen Weg, in der Neuen Banater Zeitung und in der Karpatenrundschau

Folgende Zeitungs- bzw. Artikelanalysen versuchen die inhaltlichen Änderungen der Tageszeitung *Neuer Weg*, der *Neuen Banater Zeitung* und der Wochenschrift *Karpatenrundschau* Ende Dezember 1989 unmittelbar in den Tagen vor und nach der Revolution festzuhalten. Das Untersuchungskorpus bilden folgende Ausgaben: *Neuer Weg* vom 21., 22., 23. Dezember 1989, die *Neue Banater*

20 Vgl. Die Nachricht über Demonstrationen Für Freie Presse. In: *NBZ*, Nr. 8422/20. Januar 1990, S. 1.

21 Weber–Josting–Hopster, [Anm. 17], S. 45.

22 Schuster, Hannes: Ein Ort kollektiver Selbstvergewisserung. *Siebenbürgische Zeitung Online*, 28. Mai 2007, <http://www.siebenbuenger.de/cgi-bin/sbz/sbz-druck.cgi?-1180371853,82660> (Zugriff am: 12.06.2007)

23 Ebd.

24 Ebd.

Zeitung vom 21., 22–23. und 26. Dezember 1989 und die Ausgaben der *Karpatenrundschau* vom 15., 23. und 29. Dezember 1989.

Inhaltlich wird erforscht, wie diese Artikel die geschichtlichen Ereignisse widerspiegeln haben. Die Analyse der Seiten nimmt die Untersuchung der Titel und Untertitel vor, der bearbeiteten Themen, der Handlungsträger der Artikel, ihres Authentizitäts- und Realitätseffekts (Darstellung und Interpretation der Ergebnisse) und beschäftigt sich auch mit der Sprache der Zeitungstexte.

Neuer Weg vom 21. Dezember 1989 ist als *Zeitung des Landesrates der Front der Sozialistischen Demokratie und Einheit* bezeichnet, Ort der Erscheinung ist auf Rumänisch angegeben (București), benachbart von Daten der Redaktion und Verwaltung (Adresse, Telefonnummer, Redaktionsvertretungen) und in der Ecke oben rechts von der Losung „Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!“. Die linke Ecke oben behauptet die Aussage über Erscheinungsdichte und über Abonnementsmöglichkeiten.

Themen der Titelseite sind: *Der offizielle Freundschaftsbesuch des Genossen Nicolae Ceaușescu in der Islamischen Republik Iran* und Bericht des Genossen Nicolae Ceaușescu auf dem XIV. Parteitag. Obwohl die erste Seite der Zeitung gewöhnlicherweise keine Rubriktitle hat und daher – nach Mouillaud und Tétu²⁵ – als „offene“ Seite bezeichnet werden könnte, würde ich es trotzdem nicht tun, weil sie immer wieder nur die von der Zensur geforderten aktuellen politischen Berichte holt. Sowohl die Referenztitle, als auch die erklärenden Aussagen verwenden einen systemspezifischen Wortschatz, wie etwa „Genosse“, „Parteitag“, „Partei“, „Arbeiterdemokratie“, „Interesse des ganzen Volkes“, usw.²⁶

Die Handlungsträger der ersten Seite wiederfinden wir in einem kleinen Maß auch an der zweiten Seite, auf der der Bericht über Ceausescus Iran-Besuch fortgesetzt wird. Die zweite Seite wird aber hauptsächlich den Auslandsnachrichten gewidmet. Die meisten Informationen unter der Rubrik *Kurz aus aller Welt* listen negative Ereignisse auf, wie z.B. Kriminalität in New York²⁷, Wirtschaftsprobleme in Schweden, Großbritannien und Washington²⁸, Drogenhändler aus Rom und Bogota²⁹ u.a. Die Nachrichten, die keine westlichen Länder behandeln oder eben ein Thema, das auch im Kommunismus als allgemeiner

25 Mouillaud, Maurice – Tétu, Jean François: *Presa cotidiană*. București: Editura Tritonic, 2003, S. 124.

26 *Neuer Weg*, 21. Dezember 1989, S. 1.

27 New Yorks Metro – Ein unterirdischer Tatort. In: *Neuer Weg*, 21. Dezember 1989, S. 2.

28 Ungünstige Prognosen für OECD-Länder. Gedrosseltes Wirtschaftswachstum/Hohe Defizite/Entlassungen. In: *Neuer Weg*, 21. Dezember 1989, S. 2.

29 Reiche Drogenfänge. In: *Neuer Weg*, 21. Dezember 1989, S. 2.

Wert angesehen wurde (die Kindheit zum Beispiel), sind dagegen eher positiv gesinnt.³⁰

In der Ausgabe vom 22. Dezember 1989 des *Neuen Wegs* sind schon Artikel, Schriften zu finden (politische Rede des Staatsführers und Dekret können in keine journalistische Gattung eingegliedert werden), die über die vorrevolutionären Ereignisse in Temeswar zu wissen geben. Wie objektiv diese „Berichterstattung“ ist, kann schon von dem Autor der Texte abgeleitet werden: der eine Text ist die *Rede des Genossen Nicolae Ceausescu über die Sender des Hör- und Fernsehfunks*, der andere ist das *Präsidentialdekret über die Verhängung des Ausnahmezustands über das Gebiet des Kreises Timis*.³¹ Fast dieselben Texte, mit winzigen Übersetzungsunterschieden (*Rede des Genossen Nicolae Ceausescu über die Rundfunk- und Fernsehsender, Präsidentialdekret über die Ausrufung des Notstands auf dem Gebiet der Kreises Timis*) wird schon ein Tag früher, am 21. Dezember in der *Neuen Banater Zeitung* veröffentlicht.³² Die Rede selbst wurde am Abend des 20. Dezembers im Rumänischen Fernsehen gesendet und – wie interessant! – an demselben Abend, spät nach der zweiten Schicht strömten Arbeiter mehrerer Betriebe landesweit, um ihre Unterstützung des Standpunkts von Ceausescu zu äußern. Über diese Versammlungen wurde schon am nächsten Tag im *Neuen Weg* an der 2. Seite ausführlich berichtet.³³ Natürlich ging es um vorbestellte Äußerungen. Der Text der Rede ist auch das Spiegelbild einer konstruierten Wirklichkeit, vermittelt Teilwahrheiten und Spekulationen. Dieser Aufruf des Diktators an das Volk auf der Titelseite beider Tageszeitungen wirkt, soll mit News-Wert wirken, denn das ist in der geschriebenen deutschen Presse des damaligen Rumäniens das erste abgedruckte Zeichen über die Anfänge der Revolution. Umso mehr ist zu bewundern, dass an der nächsten Seite gleich nach dieser Rede schon die so gesagten Reaktionen, Meinungen des „Volkes“ zu lesen sind. Ein perfektes Beispiel für die manipulierende Rolle der Presse im Kommunismus.

30 Einheitliche Nationalpartei Zimbabwes gegründet und UNICEF: Die Rechte der Kinder schützen. Das Kinderhilfswerk bereitet für 1990 Weltkonferenz vor. In: *Neuer Weg*, 21. Dezember 1989, S. 2.

31 Beide Texte in: *Neuer Weg*, 22. Dezember 1989, S. 1.

32 *Neue Banater Zeitung*, 21. Dezember 1989, S. 1. und 4.

33 Fester Entschluss des ganzen Volkes, in völliger Einheit mit der Partei seine revolutionären Errungenschaften, die Unabhängigkeit und Souveränität der Heimat zu verteidigen, auf dem Weg des sozialistischen Aufbaus voranzuschreiten. In: *Neuer Weg*, 22. Dezember 1989, S. 2.

Die vierte Seite des Neuen Wegs vom 22. Dezember 1989 hält dem Leser (mindestens dem heutigen Leser) noch eine Überraschung: den Schuldspruch des Bischofs László Papp über László Tőkés.³⁴

Die nächsten drei Ausgaben, die ich nebeneinander stellen möchte sind am derselben Tag erschienen: der *Neue Weg* vom 23. Dezember 1989, die Sonderausgabe der *Neuen Banater Zeitung* vom 22–23. Dezember 1989 und die *Karpatenrundschau* vom 23. Dezember.

Die zwei Tageszeitungen, *Neuer Weg* und *Neue Banater Zeitung* begrüßen exaltiert die Freiheit mit einer neuen Losung auf der Titelseite: „Das Volk hat gesiegt!“ (NW) bzw. „Es lebe das freie Rumänien!“ (NBZ) Die *Karpatenrundschau* weist sich in diesem Fall etwas zurückhaltender: Auf dem Titelblatt bezeichnet ein kurzer Brief an die Leser – *An unsere Leser und Freunde* – die Wahrnehmung der neuen Zeiten seitens der Zeitung. Der Text erscheint unter einem großen „Freiheitsbild“ (etwa viermal größer als der Text): Frau in deutscher Tracht mit Blumen in der Hand, Unterschrift: *Blumen für den Frieden*. Daneben das *Kommunique ans ganze Land seitens des Rates der Front zur Nationalen Rettung*. Die *internationalen Echos* auf der zweiten Seite weisen noch auf die Revolution hin, die anderen Artikel behandeln andere Themen – akzeptabel von einer Wochenschrift, die stets Platzmangel zu bekämpfen hat.

Ab dem 23. Dezember definiert sich der *Neue Weg* als *Tageszeitung für Politik, Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur* und gibt als Ort ihrer Erscheinung *Bukarest* an. Im Artikel *In eigener Sache* äußert sich die Redaktion über seine neue Rolle und neuen Aufgaben – hier wird ausgesprochen, dass sie ab jetzt wieder die deutschen Ortsnamen verwenden wird. Praktisch ist außer der Kulturseite die ganze Nummer mit der Revolution beschäftigt.

Dasselbe gilt auch für die Sonderausgabe der Neuen Banater Zeitung von 22–23 Dezember. Titel wie Erklärung der Rumänischen Demokratischen Front aus Temeswar, Gründung des Nationalkomitees der Demokratie, So begann der Lenz des nationalen Erwachens, Temeswar tat den ersten Schritt und das ganze Land zog mit! und die ausländischen Stellungnahmen zu den Ereignissen in Rumänien oder die der Presseagentur Agerpres (die übrigens auch im Neuen Weg erschienen ist, in der Ausgabe vom 24. Dezember) bestätigen das.

Die Möglichkeit und Bedarf wieder die deutschen Ortsnamen zu verwenden beziehungsweise die kommunistischen Losungen (Wie etwa *Proletarier aller Länder, vereinigt euch!*) loszuwerden ist offensichtlich. Was mir besonders auffiel, war die Schwierigkeit, in den Formulierungen und Textsorten Änderungen

34 Mehr über László Papp: *Ceausescu megbízásából Papp László református püspök nyugatra érkezett*. In: <http://www.hhrf.org/dokumentumtar/irott/emh/1987.045.pdf> (Zugriff am: 02.09.2012.)

zu bringen. Ich nenne als Beispiel die abgedruckte Rede von Ion Iliescu und Petre Roman in der *NBZ* vom 27. Dezember 1989. Das Titelblatt bringt nur diese zwei Texte: Ansprache des Vorsitzenden der Front der Nationalen Rettung, Ion Iliescu und Ansprache des Premierministers Petre Roman: „In diesen Tagen sind wir in einem sehr angespannten Programm erfasst, aber wir wollten im Studio zugegen sein, und wenn Sie wollen, auch aus einem persönlichen Grund – ich habe gehört, dass es Gerüchte gibt, dass wir nicht mehr existierten [...]“³⁵ Auf dieses „wir“ reflektiert Andreea Raluca Maierean in ihrer Studie *The Media Coverage of the Romanian Revolution*³⁶: sie meint, die neue postrevolutionäre Führung identifiziert sich leichter mit den Zuhörern, mit der Masse und in dieser Hinsicht ist die Verwendung des Pronomens „wir“ von Bedeutung.

4. Schlussfolgerungen

Die Krisendarstellung in den analysierten Ausgaben des *Neuen Wegs*, der *Neuen Banater Zeitung* und der *Karpatenrundschau* ist eine rückgängige. Obwohl es auch um zwei Tageszeitungen geht, im Falle des *Neuen Wegs* und der *Neuen Banater Zeitung*, haben diese Presseorgane auch nicht sofort und aktuell unter den damaligen Umständen der Zensur über die Ereignisse der Revolution berichten können. Die ersten Hinweise auf die Unruhen im Land erscheinen in der Nummer von 22. Dezember 1989 des *Neuen Wegs* und in der *NBZ* vom 21. Dezember, in der die Rede von Ceausescu, die im Fernsehen übertragen wurde, auf dem Titelblatt abgedruckt wird. Es ist praktisch ein Aufruf des Diktators an das rumänische Volk, die Ordnung im Land zu bewahren, es geht also noch immer um einen bestellten Propaganda-Text.

War diese Revolution, waren die gesellschaftlichen Veränderungen eine Befreiung für die Presse und darunter für die deutschsprachige Minderheitenpresse? Bedeutete die Krise, bzw. die Art und Weise der Krisenwahrnehmung und der Krisendarstellung seitens der Presse eine professionelle Entwicklung, eine Bereicherung, einen Neuanfang auf höherem Niveau?

Einerseits lautet die Antwort positiv. Tabuthemen wurden wieder wachgerufen (z.B. Weihnachten, Hunger, Mangel an Nahrungsmittel, Probleme mit der Heizung, Elektrizität), Meinungen geäußert und formuliert, die Muttersprache wieder grenzenlos verwendet (siehe Ortsnamen).

35 *Neue Banater Zeitung*, 27.12.1989, S. 1.

36 Maierean, Andreea Raluca: *The Media Coverage of the Romanian Revolution*. Iași: Lumen, 2006, S. 70.

Andererseits ist das Erbe der kommunistischen Zeit geblieben, vor allem eine journalistische Mentalität, die schwer loszuwerden ist. Damals, in der Ceausescu-Ära war es praktisch „unmöglich“,

in den Medien zu arbeiten ohne Nicolae Ceausescu lobend zu erwähnen oder aus ihm zu zitieren. Es wurde also klar, daß kein Säuberungsprozeß unter den Journalisten stattfinden wird und daß dieser Prozeß nicht stattfinden könnte, wenn nicht eine ganz neue Journalistengeneration an die Macht kommen würde, eine Generation, die nicht in der kommunistischen Presse gearbeitet hat.³⁷

37 Mungiu [Anm. 16], S. 240.

***Medea* Christa Wolfs im Kontext der humanen Sinn- und Kulturkrise**

Małgorzata Dubrowska (Lublin)

Der Roman *Medea. Stimmen* (1996) ist nach *Kassandra* (1983) das zweite Projekt der Autorin, in dem sie sich mit einem mythologischen Stoff auseinandersetzt, in dessen Zentrum eine weibliche Figur steht. Während die Erzählung *Kassandra* in der DDR, zur Zeit des Bestehens der alten Ordnung, im Bewusstsein des Wettrüstens der antagonistischen Blockmächte geschrieben wurde, fällt die Entstehung des *Medea*-Romans in die durch einen Epochenbruch eingeleitete Nach-Wendezeit. Das *Kassandra*-Projekt, in dem das zerstörerische Potenzial des Kriegs drastisch vor die Augen gestellt wurde, verstand die Autorin explizit als „Friedenforschung“¹, *Medea* hingegen setzt sich mit der Frage des Machterhalts auseinander, der als das oberste Handlungsprinzip² zum Verbrechen und zur Rechtspervertierung führt. Rückt in *Kassandra* das Problem der Subjektwerdung der weiblichen Protagonistin in den Vordergrund, so steht im *Medea*-Projekt „die Verteidigung der Unschuld Medeas“³ im Zentrum. Der in dem vereinten Deutschland verfasste Text der Ex-DDR-Dichterin, der nun dem gesamtdeutschen Literatur-Kanon angerechnet wird, stellt zugleich die Fortsetzung der literarischen Arbeit am Mythos bei Christa Wolf dar und bezeugt deren reges Interesse an dem antiken Stoff.

Inspiziert von Hans Blumenberg *Arbeit am Mythos* sowie von der Mythoskonzeption Karl Kerényis, der in Anlehnung an Carl Gustav Jungs Archetypenlehre⁴ in den Figuren der griechischen Mythologie die Urbilder der menschli-

-
- 1 Emmerich, Wolfgang: *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Erweiterte Neuausgabe. Berlin: Aufbau Verlag, 2000, S. 343.
 - 2 Vgl. Hilzinger, Sonja: *Christa Wolf*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007, S.113.
 - 3 Delhey, Yvonne: Kunst zwischen Mythos und Aufklärung – Littérature engagée im Zeichen des Humanen. Zur Mythosrezeption Christa Wolfs mit einer Fußnote zu Franz Fühmann. In: *Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik. Bd.52. Rückblicke auf die Literatur der DDR*. Hg. v. Hans-Christian Stillmark unter Mitarbeit von Christoph Lehker. Amsterdam – New York, 2002, S. 153–177, hier: S. 170.
 - 4 Aus der Zusammenarbeit mit Carl Gustav Jung sind zwei Bände hervorgegangen: *Das göttliche Kind in mythologischer und psychologischer Beleuchtung* und *Das göttliche Mädchen*, die dann in dem Band unter dem Titel *Einführung in das Wesen der Mythologie* 1942 erschienen sind. Christa Wolf stützt sich bei der Arbeit an Voraussetzung einer Erzählung: *Kassandra* aus Kerényis *Die Mythologie der Griechen* (München: dtv,

chen Seele sah, griff Christa Wolf die Überlieferungen des vorgeschichtlichen Medea-Mythos auf, denen sie auf den Grund zu kommen versuchte – „nicht in der Art der Wissenschaft, sondern als Literatin, mit Imagination und Phantasie“⁵. Der erzählerische Rekurs der Autorin auf den Mythos und Mythologie wird ebenfalls von der Mythosstudie *Das mythische Element in der Literatur* (1974) ihres Freundes Franz Fühmann geprägt. In der Hinwendung zum Mythos, der für den Dichter eine primäre, genuine Kategorie ist, sieht er die Möglichkeit, den Widerspruch der menschlichen Erfahrung mittels Literatur wiederzugeben. Da diese Konzeption auf dem Grundzug des Widerspruchs basiert, wird sie zum Literaturraster, zum Modell für eine Literatur, die nicht in Ideologie aufgeht.⁶ Für Fühmann ist der Mythos das Modell, in dem der Mensch mit seiner widersprüchlichen Existenz aufgehoben ist: „Er [der Mythos] macht es möglich, die individuelle Erfahrung, mit der man ja wiederum allein wäre, an Modellen der Menschheitserfahrung zu messen.“⁷

An der Prämisse Fühmanns hält Christa Wolf fest. Im Gespräch „Warum Medea?“, das Petra Kammann 1996 durchgeführt hat, äußert sich die Autorin zu der Entscheidung, Medea für Protagonistin ihres Nach-Wenderomans gewählt zu haben und hebt den „modellhaften“ Charakter der antiken Figur hervor:

Manchmal kann man an solchen scheinbar weit zurückliegenden Figuren die zeitgenössischen Probleme besonders deutlich herausfiltern, gerade weil es ein prähistorisches Feld ist, auf das ich mich begeben, allerdings schon mit patriarchalisch und hierarchisch strukturierten Gesellschaftsgruppen. Da wird erkennbar, daß das Grundverhalten der Menschen in ähnlichen Situationen schon dem unseren ähnlich oder gleich war. Insofern kann ich diese frühen Gesellschaften als Modell verwenden –

1977) und den Briefwechsel zwischen Karl Kerényi und Thomas Mann: *Gespräche in Briefen*. München: dtv, 1967.

5 Wolf, Christa: Von Cassandra zu Medea. Impulse und Motive für die Arbeit an zwei mythologischen Gestalten. In: Dies.: *Medea. Stimmen*. Mit einem Kommentar von Sonja Hilzinger. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2010, S. 179–188, hier: S. 180.

6 Vgl. Kim, Ihmku: *Franz Fühmann – Dichter des Lebens. Zum potentialgeschichtlichen Wandel in seinen Texten*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 1996, S.151.

7 Fühmann, Franz: *Das mythische Element in der Literatur*. In: Ders.: *Werke. Bd. 6. Essays, Gespräche, Aufsätze 1964–1981*. Rostock: Hinstorff, 1993, S. 82–140, hier: S. 96. Vgl. auch C. Wolfs Trauerrede auf F. Fühmann, in der die Autorin von ihrer Rezeption des Essays *Das mythische Element in der Literatur* spricht. In: Wolf, Christa – Fühmann, Franz: *Monsieur – wir finden uns wieder. Briefe 1968–1984*. Berlin: Aufbau Verlag, 1995, S. 141–149., hier: S. 144, 146.

wie es übrigens sehr oft in der deutschen Literatur geschah. Und genau das reizt mich.⁸

Die Autorin schließt sich somit an die reiche Tradition der Medea-Mythos-Variationen⁹ an: In der Literatur- und Kunstgeschichte ist ein andauernder multimedialer „Medea-Boom“¹⁰ zu verzeichnen, wobei die Geschichte der kolchischen Königstochter immer wieder neu interpretiert und inszeniert wird, weil mit dem Stoff spielerisch umgegangen wird. Für Christa Wolf ist zwar Medea von Euripides (5. Jh. v.Ch.) der „dominante Prätext“¹¹, aber die Schriftstellerin hat – teils aufgrund ihrer Recherchen, teils infolge der produktiven Re-Lektüre des Mythos – die klassische Vorlage stark umgedeutet, fiktive Figuren eingeführt und die Hauptfigur in ein altneues vor-Euripides'sches Licht getaucht. Dank dem Briefwechsel¹² mit der Altertumswissenschaftlerin Margot Schmidt fand die Autorin ihre Annahmen bestätigt, dass es ältere Quellen des Medea-Stoffes gibt, aus denen hervorgeht, dass die als Hexe und Kindsmörderin stigmatisierte Kolcherin keine rachsüchtige Bestie war. Bei Wolf ist Medea eine positive Identifikationsfigur. Sie ist keine Barbarin aus dem Osten, keine Serienmörderin, die ihren Bruder Absyrtos, Kreons Tochter Glauke und eigene Söhne umgebracht hätte. Für die Autorin ist Medea, den vorgeschichtlichen Quellen nach, „zuerst die Göttin, dann die Priesterin, Heilerin, die ‚guten Rat Wissende‘“¹³.

Die multiperspektivisch erzählte Geschichte Medeas setzt sich aus elf „Stimmen“ zusammen. Die Autorin lässt die Titelfigur viermal zu Wort kommen, Jason führt zwei Monologe und die übrigen Figuren, Kreons Tochter Glauke, Akamas und Leukon – Hof-Astronomen und Agameda, vormals Medeas Schülerin, treten als Sprecher jeweils einmal auf. Während Medea, Glauke und Jason der mythischen Vorlage entspringen, sind alle andere Spre-

8 Wolf, Christa: Warum Medea? Christa Wolfs Gespräch mit Petra Kammann am 25.1.1996. In: Dies.: *Medea. Stimmen*. Mit einem Kommentar von Sonja Hilzinger. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 189–200, hier: S. 189.

9 Ludger Lütkehaus verweist in seiner Studie *Der Medea-Komplex auf über dreihundert Medea-Texte, -Objekte und -Musikstücke*. Vgl. Lütkehaus, Ludger (Hg.): *Mythos Medea*. Leipzig: Reclam Verlag, 2001, S. 11–24, hier S. 12.

10 Stephan, Inge: *Medea. Multimediale Karriere einer Mythologischen Figur*. Köln, Weimar, Wien: Böhlau, 2006, S. 5.

11 Die Bezeichnung stammt von Catanis, Stephanie: Vom Anfang und Ende des Mythos. Medea bei Christa Wolf und Dea Loher. *Monatshefte*, Vol. 99, Nr. 3, 2007, S. 316–332, hier S. 317. Wolf gibt die Tragödie des Euripides als primäre Textquelle an. Vgl. Wolf [Anm. 5.], S. 185.

12 Vgl. den Briefwechsel in: Hochgeschurz, Marianne (Hg.): *Christa Wolfs Medea. Voraussetzungen zu einem Text*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2000.

13 Wolf [Anm. 8], S. 192.

cher erfundene Figuren. Der innere Monolog, der dem Muster des assoziativen Bewusstseinsstroms folgt, wird bei den Geständnissen Medeas dialogisch, denn sie spricht direkt ihre Mutter und ihren toten Bruder, der in Kolchis wegen des Thronfolgekampfs geopfert wurde, an. Die Ich-Perspektive Medeas wird durch andere Stimmen ergänzt, ohne dass es zur Kommunikation zwischen den sprechenden Figuren kommt. Der von Wolf umgedeutete Stoff zeigt Medea als eine angesehene Heilerin und Zauberin, die von den Machthabern Korinths verleumdet, denunziert, kolonialisiert¹⁴ und schließlich verbannt wird. Des Mordes an ihrem Bruder bezichtigt, der Pest in Korinth beschuldigt, wird sie des Landes verwiesen. Da Medea das Geheimnis Korinths aufdeckt und zur Erkenntnis gelangt, dass die Macht Kreons auf ein Verbrechen, auf den Mord an seiner Tochter Iphinoe gegründet ist, muss ihr Ruf endgültig vernichtet werden. Nachdem Medeas Kinder von den Korinthern gesteinigt worden sind, wird von den Machthabern das Gerücht in Umlauf gesetzt, Medea hat ihre eigenen Kinder umgebracht. Die scheinheiligen Täter veranstalten dann alle sieben Jahre eine Gedenkfeier und gedenken ihrer Opfer „in einem heuchlerischen Kult“¹⁵, während Medea, als Kindsmörderin diffamiert, zum leeren Dasein verurteilt wird. „Tot. Sie haben sie ermordet. Gesteinigt [...]. Und ich habe gedacht, ihre Rache sucht vergeht, wenn ich gehe. Ich habe sie nicht gekannt. [...] Die Liebe ist zer schlagen, auch der Schmerz hört auf. Ich bin frei. Wunschlos horch ich auf die Leere, die mich ganz erfüllt.“¹⁶

Die produktive Lektüre des antiken Stoffes lässt Christa Wolf zum Schluss kommen, dass der Mythos dem heutigen Menschen helfe, sich neu zu sehen:

er hebt Züge hervor, die wir nicht bemerken wollen, und enthebt uns der Alltagstrivialität. Er erzwingt auf besondere Weise die Frage nach dem Humanum, um die es ja, glaube ich, bei allem Erzählen geht. Zum Beispiel die Frage: Warum brauchen wir Menschenopfer. Warum brauchen wir immer noch und immer wieder Sündenböcke.¹⁷

Dieser Fragestellung wird im Text konsequent nachgegangen. Indem die Lebensgeschichte Medeas aus verschiedenen Perspektiven beleuchtet wird, kommt es zur Enthüllung der Intrigen am Hof und zur Bloßstellung der menschlichen Begierden und Triebe.

Das zentrale Anliegen der Autorin wird in der Frage nach dem Humanen konkretisiert. „Die Frage nach dem Maß dieses Humanen wurde mir immer

14 Vgl. Wolf, Christa: *Ein Tag im Jahr 1960-2000*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008, S. 540.

15 Wolf [Anm. 8], S. 187.

16 Wolf [Anm. 5], S.175.

17 Wolf [Anm. 8], S.185.

mehr zum Leitfaden für meine Figur und meine Erzählung.“¹⁸ Mit der „archäologischen“ Vorarbeit am Stoff, die die Autorin betrieb, geht Medeas archäologisches Ausgraben der verbrecherischen Vergangenheit Korinths im Roman einher. Die Schriftstellerin entdeckt und eignet sich die vorpatriarchalische Vorgeschiede Medeas an, in der die Kolcherin keine Kindsmörderin war. Wolfs Medea hingegen gleicht einem Spuren suchenden Archäologen, indem sie der geistesabwesenden Königin Merope folgt, sich in die unterirdischen Gänge des Palastes begibt, die Leiche Iphinoes befühlte und somit zur stummen Zeugin des königlichen Mutter-Leides wird.

Die Aufdeckung des Mordes an Iphinoe, der Königstochter, die wegen des Machtbestrebens ihres Vaters Kreon geopfert werden musste, weist auf ein brüchiges Machtfundament in Korinth hin.¹⁹ Die Mitwisserschaft Medeas dient als Vorwand, sie als Mörderin und Hexe zu diffamieren. Der wahre Grund, Medea für den Mord an Absyrtos und für die in Korinth ausgebrochene Pest verantwortlich zu machen, ist die prekäre politische Lage des Königiums, das immer mehr in Abhängigkeiten gerät, aber nach außen hin sich souverän und stark geben will. Die Exilantin aus Kolchis wird zur Außenseiterin im patriarchalischen Korinth abgestempelt und als Inbegriff des Fremden, Anderen und Weiblichen ausgegrenzt, zum Sündenbock gemacht. Wolf kommentiert das ihrer Medea beschiedene Schicksal, indem sie das weibliche Geschlecht der Figur als zusätzliche Angriffsfläche attestiert:

Diese durch männliche Bedürfnisse und Werte immer stärker definierte Kultur, die übrigens eine Angst vor dem Weiblichen, vor der Frau entwickelte, brauchte das Bild der wilden, bösen, von ungezähmten Trieben beherrschten Frau, der schwarzen Zauberin, der Hexe.²⁰

Der Hass, der auf Medea von den Handlangern der Macht geschürt wird, ist ebenfalls auf die Angst vor ihrer Überlegenheit zurückzuführen, weil sie als eine souverän denkende Frau und Zauberin in der Lage ist, das Machtspiel der Korinther zu durchschauen: „Ich bin fassungslos. Weil alles so durchsichtig ist [...]. Weil ihnen das gar nichts ausmacht. Weil sie mit eiserner Stirn ins Gesicht sehen können, während sie lügen, lügen, lügen.“²¹

18 Ebd., S.187.

19 Dieses Mordritual der frühen Völker wird von Wolf bereits in Voraussetzung einer Erzählung: *Kassandra* thematisiert: „Die Leiche im Keller, ein bis zum Überdruß in der Kultur des Abendlands variiertes Motiv.“ In: Wolf, Christa: *Voraussetzung einer Erzählung: Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen*. Darmstadt–Neuwied: Luchterhand, 1983, S. 60.

20 Wolf [Anm. 5], S.187.

21 Wolf [Anm. 8], S. 85.

In der Umkehrung des Mythos artikuliert sich das zivilisationskritische Potenzial des Textes. Die vorschriftliche literarisierte Geschichte bildet den Ausgangspunkt für die Gegenwartskomponente des Romans, in dem es viele Verbindungsflächen zwischen Urgeschichte und heutiger Wirklichkeit gibt. Wolf stellt ihrem Text einen Auszug aus Elisabeth Lenks *Achronie* voran, in dem der zentrale Terminus „Achronie“ als ein Ineinander der Epochen nach dem Modell eines Stativs beschrieben wird.²² Die Sinnkrise der altertümlichen Welt wird metaphorisch zum Signum der Gegenwart.

Im aufschlussreichen Kommentar zum Roman mit dem Titel *Von Cassandra zu Medea. Impulse für die Arbeit an zwei mythologischen Gestalten* definiert die Autorin Medea als

besonders eindrucksvolles Beispiel für die Umwertung der Werte bei der Herausbildung unserer Zivilisation aus vorzivilisierten Gesellschaften, die dahin geführt hat, daß nicht das Leben, also Entfaltung menschlicher Möglichkeiten, in ihr Zentrum gerückt ist, sondern die Faszination durch den Tod und durch tote Dinge²³.

Das Fundament der Macht in Korinth bilden Lüge und Manipulation. Der Destruktionstrieb des Menschen, den Freud in seinem Aufsatz *Das Unbehagen in der Kultur*²⁴ als Hauptelement der Opposition *Natur-Kultur* diagnostiziert hat, prägt die Handlungsmotivation der männlichen Machthaber in Korinth. Im Roman werden Stück für Stück die ausgeklügelten Strategien des machtbesessenen Menschen entlarvt. Die Intrigen am Hof speisen sich aus Rache, Hass, aber auch Angst. Die Figuren agieren aus dem unstillbaren Wunsch heraus, zu noch mehr Macht und Einfluss im Lande zu gelangen. Exemplarisch für dieses Streben ist die Figur Akamas', des ersten Astronomen des Königs Kreon, der im Roman beinahe zur Inkarnation des Teufels wird: intelligent, raffiniert, zynisch und rücksichtslos, realisiert er konsequent seinen Plan, Medea, als diejenige, die unter den Korinthern zum Ansehen gelangte und die um Verbrechen im Königspalast weiß, aus dem Spiel zu eliminieren. Akamas, der die Sehnsüchte und Gedanken seiner Komplizen durchschaut hat, verstellt sich, unterdrückt die wahren Gefühle, weil er seine Intrige, Medea für alle Zeiten als Mörderin zu diffamieren vor den Augen hat. Zum anderen aber erkennt er in der hochmütigen selbständigen Medea die ebenbürtige Partnerin, der er seine Machtstrategie zu enthüllen vermag.

22 Vgl. hierzu Lenk, Elisabeth: *Achronie: Versuch über die literarische Zeit im Zeitalter der Medien*. In: *Interventionen 4. Jahrbuch des Museums für Gestaltung*. Zürich, Basel: Stroemfeld, 1995.

23 Wolf [Anm. 5], S. 186f.

24 Vgl. Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur*. In: Ders.: *Gesammelte Werke*. Bd. 14. London: Imago, 1948, S. 419–506.

Ich gab einer verquerten Regung nach und erklärte Medea, wie Korinth funktioniert, was auch bedeutete, sie nach und nach wissen zu lassen, auf welche Art ich meine Macht ausübe, zu der gehört, daß sie unsichtbar bleibt und jedermann, besonders der König, fest überzeugt ist, er allein, Kreon, sei die Quelle der Macht in Korinth.²⁵

In der rückblickenden Schilderung der Machtverhältnisse in Korinth wiederholt er mehrmals, geradezu beiläufig, den Spruch, dass man manches tun muss, was „einem wenig behagt.“²⁶ Hinter dieser scheinbar harmlosen Bemerkung stehen die schwersten Verbrechen: Mord, Verbannung und Verleumdung. In seinem diskreten Machtspiel bedient sich Akamas des euphemistischen Sprach- und Verhaltensgestus, aufrichtig bleibt er nur in den Gedanken, in denen er sich von der Effizienz seiner Intrigen fast angewidert zeigt: „Wie es mich jetzt schon anödet, was mit Medea geschehen wird! Wie es mich langweilt, die einzelnen Stufen ihres unaufhaltsamen Niedergangs vorausszusehen.“²⁷ Seine Selbstsicherheit und das Gefühl der Unfehlbarkeit sind Elemente, die ihm zur Realisierung seines Plans verhelfen.

Das Gegenbild Akamas' ist die epileptische Königstochter Glauke, die – neben ihrer Mutter Merope – wohl tragischste Figur im Roman. Weil sie dem Befehl ihres Vaters Genüge tun will, versucht sie, Medea aus ihrem Gedächtnis zu tilgen. Ihr krampfhafter Versuch, selbst den Namen Medeas aus der Erinnerung auszulöschen, scheitert, denn ihr Monolog endet mit dem Bewusstsein des unwiederbringlichen Verlustes und klingt mit dem Medea-Hilfeschrei aus. Das dem Glauke-Kapitel vorangestellte Motto, bildet – wie übrigens die anderen zehn Motti – auch einen wichtigen Kommentar zur Konzeption des Figurenensembles. Es ist der viel zitierte Ausschnitt aus Ingeborg Bachmanns Romanfragment *Der Fall Franza*, in dem sich die von ihrem Ehemann schikanierte Titelfigur über den totalen Lebensraub, der an ihr begangen wurde, beklagt. Glauke, die Leidensgenossin Franzas, wird im *Medea*-Projekt als Opfer der männlichen Machtansprüche dargestellt, die ein fremdes, von oben herab aufgezwungenes Schicksal und kein eigenes Leben lebt, das schließlich, anders als bei Euripides, im Freitod sein Ende findet.

In dem zweiten Medea-Monolog, der als ein inneres Gespräch mit dem toten Bruder konzipiert ist, wird das zielstrebige Vorgehen der innerlich angespannten Korinther als ein physisches Stigma dargestellt, das in ihre Körper wie ein Muttermal festgeschrieben ist. Medea im Selbstgespräch sagt:

Die hier, Absyrtos, sind Meister in Lügen, auch im Sich-selbst-Belügen. Von Anfang an habe ich mich gewundert über die Verhärtung an ihren Körpern. Daß ich

25 Wolf [Anm. 8], S. 92.

26 Ebd., S. 91.

27 Ebd., S. 101.

nichts spürte, wenn ich meine Hand auf ihren Nacken, ihren Arm, ihren Bauch legte, kein Fließen, Strömen. Nichts als Härte.²⁸

Christa Wolf begann in den Jahren 1990/91, sich mit der Medea-Figur auseinanderzusetzen. Es war für die Autorin eine schwierige Lebensphase, in der sie der heftigen Kritik der deutschen Medien ausgesetzt war, die sie selbst als eine Hetzjagd empfand. Der durch die Publikation der Erzählung *Was bleibt* vom Zaun gebrochene Literaturstreit entfachte sich wegen der durch die Autorin verschwiegenen IM-Tätigkeit zum Streit um die Legitimierung ihrer schriftstellerischen Leistung. In dem Band *Ein Tag im Jahr 1960-2000* notiert sie: „[...] unverhohlen verlangte man mein Schuldbekanntnis als Entreebillet in die westliche Medienlandschaft.“²⁹ Der Streit um Christa Wolf hatte zur Folge, dass die Autorin einerseits sich zurückgezogen hat und 1992 einen einjährigen „Urlaub von der Realität“³⁰ nahm, indem sie als Stipendiatin nach Santa Monica fuhr, andererseits aber durch die Publikation der *Akteneinsicht Christa Wolf* (1993) mitten in der krisenhaften Realität hängen geblieben war.

In dem Interview *Warum Medea?* stellt die Autorin einen Medea-Gegenwartsbezug her, indem sie die Verbindung des antiken Stoffes mit dem Gegenwartsgeschehen nachweist, die ein ideologiekritisches Hinterfragen der abendländischen Kultur zur Folge hat:

Es zeigte sich mir in jenen Jahren, daß unsere Kultur, wenn sie in Krisen gerät, immer wieder in die gleichen Verhaltensmuster zurückfällt: Menschen auszugrenzen, sie zu Sündenböcken zu machen, Feinbilder zu züchten, bis hin zu wahnhafter Realitätsverkennung. [...] In der DDR hatte ich ja gesehen, wohin ein Staat gerät, der immer größere Gruppen ausgrenzte, der seine Integrationsfähigkeit immer mehr verlor. Jetzt erleben wir in der größer gewordenen Bundesrepublik Deutschland, wie immer größere Gruppen von Menschen überflüssig werden, aus sozialen, aus ethnischen und anderen Gründen. Angefangen hatte es mit bestimmten Gruppen der DDR-Bevölkerung, gegen die man im Vereinigungsprozess im Westen eine Abwehrhaltung entwickelte. Diese Ausgrenzung des Fremden zieht sich durch die ganze Geschichte unserer Kultur. Immer schon vorhanden ist die Ausgrenzung des angstmachenden weiblichen Elements. Das zieht sich vom Beginn des Patriarchats durch die Geschichte.³¹

Das Medea-Projekt, das das Resultat einer produktiven Arbeit der Autorin am Mythos bezeugt, wird somit zum Paradigma einer Krisensituation, in der der Mensch sich allzu oft seiner Menschlichkeit entledigt, die in Aggressivität und

28 Ebd., S. 85.

29 Wolf [Anm. 14], S. 497.

30 Ebd., S. 539.

31 Wolf [Anm. 8], S. 190f.

Heuchelei umschlägt. In Wolfs feministisch orientierter Umdeutung des antiken Stoffes ist Medea das Opfer des männlichen Machtkampfs, der – um mit Fühmann zu sprechen – eine widerspruchsvolle menschliche Erfahrung ist, in der der Mensch sein Spiegelbild erkennen kann. Das von der Schriftstellerin entworfene literarische Bild Korinths teilt die Gesellschaft in Täter und Opfer. Medea ist eine Grenzfigur, die zwar ihr Leben bewahrt, aber auf dem Weg in die Verbannung und Verleumdung unwiederbringliche Verluste erleiden muss.

Baugeschichte als Verfallsgeschichte in W. G. Sebalds Erzählband *Die Ausgewanderten*

Hilda Schauer (Pécs)

Sebalds Interesse für die Baugeschichte zeigt sich vor allem in der Architektenfigur Austerlitz, der sich mit den monströsen Gebäuden und der Baugeschichte der europäischen Moderne auseinandersetzt. Auch in anderen Werken Sebalds ist die Kritik der Baugeschichte und des Monumentalismus¹ mit Fortschrittskritik verbunden. Ben Hutchinson zufolge² ist auch Austerlitzens Sprachkrise im Kontext seiner Zweifel an der Geschichte und der Architekturgeschichte zu verstehen. Austerlitz vergleicht die Sprache mit einer Stadt:

Wenn man die Sprache ansehen kann als eine alte Stadt, mit einem Gewinkel von Gassen und Plätzen, mit Quartieren, die weit zurückreichen in die Zeit, mit abgerissenen, assanierten und neubauten Vierteln und immer weiter ins Vorfeld hinauswachsenden Außenbezirken, so glich ich selbst einem Menschen, der sich, aufgrund einer langen Abwesenheit, in dieser Agglomeration nicht mehr zurechtfindet.³

Das Zitat zeugt von dem Gedanken, dass die Sprachkrise auch im Bild der Stadt verortet wird. Sebald knüpft sich an Elias Canettis Analyse der „Baukunst der Zerstörung“ im Dritten Reich an. Mit dem Diskurs der Baukunst wird der Diskurs des Zerstörens bzw. der Verfallsgeschichte verbunden. Sebald drückt die Meinung aus, dass die von ihm beschriebenen Gebäude schon im Entstehen im Schatten der Zerstörung standen und von Anfang an im Hinblick auf ihr Dasein als Ruinen konzipiert wurden.⁴ Seine Vorstellung von Geschichte und Literatur wird von einer Fortschrittskritik bestimmt, die als dialektische Deutung der Geschichte zu verstehen ist und die Entwicklung der Geschichte ausschließt. Sein Stil und sein Denken sind von Horkheimers und Adornos Werken beeinflusst.

-
- 1 Monumentalarchitektur ist ein Oberbegriff für bauliche Ausdrucksformen, die Größe betonen. Es handelt sich um Bauwerke, die alltägliche Maßstäbe (ihrer Zeit) sprengen und den Menschen gleichsam verkleinern. Derartige Bauwerke spiegeln eine Geisteshaltung wieder, die Größe mit Bedeutung gleichsetzt. Teils bezwecken Monumentalbauwerke, Menschen einen Eindruck individueller Bedeutungslosigkeit zu vermitteln, teils dienen sie dazu, das Bewusstsein zu schaffen, einer Gemeinschaft anzugehören, die anderen überlegen ist.
 - 2 Vgl. Hutchinson, Ben: *W. G. Sebald – Die dialektische Imagination*. Berlin: Walter de Gruyter, 2009, S. 108. f
 - 3 Sebald, W. G.: *Austerlitz*. München: Hanser, 2001, S. 179.
 - 4 Vgl. Hutchinson [Anm. 2], S. 77.

Sebald, enttäuscht von den Entwicklungen nach 1945 und den Hoffnungen nach 1989, betont in seinem Werk den Gedanken über eine zivilisatorische Herrschaftsgeschichte. Anstatt der Idee einer sich entwickelnden Gesellschaft steht vor Sebald der Gedanke der Katastrophe, die im Anbeginn des Naturhistorischen verwurzelt ist.⁵ Die zerbombten Städte in Deutschland gaben ihm Anlass für die Anwendung des Begriffs der Naturgeschichte. Das Leben der Menschen in den Trümmern gleicht einem naturhaften Geschehen, das sich auch darin manifestiert, dass durch die Dominanz des Selbsterhaltungstriebes jegliche zivilisierte Form der Gesellschaft aufgelöst wurde.⁶

Die Geschichte des 20. Jahrhunderts wird von Sebald auf das vergegenständlichte Denken zurückgeführt. Er denkt im Sinne von Horkheimer und Adorno, dass der Existenzkampf des Menschen zu den wissenschaftlichen Methoden der Naturbeherrschung geführt habe. Für Sebald wird die Traumatisierung zum Schlüsselbegriff, der sich nicht nur auf das Schicksal der Verfolgten, sondern auch auf die gesamte „Naturgeschichte“ bezieht. Der Autor formuliert den Begriff der Naturgeschichte dem Gedankengang der Frankfurter Schule und ihrem dialektischen Materialismus entsprechend aus. In seinen Werken wird die literarische Erinnerung an die „Naturgeschichte der Zerstörung“ gepflegt, die traumatische Inhalte wiedergibt.⁷ Gleichzeitig weiß der Erzähler darum, dass die eigene Tätigkeit, vor allem seine Schreibtätigkeit Teil der Naturgeschichte der Zerstörung sei.⁸

Sebalds Bände *Die Beschreibung des Unglücks* (1985) und *Unheimliche Heimat* (1991) enthalten Gedanken der Frankfurter Schule, darunter Walter Benjamins Kritik des Fortschrittsbegriffs, Adornos Gedanken über die Hegelsche Geschichtsphilosophie und Horkheimers und Adornos Theorie über das Verhältnis von Mythos und Aufklärung in *Die Dialektik der Aufklärung*. Adorno beeinflusst Sebald mit dem Stil seiner Essays: auch für Sebald sind Dramatisierung, Zuspitzung und Übertreibung charakteristisch. Er teilt die Meinung von Horkheimer und Adorno über den von der Antike ausgehenden Prozess der Rationalisierung und Entzauberung, der zu Katastrophen geführt hat.⁹

Sebald verallgemeinert seine Kulturkritik in einem Konzept, das er „Naturgeschichte der Zerstörung“ nennt. In seinem Vortrag *Die Idee der Naturge-*

5 Vgl. Baumgärtel, Patrick: *Mythos und Utopie. Zum Begriff der „Naturgeschichte der Zerstörung“ im Werk W. G. Sebalds*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2005, S. 8–10.

6 Vgl. Schönthaler, Philipp: *Negative Poetik. Die Figur des Erzählers bei Thomas Bernhard, W. G. Sebald und Imre Kertész*. Bielefeld: transcript Verlag, 2011, S. 99.

7 Vgl. Baumgärtel [Anm. 5], S. 11–18.

8 Vgl. Schönthaler [Anm. 6], S. 218.

9 Vgl. Baumgärtel [Anm. 5], S. 21–22.

*schichte der Zerstörung*¹⁰ (1931) betont Adorno die Einheit von Natur und Geschichte, der zufolge die Natur ihren Status als Gegenbegriff zur flüchtigen Geschichte verliere. Natur und Geschichte treten in eine Beziehung ein, die ihre Grenzen in der Endlichkeit und im Bild des Todes finden. Sebald akzeptiert Benjamins und Adornos Begriff der Naturgeschichte: „Man sieht also, dass Sebald bei dem Entwurf der Idee einer verhängnisvollen Naturgeschichte seinen ideellen Instrukteur zuweilen gar nicht uminterpretieren musste, denn nichts anderes meint er mit seinem Begriff der ‘Naturgeschichte der Zerstörung’.“¹¹

Sebalds Werke sind von einer Allegorik bestimmt, die das Machtverhältnis von Natur und Geschichte thematisiert. Die Konzepte Zeit und Tod zeigen, dass die zivilisierte Welt an der Natur teilhat. Er betrachtet Natur als Vergänglichkeit, was bedeutet, dass Natur immer schon geschichtlich sei und Geschichte immer auf Natur verweise. Sebalds Poetik des Realismus ist auf den Gedanken zurückzuführen, dass sich die Semantik seiner Texte aus der Allegorik ernähre.¹²

Der Erzähler in *Dr. Henry Selwyn* ist mit seiner Frau auf Wohnungssuche und erblickt das Haus, in dem die Selwyns eine Wohnung vermieten. Das Haus erinnert den Erzähler an ein Landhaus in der Charente, „vor dem zwei verrückte Brüder, der eine Deputierter, der andere Architekt, in jahrzehntelanger Planungs- und Konstruktionsarbeit die Vorderfront des Schlosses von Versailles errichtet hatten, eine ganz und gar zwecklose, aus der Entfernung allerdings sehr eindrucksvolle Kulisse“.¹³ Die sinnlose Bautätigkeit der beiden Brüder nimmt die Thematisierung der in weiteren Textpassagen des Bandes dargestellten monumentalen Gebäude vorweg.¹⁴

10 Adorno, Theodor W. : „Die Idee der Naturgeschichte“. In: Tiedemann, Rolf (Hg.): *Philosophische Frühschriften*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973, S. 345–365.

11 Ebd., S. 26.

12 Sebalds Gedanken verweisen auf Adornos Worte: „Wenn die Frage nach dem Verhältnis von Natur und Geschichte ernsthaft gestellt werden soll, bietet sie nur dann Aussicht auf Beantwortung, wenn es gelingt, das geschichtliche Sein in seiner äußersten geschichtlichen Bestimmtheit, da, wo es am geschichtlichsten ist, selber als ein naturhaftes Sein zu begreifen, oder wenn es gelänge, die Natur da, wo sie als Natur scheinbar am tiefsten in sich verharret, zu begreifen als ein geschichtliches Sein.“ Adorno [Anm. 10], S. 354 f.

13 Die Zitate stammen aus der folgenden Ausgabe: Sebald, W. G.: *Die Ausgewanderten*. Frankfurt am Main: Eichborn, 2006, S. 9.

14 Ceuppens sieht die Verrücktheit des Baus in Hingham in der Tatsache, dass die Fenster „blind“ sind (genauso wie die des Hauses in der Charente) und ein Sehen verhindern. Als Metapher stehen sie für die Reflexion des Erzählers und die Autoreflexivität des Textes. Das Glänzen kann so verstanden werden, dass es den Durchblick auf eine Wirklichkeit verhindert. Vgl. Ceuppens, Jan: *Vorbildhafte Trauer. W. G. Sebalds Die Ausgewanderten und die Rhetorik der Restitution*. Eggingen: Edition Isele, 2009, S. 127.

Johannsen versteht unter psychotopologisch lesbaren Räumen konkrete Räume, deren metaphorische Beschreibungen der psychischen Verfasstheit derjenigen Figuren entsprechen, die mit diesen Räumen in Zusammenhang gebracht werden können.¹⁵ Sebalds Räume in *Die Ausgewanderten* sind nicht nur psychotopologisch lesbare Räume. Die Beschreibung des Verfalls wird auch auf die Natur ausgeweitet. In der Erzählung *Dr. Selwyn* sind nicht nur Selwyn selbst und die Gebäude, sondern auch die Natur im Verfall zu begreifen:

Nicht nur der Küchengarten, fuhr er fort, indem er nach den halbverfallenen viktorianischen Glashäusern und den ausgewachsenen Spalieren hinüberwies, nicht nur der Küchengarten sei nach Jahren der Vernachlässigung am Erliegen, auch die unbeaufsichtigte Natur, er spüre es mehr und mehr, stöhne und sinke in sich zusammen unter dem Gewicht dessen, was ihr aufgeladen werde von uns.¹⁶

Das Motiv des Verfalls und des Todes hat seine mediale Entsprechung in der Photographie. Gebäudeabbildungen haben zwei Funktionen: die Beschreibung des psychischen Zustands der Protagonisten und die Darstellung der Naturgeschichte der Zerstörung.¹⁷ Einerseits zeigen Photographien den Verfall, andererseits sind sie Relikte des absterbenden Lebens. Sehr oft werden in den vier Erzählungen des Bandes Aufnahmen von Bauten gezeigt, vor allem Fassaden. Diese Außenansichten stehen symbolisch für die Innenansichten der Figuren. Die Fassadenhaftigkeit und die Lage der Gebäude entsprechen der geistigen Verfassung der dargestellten Figuren. Dr. Selwyn hält von der Außenwelt Abstand und lebt in einem hölderlinartigen Turm, der auf S. 19 abgebildet ist:

Dr. Selwyn hielt sich, solange es das Wetter erlaubte, im Freien auf, viel auch in einer aus Feuerstein gemauerten, in einer entfernten Ecke des Gartens gelegenen kleinen Einsiedelei, der von ihm so genannten Folly, in der er sich mit dem Nötigsten eingerichtet hatte.¹⁸

Die Verfallsgeschichte von Paul Bereyters Leben wird auf eine Naturgeschichte bezogen, die durch die Zerstörung von Gebäuden ausgedrückt wird. Gebäude nehmen den Tod voraus:

Besonders vielversprechend aber schien mir die Tatsache, daß die Häuserzeilen hie und da von Ruinengrundstücken unterbrochen waren, denn nichts war für mich, seit ich einmal in München gewesen war, so eindeutig mit dem Wort *Stadt* verbunden

15 Vgl. Johannsen, Anja K.: *Kisten, Krypten, Labyrinth. Raumfigurationen in der Gegenwartsliteratur: W. G. Sebald, Anne Duden, Herta Müller*. Bielefeld: transcript Verlag 2008, S. 64.

16 Sebald [Anm. 13], S. 13.

17 Vgl. Steinaecker, Thomas von: *Literarische Foto-Texte. Zur Funktion der Fotografie in den Texten Rolf Dieter Brinkmanns, Alexander Kluges und W. G. Sebalds*. Bielefeld: transcript Verlag, 2007, S. 293.

18 Sebald [Anm. 13], S. 18 f.

wie Schutthalten, Brandmauern und Fensterlöcher, durch die man die leere Luft sehen konnte.¹⁹

In der Liebe zur Eisenbahn kommt eine Form des deutschen Untertanengeistes zum Ausdruck, der in Logistik und Vollziehung verschiedener Aufgaben ein übertriebenes Pflichtbewusstsein zum Ausdruck bringt. Die Bahn kann einerseits als Metapher des Fortschritts, andererseits als die des Todes gedeutet werden, weil die Bahn bei dem Deportieren der jüdischen Bevölkerung eine große Rolle spielte. Mme. Landau erzählt:

Die Eisenbahn hatte für Paul eine tiefere Bedeutung. Wahrscheinlich schien es ihm immer, als führe sie in den Tod. Fahrpläne, Kursbücher, die Logistik des ganzen Eisenbahnwesens, das alles war für ihn, wie die Wohnung in S. sogleich erkennen ließ, zeitweise zu einer Obsession geworden. [...] Die ganzen Jahre, die er hier in Yverdon verbrachte, hatte ich keine Ahnung, daß Paul im Eisenbahnwesen sein Verhängnis sozusagen systematisiert vorgefunden hatte.²⁰

Paul Bereyter und Lucy Landau waren gemeinsam in den Thermen der Salzgalerien und haben Nachmittage auf dem Fort Berlin verbracht. Sie haben das im 18. Jahrhundert errichtete Salinengebäude besichtigt,

bei welcher Gelegenheit Paul für ihre [Lucy Landaus] Begriffe sehr kühne Verbindungslinien gezogen habe zwischen dem bürgerlichen Utopie- und Ordnungskonzept, wie es in den Entwürfen und Bauten des Nicolas Ledoux sich manifestierte, und der immer weiter fortschreitenden Vernichtung und Zerstörung des natürlichen Lebens.²¹

Auch in der Erzählung *Max Ferber* besucht der Erzähler das Salinengebäude, von dem er bis zu dieser Zeit nur eine Fotografie gesehen hatte. Das Gebäude wird im Text als Abbildung veranschaulicht.²² Im Salinenhaus sind Bündel aus Schwarzdornreisig zu sehen, über die das Mineralwasser herunterrinnt, um sich in dem Solegraben zu sammeln. Der Erzähler bewundert die Verwandlung, die das Wasser durch die allmähliche Mineralisierung der Zweige an diesen vollführt. Er denkt lange über die Vorgänge nach, die die seltsamsten Versteinierungs- und Kristallisationsformen hervorbringen, die als Nachahmungen und Aufhebungen der Natur zu deuten sind. Die Holzbanken bilden mit dem Schwarzdornreisig und dem Mineralwasser eine Einheit, eine letzte Stufe der „Naturgeschichte der Zerstörung“, in der die „allmähliche Mineralisierung“ die

19 Sebald [Anm. 13], S. 46.

20 Sebald [Anm. 13], S. 90 f.

21 Sebald [Anm. 13], S. 67.

22 Sebald [Anm. 13], S. 341, 343.

Zweige des Reisigs in die Versteinerung verwandelt. Dieser Prozess kann als Aufhebung der Natur betrachtet werden.²³

Neben dem Thema der Erinnerung thematisieren auch die Architekturfotos, die Hotels abbilden, die „Naturgeschichte der Zerstörung“. Johannsen unterscheidet zwischen den großen ehemals prächtigen Hotels der vorletzten Jahrhundertwende und den kleinen, schäbigen, von denen man kaum vorstellen kann, dass sie je bessere Zeiten hatten.²⁴ Ambros Adelwarth arbeitete vor dem Ersten Weltkrieg in Europa in verschiedenen prachtvollen Hotels: im Hotel Eden in Montreux,²⁵ im Herbst 1905 trat er in London als Etagenkellner eine Stellung an, dann verbrachte er als Kammerdiener des Legationsrats in der Nähe von Kioto zwei Jahre in einem schwimmenden Haus, wo er sich wohler gefühlt hat als an jedem anderen Ort.²⁶ Der heutige Zustand der großen Hotels steht im Gegensatz zur einstigen Pracht dieser Gebäude. Erschüttert berichtet der Erzähler vom heruntergekommenen Zustand der einst prachtvollen Hotels.²⁷

Das *Guesthouse* in Ithaca, wo der Erzähler in der Erzählung *Ambros Adelwarth* während seiner Amerikareise übernachtet, strahlt die Leichtigkeit des Lebensgefühls in Amerika aus. Aus dem Fenster sah er eine Zypresse:

Die Luft war erfüllt von ihrem Geruch und von einem beständigen Rauschen, das aber nicht, wie ich zunächst meinte, von dem Wind in den Bäumen herrührte, sondern von den in geringer Entfernung niedergehenden, wenn auch von meinem Fenster aus unsichtbaren Ithaca Falls, von denen ich mir vor meiner Ankunft in der Stadt ebensowenig eine angemessene Vorstellung gemacht hatte wie von den über hundert anderen Wasserfällen, die in der Gegend des Cayugasees seit dem Ende der Eiszeit in die tief eingeschnittenen Schluchten und Täler hinunterstürzen.²⁸

In dieser Beschreibung gelingt dem Erzähler, einem Europäer, das zerstörte Europa zu vergessen und diesem das vermeintlich geschichtslose Nordamerika gegenüberzustellen.²⁹ Die Beschreibung der Prachtbauten in Deauville zeigt eine auffällige Bereitschaft des Erzählers zur Verklärung der Vergangenheit, in diesem Fall der vorletzten Jahrhundertwende und des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts.³⁰ Der Erzähler fährt nach 80 Jahren nach Deuaville, um einen Rest von Vergangenheit und den Erinnerungen an Adelwarth und Cosmo zu finden, er muss aber den Verlust der Authentizität der ehemaligen Gebäude feststellen.

23 Vgl. Steinaecker [Anm. 16], S. 293.

24 Vgl. Johannsen [Anm. 15], S. 51.

25 Sebald [Anm. 13], Abbildung des Hotels auf S. 113.

26 Sebald [Anm. 13], Abbildung auf Seite 116.

27 Vgl. ebd., S. 53.

28 Sebald [Anm. 13], S. 157.

29 Vgl. Johannsen [Anm. 15], S. 67.

30 Vgl. ebd., S. 59.

Im Traum wird die Gleichzeitigkeit einer pracht- und sinnvollen Vergangenheit und einer trostlosen Gegenwart nochmals aufgezeigt. Er stellt fest, dass dieses einst legendäre Seebad hoffnungslos heruntergekommen ist. Es wurde ruiniert vom Autoverkehr, vom Boutiquenkommerz und der Zerstörungssucht. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im neugotischen Stil gebauten Burgen und die im Schweizer Cottagestil erbauten Villen zeigen ein Bild der Verwahrlosung und der Verlassenheit. Die Museen kann man nicht besuchen, weil alles zugesperrt und geschlossen ist: das Musée Montebello, das Stadtarchiv im Bürgermeisteramt und die Bibliothek. Das *Grand Hotel des Roches Noires*, ein großer Backsteinpalast, in dem Multimillionäre, Hocharistokraten und Großindustrielle wohnten, wurde in Apartments aufgeteilt. Das ehemals teuerste Hotel der normannischen Küste ist heute nichts mehr als eine Monstrosität. Im Gegensatz zum Hotel *Roches Noires* ist das 1912 gebaute Hotel *Normandy* immer noch beliebt. Es beherbergt ausschließlich Japaner. In Deauville gehen die Japaner jeden Tag zu den Spielautomaten und den Roulettischen. Den Enttäuschungen in der Gegenwart stellt der Erzähler seine Träume von einer idealisierten Vergangenheit gegenüber. In seinen Visionen tauchen Cosmo und Adelwarth auf, als blättern sie in den frischen Zeitungen.

Die Zerstörung der durch die Geschichte des Hotels Normandy repräsentierten Kultur, der der Erste Weltkrieg und das Dritte Reich gefolgt hatten, hat den psychischen Zusammenbruch des Cosmo Solomon mit sich gebracht.³¹ Der Erzähler kann die leere Gegenwart des Hotels mit dessen angefüllter Vergangenheit vergleichen. Die baulichen Veränderungen gewinnen an dem Hotel eine historische Dimension. Mit dem Verfall der Hotels verweist Sebald auf die Verwandlung der Gebäude in Natur. Damit zitiert Sebald den von Horkheimer und Adorno formulierten Gedanken vom Rückschlagen der aufgeklärten Welt in Naturverfallenheit. Anne Fuchs bemerkt, dass an der Ruine der Wandel von der zerstörerischen Geschichte in die Naturgeschichte zu entdecken sei.³²

Adelwarths Tagebuch zeigt eine exotische Welt, die ganz im Sinne der Vormoderne gezeigt wird. Konstantinopel als Raum sinnlicher Erfahrung steht für den Gedanken des Orientalismus. Sein Deutungsreichtum ergibt sich aus der Tatsache, dass die Stadt einen vormodernen Raum repräsentiert. Irene Heidelberger-Leonard zufolge charakterisiert Sebalds Beschreibung einer verlorenen Zeit der semantischen Fülle nicht nur die Adelwarth-Geschichte, sondern auch seine anderen Texte, in denen ein Erzähler auftritt, der sich an die Opfer der Ge-

31 Vgl. ebd., S. 61.

32 Vgl. Fuchs, Anne: *Die Schmerzesspuren der Geschichte: Zur Poetik der Erinnerung in W. G. Sebalds Prosa*. Köln–Weimar–Wien: Böhlau Verlag, 2004, S. 162.

schichte erinnert und dem es darum geht, dem technischen Fortschrittsbegriff die geschichtlichen Verusterfahrungen entgegen zu setzen.³³

Cosmo und Adelwarth übernachten auf ihren Reisen in großen Hotels und Prunkgebäuden, die mit dem inneren Verfall der beiden Freunde kontrastieren. Jerusalem gilt als ein exemplarischer Erinnerungsort. Die Stadt ist sowohl ein heiliger Ort als auch ein historischer Gedächtnisort. Die im Text abgebildete Zeichnung widerspricht der Beschreibung der Stadt im Text. Die Zeichnung stellt einen romantischen Ort dar: der Nachthimmel mit Sternen, die Mondsichel und die mittelalterlichen Ruinen geben einen Eindruck des Romantischen und des Märchenhaften. Der realistischen Beschreibung der historischen Stadt wird eine idealisierte gegenübergestellt, das himmlische Jerusalem.³⁴

In Jerusalem reitend treffen Adelwarth und Cosmo auf Zeichen des Verfalls und der Auflösung. Sie erfahren überall grauenvolle Verlassenheit und Leere. Die Einrichtung der Zimmer des Hotels ist nicht individuell, es gibt keine charakteristischen Eigenschaften der Zeit und der Weltgegend, in der man sich befindet. Die Steindächer gleichen einem gefrorenen Meer. Auch die neueren Bauten sind von einer schwer zu bestimmenden Hässlichkeit. Das Reisetagebuch bietet kein Gegenbild zur verfallenden Stadt an. Johannsen stellt fest:

Der Stillstellung ist hier keineswegs die Verheißung eines beruhigten post-naturgeschichtlichen Weltzustands eingeschrieben, sondern dies ist ein stillgestellter, eingefrorener Schreckensmoment „am Ende der Zeit“, der vor nichts als der eigenen Endlosigkeit kündigt.³⁵

Resümierend kann über Jerusalem festgestellt werden, dass das in Ambros' Reisetagebuch dargestellte Jerusalem keine der beiden für Sebalds Texte charakteristischen Auswege realisiert. Weder eine stillgelegte Welt, die in einer unsicheren Zukunft angesiedelt ist, d.h. eine unhistorische Welt der nachapokalyptischen Schnee- und Eislandschaft, noch eine verklärte Vergangenheit, die idealisierte Vorkriegswelt.³⁶

In der Erzählung *Max Ferber* nennt der Erzähler Manchester eine „beinahe restlos ausgehöhlte Wunderstadt aus dem letzten Jahrhundert“³⁷. Es gibt Straßenzüge mit vernagelten Fenstern und Stadtteile, in denen alle Bauten niedergelassen wurden. Über das entstandene Brachland hinausblickend sieht man in der

33 Vgl. Heidelberger-Leonard, Irene – Tabak, Mireille (Hg.): *W. G. Sebald. Intertextualität und Topographie*. Berlin: LIT VERLAG Dr. W. Hopf, 2008, S. 62.

34 Vgl. Tennstedt, Antje: *Annäherungen an die Vergangenheit bei Claude Simon und W. G. Sebald. Am Beispiel von Le Jardin des Plantes, Die Ausgewanderten und Austerlitz*. Freiburg: Rombach Verlag, 2007, S. 213.

35 Vgl. Johannsen [Anm. 15], S. 86 f.

36 Vgl. Johannsen [Anm. 15], S. 90.

37 Sebald [Anm. 13], S. 122.

Entfernung riesige viktorianische Büro- und Lagerhäuser. In der Innenstadt sind noch die schwarz gewordenen Monumentalbauten aus dem 19. Jahrhundert zu sehen. Der Erzähler ist von der Vergangenheit der Stadt erschüttert, von der sich die Industrialisierung über die ganze Welt sich verbreitete. Die kolossalen Gebäude der Vergangenheit wirken verwaist. Auf seinen Spaziergängen kommt er in das gleich hinter dem Bahnhof gelegene vormalige Judenviertel, das von seinen Bewohnern aufgegeben und von der Stadtverwaltung dem Erdboden gleichgemacht wurde. Das Judenviertel ist ein Reich der Geschichts- und Bewusstseinslandschaft. Die auf der Fotoabbildung zu sehende ausradierte Fläche des alten Judenviertels symbolisiert unsere Erinnerung an die Vergangenheit, die immer weniger erkennbar wird und bald von neuen Erinnerungen ersetzt wird. Mit den abgerissenen Gebäuden verschwinden unsere Erinnerungen an das Viertel, in dem einst eine jüdische Gemeinschaft lebte.

Für den Erzähler ist Manchester die Verkörperung der Großen Industriellen Revolution:

Manchester, das damals in allen Ländern als ein an Unternehmergeist und Fortschrittlichkeit nicht zu überbietendes Industriejerusalem galt, sei, so sagte Ferber, durch die Vollendung des gigantischen Kanalprojekts überdies zum größten Binnenhafen der Welt aufgestiegen.³⁸

Die größte Wirkung übten auf Ferber die Schlote aus:

Das Eindrucksvollste freilich, sagte Ferber, waren die, so weit man sehen konnte, überall aus der Ebene und dem flachen Häusergewirr herausragenden Schlote. Diese Schlote, sagte Ferber, sind heute nahezu ausnahmslos niedergelegt oder außer Betrieb. Damals aber rauchten sie noch, zu Tausenden, einer neben dem andern, bei Tag sowohl als in der Nacht. Es waren diese viereckigen und runden Schlote und diese ungezählten Kamine, aus denen ein gelbgrauer Rauch drang, die sich, so sagte Ferber, dem Ankömmling tiefer einprägten als alles, was er bis dahin gesehen hatte. Genau vermag ich es nicht mehr anzugeben, sagte Ferber, welche Gedanken den Anblick von Manchester damals in mir auslöste, aber ich glaube, daß ich das Gefühl hatte, angelangt zu sein am Ort meiner Bestimmung.³⁹

Ferber vergleicht Manchester mit Łódź, indem er eine Fotografie von den Schloten von Łódź in den Text einfügt, die den früher gezeigten Bildern von Manchester sehr ähnlich ist.⁴⁰ Manchester ist Symbol des Industriezeitalters, trägt in der Gegenwart Zeichen der Todesverfallenheit. Die Überreste einer vergangenen Welt repräsentieren Sebalds Begriff der Naturgeschichte. Die Erkundung der Stadt und ihrer Architektur läuft parallel mit der Erinnerung der Protagonisten an ihre eigene Geschichte. Die Beschreibung des Raums dient bei Sebald der

38 Sebald [Anm. 13], S. 245.

39 Sebald [Anm. 13], S. 250.

40 Sebald [Anm. 13], S. 352.

Darstellung des Vergangenen. Durch die räumlichen Anhaltspunkte manifestiert sich die Präsenz des Geschichtlichen. Manchester verfügt nicht nur über die metonymische Bedeutung des Holocaust, sondern die Stadt präsentiert auch Sebalds Verständnis der Naturgeschichte.⁴¹

Die Fortschrittskritik in *Die Ausgewanderten* wird auch an der Architektur ausgeübt. Der allgegenwärtige Zerfall wird als die Schattenseite des industriellen Fortschritts aufgefasst. Die Baugeschichte als Verfallsgeschichte lässt sich als verschlüsselte Anspielung auf den Holocaust lesen, als Zusammenfassung der in der Shoa gipfelnden Dialektik der Aufklärung. Der vermeintliche Fortschritt durch Technik schlägt in die Regression um, wobei die Geschichte in die Naturgeschichte zurücksinkt.

41 Vgl. Baumgärtel [Anm. 5], S. 129–136.

Krisendarstellung in Terézia Moras

Der einzige Mann auf dem Kontinent

Eszter Propsz (Szeged)

Über Darius Kopp ist nicht viel Interessantes zu erzählen. Er ist Jahrgang 1965, 178 cm hoch, 106 kg schwer, gelernter Funkmechaniker und studierter Informatiker, Vertreter – als „einzige[r] Mann auf dem ganzen Kontinent“¹ – von Fidelis, einer amerikanischen Informationstechnologiefirma für drahtlose Kommunikationssysteme, verheiratet mit Flora Meier, einer gebürtigen Ungarin, kinderlos. Ein nicht überzeugend arbeitsfähiger, aber ganz gewiss ein genuss- und glücksfähiger Mensch, der auch in seiner Schwerfälligkeit und Ungewandtheit als liebenswürdig erscheint. Was an ihm merkwürdig ist, ist kurz erzählt, nämlich, dass er nicht wahrnimmt, dass sein Leben in eine Krise gerät: In sieben Tagen verliert er seinen Job und vielleicht auch seine Frau, und seine ohnehin labilen Beziehungen zu seiner Mutter und zu seiner Schwester kommen arg ins Wanken.

Mehr Interesse als er beansprucht die Erzählinstanz für sich, die ihn als einen „Drahtlosen“ erzählt, d.h. als einen, der keinen guten Draht zu seinen Vorgesetzten, zu seiner Frau, zu den Frauen seiner Familie usw. hat, die Erzählinstanz, die die Fäden, bzw. wie es im Folgenden metaphorisch heißen soll, die Drähte in Darius Koppes textuellem Leben zieht.

Ihr Wirken als eine Art Konstruktionsprinzip werde ich in mehreren Zusammenhängen untersuchen: als Konfrontation verschiedener Standpunkte², und als Artikulation der Korrelation zwischen narrativer Aussage und dem Aussagegegenstand, als Konstruktion des Erzählobjekts über Vermittlung und Perspektivierung des Erzählten.³ Diese Aspekte meiner Untersuchung sind als Dimensio-

1 Mora, Terézia: *Der einzige Mann auf dem Kontinent*. München: Luchterhand, 2009, S. 21.

2 Ich orientiere mich (u.a.) an Uspenskijs Standpunkt-Begriff (Uspenskij, Boris Andreevič: *Poetik der Komposition. Struktur des künstlerischen Textes und Typologie der Kompositionsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1975.), den er aus der Differenzierung von vier Ebenen erarbeitet, von der Ideologie, der raum-zeitlichen Position der Erzählinstanz, der Phraseologie und der Psychologie. In diesem Aufsatz verwende ich das Wort „Perspektive“ als Synonym von dem so definierten „Standpunkt“.

3 Ich gehe von Genette's Distanz- und Fokalisierungsbegriff aus (Genette, Gérard: *Die Erzählung*. München: Fink, 1998.), ziehe aber auch die Diskussion bzw. Kritik und Neuinterpretation dieser Begriffe heran (Martinez, Matias – Scheffel, Michael: *Einführung in die Erzähltheorie*. München: C. H. Beck, 2005.; Bal, Mieke: *Narratology. In-*

nen der Konstruktion ineinander verwoben, die Beschreibung der Standpunkt-konfrontation wird jedoch eher einen semantischen Aspekt geltend machen, die Beschreibung der Vermittlung und Perspektivierung eher einen funktionalen, pragmatischen Aspekt.⁴

Die Erzählinstanz zieht die Aufmerksamkeit durch Souveränität und Autorität auf sich. Sie bietet ihre Position als eine von zeitlichen und räumlichen Schranken freie dar, als höchste Erzählinstanz verwaltet sie⁵ viele Perspektiven, selektiert und hierarchisiert diese (über quantitativen Umfang und qualitative Streuung) und präsentiert dabei ihre Überlegenheit, somit auch ihren quasi transzendentalen Machtanspruch⁶.

Sie macht deutlich, dass sie überall anwesend und allwissend ist, dass sie einen uneingeschränkten Zugang zu emotionalen, kognitiven und mentalen Prozessen (d.h. Gefühlen, Gedanken, mentalen Bildern usw.) ihrer Figuren hat:

Du hättest dich wenigstens entschuldigen können. Du hast kein Recht, sie zu hassen und zu verachten. Darius Kopp bat die Stimme in seinem Kopf höflich, ihm gefälligst nicht auf den Sack zu gehen. Ich habe genug Probleme!⁷

Klingeln, keine Antwort.

Wie spät ist es? 11:40. Montagsmeeting? [...] Oder bist du grad auf dem Klo, Stephanie?

Kopp imaginierte das Büro in London, den Korridor, die Toilettentür ... (Was ist los, heute bin ich so bildreich ...)⁸

Eines Tages wird uns dieses Chaos verschlingen. Flora sah das bildlich vor sich.⁹

troduction to the Theory of Narrative. Toronto: University of Toronto Press, 1997.), relevant für meine Untersuchungen ist außerdem Füzi, Izabella – Török, Ervin: A nézőpont aspektusai. Mediális változatok filmben és irodalomban. In: Szabó, Erzsébet – Vecsey, Zoltán (Hg.): *Nézőpont és jelentés*. Szeged: Grimm, 2010, S. 187–256.

4 Beide Aspekte können laut Füzi – Török [Anm. 3] der Perspektive zugeordnet werden, wenn man Perspektive als Ursprung von Bedeutungsbeziehungen versteht.

5 Die Erzählinstanz beschreibe ich nicht nur deswegen als unpersönlich, weil sie selbst ein Konstrukt ist, sondern auch wegen ihrer noch auszuführenden Omnipotenz. (Aus diesem Grund wäre sie besser als geschlechtslos darzustellen, jedoch einer sprachlich-grammatischen Zweckmäßigkeit zuliebe apostrophiere ich sie als „sie“ bzw. „die“.)

6 Dass die Erzählinstanz eine gottähnliche Position in der Textwelt einnimmt, ist auch im Vergleich mit dem ersten Mora-Roman *Alle Tage* beachtenswert, in dem diese Position verweigert worden ist. (Vgl. die Interpretation *Identitäts(re)konstruktion im Namen des Vaters und des Sohnes – Terézia Moras „Alle Tage“* in: Propsz, Eszter: *Be-Deutung und Identität. Zur Konstruktion der Identität in Werken von Agota Kristof und Terézia Mora*. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2012, S. 113–139.

7 Mora [Anm. 1], S. 306.

8 Ebd., S. 157.

9 Ebd., S. 189.

Für einen Sekundenbruchteil sah er noch, dass sie ihr fürsorgliches Gesicht trug – Das ist gut, das ist das bessere! – dann befand er sich schon in ihrer Umarmung. [...] Tut mir leid, sagte Marlene in Gedanken zu ihrem Bruder. Ich konnte einfach nicht mehr. [...]

Sie ließ ihn los und sagte statt all dem:

Lass uns erst einen Kaffee trinken. Unten ist so ein Laden.¹⁰

Sie re-konstruiert sogar imaginäre Gespräche, eins zwischen Kopp und seinem Freund Juri, und auch ein nicht stattgefundenes Gespräch Kopps mit Flora. Auch indem sie dabei auf die Grenzen von Kommunizierbarkeit und Formulierbarkeit mancher Gedanken, Gefühle, Erfahrungen hinweist, gibt sie zu verstehen, dass sie eine privilegierte Stellung einnimmt, sie „zitiert“ Flora:

Du willst es einfach nicht verstehen, oder? Was ist das überhaupt für ein Saftladen, der es 2 Jahre lang nicht schafft, offiziell zu werden? Und du verteidigst sie auch noch, redest irgendwas von *internationaler Realität*. Wirklich, solche Worte gebrauchst du. Das erste Mal ist das rührend, später ist das nicht mehr als dämlich. – So sagte sie das natürlich nie.¹¹

Und Stephanie (eine Kollegin von Kopp):

Was sie tun müsse, sei ihr [Stephanie] klar geworden, als all ihre gesundheitlichen Probleme, wie: verstopfte Nase, Kopf-, Kiefer-, Nacken-, Rücken-, ja sogar Arm- und Beinschmerzen, außerdem Appetitlosigkeit im Wechsel mit plötzlich abstürzendem Blutzucker, Schwindel, Verstopfung und Durchfall (das sagt sie Darius Kopp, bei aller Liebe, nicht in dieser Ausführlichkeit), Menstruationsbeschwerden (auch das nicht), wie all das, nicht plötzlich, aber nach dem ersten Tag ohne ihn im Büro wie weggeblasen war.¹²

Ihre Allmacht scheint die Erzählinstanz dazu zu gebrauchen, die Drähte kreuz und quer zu ziehen. Dadurch bewerkstelligt sie eine durchgehende Inkongruenz. Inkongruenz bewerkstelligt sie mit der Verwaltung und in der Vermittlung der kontrastreichen, einander manchmal sogar überschreibenden Figurenperspektiven. Die Perspektiven werden nicht immer einer Subjektposition zugeordnet – auf den raum-zeitlichen und personalen Deixis ihrer erzählten Welt legt die Erzählinstanz ohnehin keinen Wert –, aber auch wenn, nicht die „Subjektivität“ der Perspektive wird fokussiert¹³, sondern ihre „Ideologie“, „Phraseologie“ und

10 Ebd., S. 286–287.

11 Ebd., S. 341.

12 Ebd., S. 350.

13 Es ist eine Evidenz der Erzähltheorie, dass Perspektiven grundsätzlich nicht durch die sie tragenden Subjekte unterschieden werden können bzw. müssen, da eine Figur mehrere Perspektiven einnehmen kann und mehrere Figuren eine quasi gemeinsame Perspektive vertreten können.

„Psychologie“¹⁴, auch konfrontativ innerhalb einer Figur. So werden in der Erzählung einer Verhandlung von Kopp diverse, unterschiedlich wertende bzw. semantisierende Standpunkte einander gegenübergestellt:

Ja, unsere Komponenten sind tatsächlich das Beste, wenn es darum geht, Gebäude mit sowohl Ziegel- als auch Stahlbetonwänden zu vernetzen, wie es bei dieser sowohl altehrwürdigen wie auch hochmodernen Universität der Fall ist, damit Sie, wo Sie gehen und stehen, verbunden sind mit dem Rest der Welt. Nein, man kann Sie durch dieses Netz nicht lokalisieren, so weit wie bei Star Trek sind wir noch nicht (da Sie mir humorlos zu sein scheinen, werde ich diesen Vergleich doch lieber weglassen), nein, man kann auch nicht sehen, auf welcher Sites Sie sich gerade (herumtreiben) befinden. Dass sich Ihre Mitarbeiter massenweise (Geschlechtskrankheiten) Viren einfangen, lässt sich mit entsprechenden Programmen verhindern oder zumindest eindämmen, dafür muss natürlich auch dieses Netz gewartet werden, aber das muss schließlich jedes System, ob physisch oder virtuell, aber damit sind Sie bei uns (mir) in den besten Händen.¹⁵

So wird der Standpunkt des Fachmannes und des professionellen Verkäufers, der Vertrauen zu wecken strebt, der Standpunkt des erfahrenen Verkäufers, der dem Kunden und dessen fachlichen Kenntnissen nicht traut, der Standpunkt des Privatmenschen, der von dem (Gesprächs)Partner gekränkt worden ist und der seine Kränkung nun hämisch aufzuwiegen versucht usw. miteinander konfrontiert. Auch die Erzählung von Kopp's Heiratsantrag an Flora zieht verschiedene Standpunkte heran:

Ich kann und will ohne dich nicht leben. Heirate mich, bitte.
(Seid ihr verrückt?! In so einer Situation heiratet man nicht! Und überhaupt: *So was* vererbt sich doch! – Ja. Ebenso wie Asthma.)¹⁶

Die in Klammern konfrontierten Standpunkte können genauso als ein Gespräch zwischen Kopp und seiner Mutter verstanden werden, als Äußerungen Kopp's verschiedener Ich-Zustände, die sich in ihren psychologischen Dispositionen unterscheiden, und die mit der Terminologie der Transaktionsanalyse als (kritisierendes) Eltern-Ich und (verärgertes) Kindheits-Ich¹⁷ bezeichnet werden könnten. Es ist ersichtlich, dass die Erzählinstanz in der Konfrontation der diversen Perspektiven dadurch ein Konfliktpotenzial aufbaut, dass sie Vektoren in die Kommunikation der Figuren einzeichnet, die spannungsgeladen sind, aber nicht als Handlungen (auch nicht als verbale Handlungen) realisiert werden.

14 Ich verweise abermals auf Uspenskijs Standpunkt-Begriff.

15 Mora [Anm. 1], S. 208–209.

16 Ebd., S. 70.

17 Für die Untersuchung der Standpunkte kann sich Eric Bernes Transaktionsanalyse als ergiebig erweisen (Berne, Eric: *Spiele der Erwachsenen. Psychologie der menschlichen Beziehungen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007.).

Die gerade angeführten Beispiele lassen sich auch durch solche aus dem „Beziehungs-Diagramm“ von Kopp und Flora ergänzen, in dem konfliktbeladene Vektoren z.B. in einem Gespräch vor dem Abfahren ins Wochenende sichtbar werden:

Wollen wirklich schon heute Nacht fahren? Es ist zappenduster und du bist müde ...
(= ein Nervenbündel...)¹⁸

oder auch bei einem Gespräch darüber, wie Kopp zu seiner im Krankenhaus liegenden Mutter fährt:

Würdest du mich fahren?

Nein, es tat ihr leid, aber das wäre nicht zu schaffen. Es ist schon Mittag. Dich hinführen und wieder rechtzeitig zurück sein zur Arbeit, das ginge selbst dann nicht, wenn sie Gaby nicht um 1 vom Bahnhof abholen müsste.

Wieso musst du Gaby um 1 vom Bahnhof abholen?

Weil sie dann dort ankommt. Sie kommt heute zurück.

(Und Gaby ist wichtiger als meine Mutter?

Willst du darauf jetzt wirklich noch einmal die Antwort hören?)¹⁹

Inkongruenz bewerkstelligt die Erzählinstanz auch mit der Vermittlung und Perspektivierung des Erzählten. Die Distanz zu ihren Figuren lässt sie manchmal radikal zu-, manchmal radikal abnehmen. Manchmal stellt sie sich selbst in den Vordergrund und macht ihre Erzählung als solche wahrnehmbar:

Überspringen wir den zweiten Teil der Fahrt, nach dem Umsteigen, weitere 2 Stationen. [...] Überspringen wir, dass er zunächst nicht ins Büro ging²⁰.

Aber bitte schön, hier das wenige, das Kopp erfuhr (sie erzählte, im Gegensatz, nicht wahr, zu den meisten, nicht besonders gerne von sich, so dass man es diesmal kaum zusammenfassen muss)²¹.

Um es kurz zu machen: es stellte sich heraus, dass sie in eben jenem Haus wohnte, in dessen Eingang er sie gezerrt hatte. [...] Den Rest kennt man.²²

Oder nimmt Bezug auf Konventionen der Textkonstruktion: „Neben all dem anderen ist das hier nicht zuletzt eine Liebesgeschichte.“²³ Manchmal tritt sie hinter ihren Figuren zurück und bleibt scheinbar abwesend.

Die wechselnde Distanz stellt die Inkongruenz über Identifikation und Nicht-Identifikation her, genauso wie das Wirken der Erzählinstanz als Fokalisierungsinstantz und ihr Zusammenwirken mit anderen Fokalisierungsinstantzen,

18 Mora [Anm. 1], S. 55.

19 Ebd., S. 270.

20 Ebd., S. 18.

21 Ebd., S. 58.

22 Ebd., S. 57.

23 Ebd., S. 10.

wie es die folgenden Passagen bezeugen.²⁴ Die Erzählinstanz identifiziert sich manchmal mit verschiedenen Ich-Zuständen von Kopp, ohne die Gendanken- oder Redeanteile explizit zuzuweisen:

Der Zug hatte die Stadt noch nicht verlassen, als sich Darius Kopp in sein Schicksal fügte. Was soll's. Der Tag ist verloren, da kann man nichts mehr machen. Korrektur (die Version des guten Sohnes): Der Tag ist für die Firma verloren, kann man nichts machen.²⁵

Manchmal identifiziert sie sich mit Kopp bis auf die „Phraseologie“ dessen Standpunktes: „Darius Kopp würde nicht darauf herumreiten, aber auf Nachfrage würde er bestätigen, dass er bis jetzt eher Glück als Unglück in seinem Leben und in seiner so genannten Karriere hatte.“²⁶ Die Identifikation können dabei auch die Personalpronomina artikulieren:

Armenien, das ist eine ganz andere alte Kulturlandschaft zwischen Kaspischem und Schwarzem Meer. Die Berge sind gewiss atemberaubend. Leider können wir das nicht aus erster Hand bestätigen, denn schließlich sind wir nicht hingefahren. Hat sich nicht ergeben. Unsere Kenntnisse stammen aus dem Internet und anderen Medien.²⁷

Manchmal folgt auf eine solche Identifikation eine rasche Distanzierung, beispielsweise auf der Ebene der Ideologie des „Standpunktes“:

Er [Darius Kopp] hatte gedacht/gehofft, durch gutes, geduldiges Telefonieren am Samstag noch diese Woche Zeit gewonnen zu haben, aber die Familie schlug schon am Mittwoch wieder zu.
(Was sind das für Reden?
So, wie ich es empfinde.).²⁸

In dieser Passage überlagern sich die Standpunkte der Erzählinstanz und der Figur (Kopp) in der erlebten Rede, dann werden sie aber getrennt, die Erzählinstanz wechselt ihre Position, gibt die Mitsicht und die Identifikation auf, zitiert einen neuen Standpunkt direkt (ohne diesen näher zu bestimmen und die Verantwortung für den Wahrnehmungsinhalt zu klären) und verschwindet dahinter.

24 Es ist anzumerken, dass die Erzählinstanz ziemlich nachlässig (oder inkonsequent?) in der Wissensverteilung ist. Das Privileg ihrer eingangs beschriebenen Freiheiten leiht sie manchmal ihren Figuren aus, sie lässt ihre Figuren manchmal in den Gedanken der anderen lesen, andere Male weist sie aber deutlich auf die (Wissens)Grenzen ihrer Figuren hin, mit Vorliebe auf die von Kopp.

25 Mora [Anm. 1], S. 271.

26 Ebd., S. 23–24.

27 Ebd., S. 93–94.

28 Ebd., S. 263–264.

Die Vermittlung der Wahrnehmung und Be-Deutung der Figuren macht auf einen manipulativen Zug des Drähteziehens aufmerksam. Die Erzählinstanz erweist sich dabei als unzuverlässig, sie korrigiert fortwährend (nicht nur das von der Figurenperspektive eventuell Verzerrte, sondern auch das selbst Fokalisier-te):

Nach einem Wochenende in der Natur war Darius Kopp ein neuer Mensch.
Natürlich nicht.

Den Sonntag hätte er, so wie er da war, am liebsten übersprungen, aber das ist nun einmal nicht möglich.²⁹

Oder:

Ich komme, Liebste, ich komme, es ist etwas Verrücktes passiert, ich erzähl's dir gleich.

Ich will's gar nicht wissen! Behalt's für dich, lass mich in Ruhe, du stiehlt mir nur die Zeit, meine *Lebenszeit*, das ist so demütigend, weißt du ...?

Nein, so nicht. Er kam aus anderen Gründen nicht dazu, es ihr zu erzählen. Sie war einfach zu sehr im Stress.³⁰

Sie verliert allmählich an Glaubwürdigkeit, die einander widersprechenden Informationsinhalte erwecken den Verdacht der Täuschung. Mehr als unzuverlässig, d.h. als nicht ganz harmlos, erscheint auch die unklare Zuordnung von Wahrnehmungs- und Gedankeninhalten oder die häufige unmarkierte Abänderung von Fokalisierungssubjekten:

dann erst wurde ihm klar, [...] dass er sich also verfahren hatte. Wo, wann, wie war das passiert? Ich weiß es nicht. Er meinte, alles ganz genau so – das heißt: genau andersherum – gemacht zu haben, wie auf dem Herweg.³¹

Er seufzte und rollte sich aus dem Bett. Er ist ein korpulenter Mann, 106 Kilo bei 178 cm Körpergröße, zum Glück ist das meiste davon Knochen, der Rest konzentriert sich in der kompakten Halbkugel eines Bauches, fest und glatt wie der Bauch einer Schwangeren, und darüber, leider, einpaar Männertitten, aber *sie* sagt, sie liebt mich, wie ich bin, und es gibt keinen Grund, ihr nicht zu glauben.³²

Es werden auch Fokalisierungssubjekte und -objekte unvermittelt abgewechselt, in der folgenden Passage lässt die Erzählinstanz Fokalisierungssubjekt (erst Mutter, dann Schwester, dann wieder Mutter ...) und Fokalisierungsobjekt (erst Schwester, dann Mutter, dann wieder Schwester ...) unvermittelt ineinander übergehen:

Hansi? Bist du das?

29 Ebd., S.118.

30 Ebd., S. 49.

31 Ebd., S. 114.

32 Ebd., S. 7.

Ja, natürlich. Wie viele Söhne außer mir hast du noch?

Das ist eine gute Frage, mein Sohn, das ist eine gute Frage.

Ignoriere das. Sei die Gelassenheit selbst, das ist, wie du sehr gut weißt, deine Rolle in dieser Geschichte, [...], in diesem Sinne frage ich euch ruhig und mit zärtlicher Fürsorge in meiner Stimme, wie geht es dir Mütterchen, Schwesterherz, erzähl.

Wie soll's mir schon gehen, mein Sohn? Ich habe Schmerzen, kann kaum laufen und nichts heben und deine Schwester redet mit mir wie ich nicht mit Nachbars Hund.

Was sagt sie denn?

Was ich sage? Das ich auch noch ein eigenes Leben habe, mit zwei Kindern und einer Ausbildung und einem Haushalt und einem *beschäftigungslosen* – das ist *sein* Wort! – ehemaligen Ringer von einem *Lebensabschnittsgefährten* – auch das ist sein Wort und eines Tages erwürge ich ihn dafür! – der sehr gerne den Einkauf für seine Schwiegermutter machen würde, hätte er nur nicht vor 100 Jahren diesen Bandscheibenvorfall gehabt und wäre er nicht immer schon so unendlich faul, also macht es die mit Abstand Kräftigste in der ganzen Familie, Marlene, mit ihrem 48 Kilo, sie bittet nur darum, es tun zu dürfen, wenn sie grad mal Zeit hat, und dann vielleicht auch mal ein Danke zu hören und nicht nur Kritik und Klagen oder Sätze wie: Niemand hat dich gezwungen mit 17 ein Kind zu bekommen, und wenn du dich so doll kümmerst, wieso ist dann Merlin fett und mundfaul wie ein Kloß – *Mundfaul wie ein Kloß?* Kopp kicherte. Wo sie recht hat, hat sie recht – dafür ist Lore magersüchtig, raucht wie ein Schlot und hurt abends vor dem Moritzkino herum. Wer darauf nicht zu brüllen anfängt, ob die Mutter sie noch alle habe, der ist nicht normal. Wie kann sie so was sagen?

Ich habe das überhaupt nicht gesagt. Ich hab das nicht *so* gesagt.

Ich werde sie mal aufnehmen. Mit dem Handy geht das. Ich werde sie aufnehmen und es ihr dann abspielen, damit sie hört, wie sie redet. Es wird einfach immer schlimmer. Sie spricht alles aus, was sie denkt, und das sind *niemals* Nettigkeiten.³³

Die Erzählinstanz lässt dann wiederum eine Korrektur einzufügen: „Natürlich fand dieses Telefonat nicht so statt, sondern so, dass er erst die eine anrief, dann die andere, dann wieder die eine“³⁴.

Die Identifikationen und Nicht-Identifikationen der Erzählinstanz steuern auch die leserische Identifikation und konstruieren die Leserperspektive. Dadurch, dass sie ihre Beziehung zu ihrem Erzählobjekt und somit ihr Erzählobjekt selbst permanent ändert, dadurch, dass sie einander widersprechende Reaktionsaufforderungen an den Leser richtet und dadurch, dass sie den Identifikationspunkt innerhalb der vernetzten Kommunikation stets in Bewegung hält, überfordert die Erzählinstanz die Empathie- und die Identifikationskapazität bzw. -bereitschaft des Lesers – sie manipuliert seine Identifikation. Die Erzählinstanz scheint in ihrer Beziehung zu dem Leser sowohl auf narrativer, als auch auf kommunikativer Ebene manipulativ zu sein. Auf ihre Angebote an den Leser ist

33 Ebd., S.107–108.

34 Ebd., S. 110.

kein Verlass, sie tut nicht, wozu sie sich selbst auffordert, und wenn sie scheinbar eine Gemeinschaft mit dem Leser herstellt, macht sie die Symmetrie mit dem Leser hinfällig, die sie mit den gemeinschaftsstiftenden Pronomina „man“ und „sie“ behauptet, sie täuscht nämlich darüber hinweg, dass sie als Erzähler selbst entscheidet, wie lange „man“ warten muss (besonders, wenn man „man“ auf den Leser bezieht, das Pronomen kann allerdings auch auf Kopp bezogen werden). Letztendlich macht sie ihren Machtanspruch auch der Rezeptionsperspektive gegenüber geltend.

Das Manipulative lässt bezweifeln, dass die Erzählinstanz mit der Herstellung von Inkongruenz bloß auf eine Grundbefindlichkeit der multipel vernetzten menschlichen Kommunikation hinzuweisen bestrebt ist – „Du kannst nicht sagen, was du denkst, wo kämen wir da hin.“³⁵. Das Drahtziehen, das die Zugriffspunkte (also Fokuspunkte) verunsichert bzw. unidentifizierbar macht, kann – mit Kopp – auch als Funktionieren eines Schadprogramms in dem dargestellten Kommunikationssystem verstanden werden. Das Wirken der Erzählinstanz ist nämlich auch – wie das die aufgezählten Beispiele belegen – über die Vorgänge zu beschreiben, die Kopp als mögliche Gefährdungen eines drahtlosen Kommunikationssystems zusammenfasst:

1. Abhören der Datenkommunikation = Abschöpfung vertraulicher Daten, bis hin zum Diebstahl von Identitäten;
2. Abfangen und ändern übertragener Daten;
3. Zugriff auf das interne Netzwerk, Verfälschung von Daten auf eine Art und Weise, dass sie den Eindruck legitimer Daten erwecken. Das ist ganz besonders gefährlich, da Benutzer, auch Systemadministratoren, dazu neigen, internen Objekten mehr zu vertrauen als Objekten, die von außerhalb des Unternehmensnetzwerkes stammen;
4. Denial-of-Service, also eine Unterbrechung der Signale, z.B. durch Datenüberflutung der WLAN durch wahllosen Datenverkehr³⁶.

Es scheint also, dass die Erzählinstanz die Krise in diesem System nicht nur beschreibt, sondern auch aktiv generiert. Ihre Macht weckt den Eindruck, dass sie nicht eine von ihr unabhängig ablaufende Geschichte erzählt, sondern dass sie die Drähte auch auf der Handlungsebene zieht, und die Verbindungen stört, dass sie z.B. Kopp ins Funkloch „schickt“, damit er in dem entscheidenden Moment Flora nicht anrufen kann, dass sie ihn Geschäftspartner und seine Vorgesetzten am Telefon nicht erreichen lässt, ihn „vom Rest der Welt [abschneidet]“³⁷, damit er keinen Gewinn für die Firma realisiert und damit er von den in der Firma be-

35 Mora [Anm. 1], S. 285.

36 Ebd., S. 78.

37 Ebd., S. 161.

vorstehenden Änderungen und von der Auflösung seines Büros nichts erfährt, d.h. auch, damit er sich „über die Unauffindbarkeit der Spuren seines eigenen (mittelbaren) Wirkens vor Ort“³⁸ Sorgen macht.

Letztendlich wird die Verbindung zwischen Kopp und der Erzählinstanz abgebrochen. Die Versöhnung mit Mutter und Schwester wird noch kurz erzählt, die wahrscheinliche Versöhnung mit Flora nicht mehr. Die Erzählinstanz verstummt, nachdem sie 7 Tage, in denen es Tag und Nacht ward, erzählt hat, die letzten Seiten des Buches bleiben leer. Wodurch oder warum die Verbindung abbricht, wird nicht geklärt. Die leeren Seiten könnten ein vom Schadprogramm befreites bzw. ein neu installiertes System vertreten. Es geht vielleicht darum, dass der einzige Mann auf dem Kontinent, der sich selbst gerne als Gott sieht – „Ich bin Gott. Oder zumindest gottähnlich.“³⁹ –, die Erzählinstanz in ihrer Funktion als Drähtezieher ablöst, er drahtet seine wichtigsten Beziehungen neu, wie es sich herausstellt, auch in der Krise kongruent und mit sich selbst identisch.

38 Ebd., S. 154.

39 Ebd., S. 23.

Welt ohne feste Orte. Krisenhafte Lebensläufe in Daniel Kehlmanns Roman *Ruhm*

Anna Rutka (Lublin)

Der 1975 in München geborene und in Wien aufgewachsene Daniel Kehlmann ist innerhalb der deutschen Gegenwartsliteratur zweifelsohne ein Erfolgsschriftsteller. Als sein vierter Roman *Die Vermessung der Welt* 2005 erschien, entspann sich eine bemerkenswerte internationale Erfolgsgeschichte des jungen Autors und seines Werkes. Der Roman über den Mathematiker Carl Friedrich Gauß und den Naturforscher Alexander von Humboldt wurde rund 1,7 Millionen mal verkauft, in 40 Sprachen übersetzt und grundierte eine starke Position Kehlmanns, den man seitdem als einen „äußerst professionelle[n] Erzähler“ feiert, der seinen Stoff zu beherrschen und „handwerklich makellos zu arrangieren weiß“¹. Sein letzter Roman aus dem Jahre 2009 mit dem vielsagenden Titel *Ruhm* löste ein starkes Medienecho aus² und ist unter anderem ein ironischer Reflex auf den enormen Erfolg von *Die Vermessung der Welt*. Der von der Literaturwissenschaft als magischer Realist³ bezeichnete Kehlmann ist ein Schriftsteller, der gleichermaßen Realismus, soziales Engagement wie auch sprachskeptische Haltung und einseitige autobiographische Konzepte ablehnt⁴ und

-
- 1 Vgl. Porombka, Wiebke: Spiegelglatte Designerliteratur. Nach Kehlmanns Bestseller *Die Vermessung der Welt* erscheint nun sein neuer Roman *Ruhm*. Ein humorloses und bescheidenes Buch. *Die Zeit*, 16.01.2009. <http://www.zeit.de/online/2009/03/kehlmann-ruhm-contra> (Zugriff am: 15.02.2012).
 - 2 Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* veröffentlichte am 28.12.2008 einen autorisierten Vorabdruck des Romans in Auszügen. In der Zeitung *Der Spiegel* erschien daraufhin am 5.01.2009 ein rezensentisches Porträt. Der Rowohlt Verlag hat *Den Spiegel* wegen Verletzung der Sperrfrist verklagt.
 - 3 Vgl. Gollner, Helmut: *Die Wahrheit lügen. Die Renaissance des Erzählens in der jungen österreichischen Literatur*. Innsbruck: Studienverlag, 2004, S. 105.; Wittstock, Uwe: Die Realität und ihre Risse: Daniel Kehlmann. In: Ders.: *Nach der Moderne. Essays zur deutschen Gegenwartsliteratur in zwölf Kapiteln über elf Autoren*. Göttingen: Wallstein Verlag, 2009, S. 165. Kehlmann selbst betont in seiner Poetiktheorie seine Abwendung vom Realismus-Prinzip vgl. Kehlmann, Daniel: *Wo ist Carlos Montúfar? Über Bücher*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2005, S. 84, 114f.
 - 4 Zur ästhetischen und formalen Konzeption von Kehlmanns Prosa vgl. Gasser, Markus: Daniel Kehlmanns unheimliche Kunst. *Text + Kritik* 177, S. 12–29. und Zeyringer, Klaus: Gewinnen wird die Erzählkunst. Ansätze und Anfänge von Daniel Kehlmanns „Gebrochenem Realismus“. *Text + Kritik* 177, S. 36–69.

sich, wie er selbst zugibt, an den südamerikanischen Erzählern, der Formvirtuosität Vladimir Nabokovs und den Abenteuer geschichten Jorge Luis Borges' orientiert.⁵ Von der Krise des Erzählens in einer krisengeplagten Welt will der Österreicher nichts wissen. Sein neuester Roman *Ruhm* ist ein überzeugender Beleg hierfür. Er erzählt im Stil eines Episodenromans neun Geschichten, von denen jede abgeschlossen und selbständig ist, aber alle eng zusammengehörend in einem großen Bogen gelesen werden können. Die Episoden werden durch Figuren und untergründige Zusammenhänge miteinander verzahnt und übereinander geschachtelt.

Kehlmanns Roman stellt eine literarische Reflexion über den zeitgenössischen, technologisch und medial konditionierten Menschen dar und trifft damit präzise den Nerv unserer Zeit. Die einzelnen Geschichten konfrontieren den Leser mit Gestalten, deren Leben von kleineren und größeren technischen Zufällen bzw. von einem ständigen Schwebespiel zwischen Realität und Fiktion bestimmt ist. Das Buch fokussiert die aktuelle Zeit rabiater technisch-ökonomischer Innovationsschübe und zeichnet dabei die zeitgenössische Krise auf, die darin besteht, dass klare, stabile Strukturen zu existieren aufhören ebenso wie die als erwartbar vorausgesetzten Regeln auf einmal nicht gelten. In diesem Sinne spürt Kehlmann der für Anfang des 21. Jahrhunderts charakteristischen krisenhaften Befindlichkeit nach und knüpft dabei an die klassische Definition des Wortes Krise an, das als „(Ent-)Scheidung“, „entscheidende Wendung“ (Duden) beschrieben wird. In der Tat wirft der Schriftsteller Fragen nach der Notwendigkeit der neuen Entscheidungen in den Zeiten der aktuellen Wenden und Umbrüche auf. Die individuellen und kollektiven Krisen offenbaren sich in Kehlmanns Buch dadurch, dass die vertrauten Realitätskulissen in allen Romanepisoden fadenscheinig werden. Die Helden verlieren sich in den trügerischen Sphären des Internet, der globalen Telefonnetze, des medial aufgebauchten Starkults oder der Literatur.

Da gibt es einen Mann, der nach dem Kauf eines Mobiltelefons Anrufe bekommt, die einem anderen gelten, einen Schauspieler, der auf einmal gar nicht angerufen wird, als hätte ein anderer ihn im Leben ersetzt. Das Spiegelkabinett ergänzen ein neurotischer Schriftsteller, der alle Personen seiner Umgebung für seine literarischen Fiktionen gebraucht, ein Internetblogger, für den das Leben in Cyberspace allmählich zur eigentlicher Wirklichkeit wird, eine weltberühmte Kriminalautorin, die durch eine Reihe von Zufällen auf einer Reise in Mittelasien verschollen bleibt, eine alte Dame, die auf dem Weg zu einem Schweizer Sterbehilfsverein mit dem Schriftsteller, der sie erfand, um ihr Leben feilscht und ein Abteilungsleiter in einem Mobiltelefonkonzern, der mit Hilfe von E-

5 Kehlmann [Anm. 3], S. 84–86.

Mails und Handyanrufen sein Doppelleben zwischen zwei Frauen zu kontrollieren versucht.

Aus den seit einigen Jahrzehnten geführten theoretischen Debatten über die sich beschleunigenden soziologischen und kulturellen Umwälzungsprozesse ging die Diagnose über die Vielfältigkeit, Variabilität und Diskontinuität von zeitgenössischen Welt- und Lebensmodellen hervor. Die Postmoderne verabschiedete sich nun endgültig vom Versprechen, eine übersichtliche und einheitliche Welt zu schaffen und akzeptierte die unabänderlichen Ambivalenzen menschlicher Existenz. „Flüchtige Moderne“ ist die vom berühmten Soziologen Zygmunt Bauman geprägte Metapher, mit der er die aktuellen sozialen und staatlichen Strukturen, die durch exterritoriale und mobile Machtstrukturen geprägt sind, charakterisierte.⁶ Die konsumtionistisch-marktwirtschaftliche Dominante der Wirklichkeit stellt das Individuum sowohl im privaten als auch öffentlich-beruflichen Bereich unter die Zwänge der Mobilität, Flexibilität und bedingungsloser Verfügbarkeit.⁷ Seit den 1990er Jahren bedingt zunehmend die digital-virtuelle Dimension des Internet und der Mobiltelefone kollektive und individuelle Identitäten. Der Einfluss der Virtualisierung und Medialisierung verändert unsere Lebenswirklichkeit auf recht widersprüchliche Weise. Die Zunahme der Möglichkeiten von Kommunikation und ihre rasante Beschleunigung sind eng an den gleichzeitigen Kommunikationsverlust, an Transformation des Realitätsbegriffs sowie an vielfältige Identitätsumwandlungen und Herausbildung neuer Identitäten gekoppelt.⁸

Kehlmanns *Ruhm* ist ein „Schreckens- und Traumbuch aus unserer Gegenwart“⁹. Der Roman variiert altbekannte Themen der Literaturgeschichte: Wechselspiel von Fakten und Fiktion, Gewissheit und Ungewissheit eigener Identität und die Sehnsucht, eigene Begrenztheit zu überschreiten. Eine Vielzahl romantischer Motive und Fiktionsprinzipien durchzieht die Geschichten des Romans, weshalb der Autor vom Rezensenten Heinrich Detering als „zeitgemäßer Rom-

6 Bauman, Zygmunt: *Flüchtige Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2003.

7 Bauman, Zygmunt – Tester, Keith: *O pożytkach z wątpliwości*. Warszawa: Wydawnictwo Sic 2003, S. 117.

8 Vgl. Döring, Nicola: Identitäten und Internet. In: Dies.: *Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen*. Göttingen: Hogrefe, 2003, zweite Auflage, S. 371–401.

9 Vgl. Weidermann, Volker: Daniel Kehlmanns *Ruhm*. Diese halb wahre Existenz. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 10.01.2009. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/daniel-kehlmanns-ruhm-diese-halb-wahre-existenz-1760145.html> (Zugriff am: 15.02.2012).

antiker“ bezeichnet wurde.¹⁰ Kehlmanns Blick fokussiert die veränderten Bedingungen unserer Gegenwart. Die widerstreitenden Energien, die aus den modernen Technologien hervorgehen, werden ebenso ins Visier genommen wie die von modernen Reisemöglichkeiten herbeigeführten seelischen Umwälzungen. Die meisten Protagonisten des Romans sind Erzeuger virtueller Welten, sei es als Schriftsteller (Leo Richter, Miguel Auristos Blancos), als Vertreter der Computerbranche (Ebling), als Angestellte einer Mobiltelefongesellschaft (Abteilungsleiter, Mollwitz) oder als Schauspieler (Ralf Tanner).

In der ersten Episode ergreift der Computertechniker Ebling das Wort. Er legt sich ein Mobiltelefon zu und bekommt wegen eines witzigen technischen Versagens die Nummer eines Vielangerufenen namens Ralf zugewiesen. Die nicht für ihn bestimmten Anrufe spornen ihn dazu an, in ein fremdes Leben einzutreten. Nach kurzem Zögern beginnt er ein immer mehr souveränes Spiel mit fremder Identität, wobei dies Spiel auf sichere Distanz und bar jeglicher Verantwortung ist. Ebling versetzt sich in die Welt eines anderen, spielt seine Rolle, die zu seiner eigenen wird, bis er sich restlos der Illusion hingibt, „Ralfs Dasein“ sei womöglich „immer schon für ihn bestimmt gewesen“.¹¹ Bereits diese erste Geschichte berührt das grundlegende Thema des Buches: Das Unbehagen an der bisherigen Existenz verleitet die Romanprotagonisten zum Austritt aus dem Leben mithilfe der modernen Kommunikationsmedien. Die hohen Technologien evozieren nicht nur kompensatorische Illusionsräume als Zufluchtsorte. Der Computertechniker konstatiert bereits zu Anfang seiner Geschichte die Unwägbarkeit moderner Rechner: „Er wußte, wie fragil die kleinen denkenden Scheibchen waren, wie kompliziert und rätselhaft.“¹² Der Gedanke daran, wie viel in der Welt von diesen Apparaten, die niemand restlos durchschaut, abhängt, wird für Ebling zu einer quälenden Schreckensvorstellung.

Das, was den Computertechniker beängstigt, erweist sich im Leben eines dreißigjährigen Hardcore-Fans Mollwitz als eine einzig lebbare Wirklichkeit. Für ihn, der sich mit seinem Username restlos identifiziert, seinen Tagesrhythmus ganz nach der aktiven Beteiligung an diversen Foren richtet, und selbst das erotische Leben im Virtuellen auslebt, ist die Cyberwelt längst zu seiner eigentlichen Realität geworden. Die vom Chef angeordnete Beteiligung am Kongress der Europäischen Telekommunikationsanbieter entblößt seine erschreckende

10 Detering, Heinrich: Daniel Kehlmanns Ruhm. Wenn das Handy zweimal klingelt. *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16.01.2009. <http://www.faz.net/aktuell/feuilleton/buecher/rezensionen/daniel-kehlmanns-ruhm-wenn-das-handy-zweimal-klingelt-1755616.html> (Zugriff am: 15.02.2012).

11 Kehlmann, Daniel: *Ruhm. Ein Roman in neun Geschichten*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2009, S. 17.

12 Ebd., S. 9.

Unbeholfenheit und Ausgesetztheit im Offline-Alltag. Mollwitz blamiert sich bei der öffentlichen Präsentation, wo er weder sinnvoll zu reden noch den Computer zu bedienen vermag. Er zeigt sich in der realen Kommunikation als völlig unfähig. Erst die Online-Welt bietet ihm die Möglichkeit, relativ unaufwändig einen Identitätswechsel durchzuführen und peinlicher Unterlegenheit gegenüber anderen auszuweichen. Liebend gern vertauscht der Held Realität mit virtueller Fiktion auch mit der literarischen Fiktion. Bei einer zufälligen Begegnung mit dem berühmten Schriftsteller Leo Richter, von dessen weiblicher Romanfigur er sich stark angezogen fühlt, verlangt er, in die literarische Fiktion aufgenommen zu werden, um seine Liebe zu der Frau ausleben zu dürfen. Als ihn Richter ignoriert, zerbricht Mollwitz an der endgültigen Erkenntnis, dass sein Leben ausschließlich an die „reality“ angewiesen bleibt.

Am deutlichsten beleuchtet Kehlmann Segen und Tücken der modernen Technologien am Beispiel des Leiters der Abteilung für Nummerverwaltung einer großen Mobiltelefonfirma. Der verheiratete Vater von zwei Kindern wohnt unter der Woche aufgrund seiner Arbeit nicht bei der Familie, sondern in einer anderen Stadt. Leicht und unkompliziert lässt er sich auf eine Affäre mit einer anderen Frau ein und versucht, beide Beziehungen als eine Art Parallelwelten zu führen und zu kontrollieren. Mithilfe der Mobiltelefonate, E-Mails und Reisen belügt er beide Frauen ziemlich effizient und genießt eine Zeitlang die Vorzüge der virtuellen Lebensverdoppelung. Der Mann ist dem ersten Anschein nach ein klassischer Beamtentypus, dessen Frustriertheit und Unbehagen am bisherigen normierten Leben ihn nach einem Ausbruch suchen lassen. Seine Klage über das enttäuschte, von Regeln der Marktwirtschaft und bürgerlichem Familienleben sanktionierte Dasein, erinnert an die Frust der männlichen Protagonisten aus Gesellschaftsromanen eines Max Frisch oder Martin Walser. Auch diese Vertreter der Wohlstandsgesellschaft litten bekanntlich an vergleichbaren Ängsten und hegten Sehnsüchte nach Flucht und Ausbruch. Seitensprünge, weite Reisen, Rollentausch, fiktive Biographieänderungen sollten ihnen als Wunschträume oder auch als real ausprobierte Möglichkeiten zur Befreiung und Selbstfindung verhelfen. Das grundlegende Novum der gegenwärtigen Krisen stellen die veränderten Bedingungen des Handlungsraumes Cyberspace sowie der uneingeschränkte Zugriff auf moderne Kommunikationstechnologien dar, von denen man erwartet, jeweilige Defizite teilweise auszugleichen oder gar ganz aufzuheben. E-Mails, Internet und Mobiltelefone erleichtern und vereinfachen sichtlich die Ausbrüche und Flüchte frustrierter Menschen. Die Geliebte des Abteilungsleiters Lucia konstatiert einen gewichtigen Wirklichkeitsschwund, der durch Mobilgespräche herbeigeführt wird: „Ich finde es unheimlich. Es nimmt die

Wirklichkeit aus allem.“¹³ Die qualitative Veränderung der zeitgenössisch realisierten Realitätsausbrüche offenbart sich in eben diesem Wirklichkeitsschwund, durch den die bislang hemmenden Moralnormen außer Kraft gesetzt werden:

Ich hatte es schon gewußt, ich würde etwas erfinden und sie [die Ehefrau] täuschen müssen, aber zugleich erschien mir diese Lüge wie ohne Gewicht; nur dieses Zimmer und dieses Bett und die Frau neben mir hatten Bedeutung gehabt, und mein anderes Leben, Hannah, die Kinder, dieses Haus, war mir vorgekommen wie eine unglaubliche Erfindung.¹⁴

Als der Protagonist immer neue Lügen erfindet und diese blitzschnell per E-Mail oder SMS verschickt, wundert er sich selber darüber, „daß das Gefühl, geschwindelt zu haben, sich gar nicht einstellen wollte“¹⁵.

Die Ubiquität der Kommunikationstechnologien und ihre unkomplizierte Verfügbarkeit lassen geradezu kinderleicht die Wirklichkeitsebenen verschieben und verwirren. Kehlmanns Protagonisten bleiben nicht ausschließlich bei Tagesträumen und Gedankenexperimenten. Sie schaffen sich nicht nur ein von Technik geprägtes Welt- und Menschenbildnis wie etwa Frischs berühmter *homo faber*, sondern sie machen sich mit beachtenswerter Leichtigkeit und Leichtfertigkeit zu Beherrschern und Verfertigen eines neuen Lebens, in dem die Fragen des Fiktiven und Realen ihre bisherige Relevanz weitgehend einbüßen. Blieb bei Kehlmanns Vorgängern Frisch und Walser die Wirklichkeit des Hier und Jetzt als Kontrollinstanz trotz allem in den meisten Fällen¹⁶ unangetastet, so können die Helden in *Ruhm* die Koordinaten von Zeit und Raum weitgehend ignorieren:

Wie merkwürdig, daß die Technik uns in eine Welt ohne feste Orte versetzt hat. Man spricht aus dem Nirgendwo, man kann überall sein, und da sich nichts überprüfen läßt, ist alles, was man sich vorstellt, im Grunde auch wahr. Wenn niemand mir nachweisen kann, wo ich bin, ja wenn selbst ich mir darüber nicht vollkommen und absolut im Klaren bin, wo wäre die Instanz, die entscheidet? Wirkliche und festgesteckte Plätze im Raum, die gab es, bevor wir keine Funkgeräte hatten und Briefe schrieben, die in der Sekunde des Abschickens schon am Ziel sind.¹⁷

Der kompensatorische Handlungsraum Cyberspace und die modernen Technologien der Kommunikation befriedigen jedoch nicht nur Bedürfnisse nach schrankenloser Freiheit, sondern entpuppen sich in jeder Episode des Romans als ein illusionäres Phantasma, das existentielle Krisen herbeiführt. Die virtuel-

13 Ebd., S. 163.

14 Ebd., S. 171.

15 Ebd., S. 172.

16 Eine Ausnahme bildet hier Max Frischs Roman *Mein Name sei Gantenbein*, in dem die agierenden Figuren schlicht als Rollenträger und Darsteller in stets wechselnden Experimentsituationen sind.

17 Kehlmann [Anm. 11], S. 172f.

len Wirklichkeitsdimensionen werden zwar im Unterschied zu realistischer, gesellschaftskritischer Prosa der 1960er oder 1970er Jahre real erlebbar, doch ihr Preis ist der Verlust jeglicher Stabilität und Sicherheit in allen Bereichen der Existenz. Die heutzutage allseits beklagte Tatsache, dass die Welt und jedes individuelle Leben durch die kleinste technische Veränderung völlig aus den Fugen geraten kann, wird im Roman des Österreicherers in jeder der neun Geschichten durchgespielt.

Eine spiegelbildliche Schreckensgeschichte, die sich komplementär zu der Traumgeschichte des Computertechnikers und der beiden Angestellten der Mobilfunkgesellschaft einfügt, liefert Kehlmann mit der fünften Romanepisode mit dem Titel *Osten*. Die Protagonistin, eine weltberühmte Kriminalautorin Maria Rubinstein begibt sich als Ersatz für den eigentlich eingeladenen Schriftstellerkollegen auf eine Pressereise nach Zentralasien. Durch eine Reihe von Zufällen verliert sie Kontakt zu ihrer Reisegruppe. Da sie das Ladegerät vergessen hatte, wird ihr Handy mit einem Mal nutzlos. Die hiesigen Telefone kann sie nicht benutzen und die Netzverbindungen sind nicht zugänglich. Mit ihren Englischkenntnissen kann sie sich kaum verständigen und für europäisches Geld und amerikanische Dollar will ihr niemand Essen verkaufen. Sie wendet sich mit restlicher Hoffnung an die Polizisten, die jedoch lediglich feststellen, dass ihr Visum gerade ablief und sie ohne Wenn und Aber auf die Straße setzen. Der Ruhm als Erfolgsautorin hilft ihr, obwohl sie in einem Gemischwarenladen eine russische Ausgabe ihres meistverkauften Krimis entdeckt, herzlich wenig. Sie bleibt verschollen. Die Geschichte lässt nicht nur an den aktuell befürchteten Zivilisationenzusammenstoß¹⁸ als Ursache zukünftiger Krisen denken, sondern sie gibt Aufschluss über die erschreckende Brüchigkeit und illusionäre Selbstsicherheit und Stabilität unserer hoch zivilisierten, Europa- und Amerika-zentrierten Welt. Vordergründig erscheinen nicht der Kulturbruch und politische Diskrepanz der Staatssysteme als verantwortlich für die Krise. Die neue Alterität, die in dieser Episode problematisiert wird, betrifft die gegenwärtige technologisierte und computerisierte Welt selbst. Kehlmann kehrt die wohl bekannten und gut eingeübten Wahrnehmungsmuster um. Zum Fremden und Unangepassten wird hier nicht derjenige, der die Welt mithilfe der modernen Technik nicht zu beherrschen vermag. Der zeitgenössische *homo faber* verstümmelt vielmehr seine Identität durch den Entzug der Technologie und Medien. Sobald das elektronische Band mit ihrer Welt zerreißt, wird die Protagonistin völlig lebensunfähig bis sie letztendlich im Sinne der modernen Kategorien – Mobilität und Er-

18 Vgl. Huntington, Samuel Phillips: *Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert*. München: Goldmann Verlag 2002.

reichbarkeit – ganz inexistent wird. Ähnlich wie der unangepasste Karl Roßmann aus Franz Kafkas *Amerika*-Roman bleibt Maria Rubinstein verschollen, nur unter veränderten Vorzeichen. Wir haben hier mit einer postmodernen Variante der kafkaesken Welt zu tun. Die Konfrontation mit den undurchsichtigen, allmächtig-omnipräsenten Machtstrukturen der modernen Amerika-Wirklichkeit, wie sie Kafkas Held erlebte, mutiert bei Kehlmann zum Zusammenprall des scheinbar machtvollen, mit modernen Technologien ausgerüsteten Menschen mit der Welt ohne Technik. Dieser Rückgang scheint paradoxerweise nicht zu funktionieren, was der Ausgang der Geschichte vor Augen führt. Auf einem Markt bekommt die Protagonistin von einer Bäuerin ein Stück Brot. Die Hilf- und Obdachlose zieht mit dem Bauernpaar auf einen entlegenen Bauernhof, wo sie sich als Haushaltshilfe ihren Lebensunterhalt verdient. Dieses an ein romantisches Kunstmärchen erinnernde Ende im Sinne einer Rückkehr zur Natur wird hier allerdings kaum als Rettung des Individuums vor der fortschreitenden Zivilisation ausgespielt. Statt eines harmonisierenden Zu-sich-selbst-Findens erweist sich der Rückzug auf eine unzivilisierte Naturstufe als Auslöschung der Identität und gleicht in ironischer Umkehr des romantischen Modells einer Vertreibung in eine unlebende Welt.

Daniel Kehlmanns Grundthema, das er selbst auf vier für sein Buch zentralen Punkte bezog – „Vergessenwerden“, „Verschwinden“, „Sichverlieren“ und „Auflösung“¹⁹ – wird im Roman auch in Bezug auf die omnipräsente Medialisierung durchgespielt, die ihrerseits vergleichbare virtuelle Wirklichkeiten schafft, die den Identitätsschwund heraufbeschwören. Der weltberühmte Schauspieler Ralf Tanner aus der vierten Episode, der plötzlich keine Anrufe mehr bekommt, wird dazu getrieben, seine Existenz gründlich neu zu überdenken. Sein medial verformtes Leben kommt ihm selbst unwirklich vor. Er sucht nach Selbstbestätigung in den Internetforen, ruft mehrmals am Tag seinen Namen bei Google auf, liest Kommentare der Internetbesucher über seine Person. Das Internet wird zum Zerrspiegel seiner Identität, wodurch seine Selbstentfremdung nur noch bestätigt wird. Als Ausweg aus dieser beklemmenden Lage bietet sich die Flucht in die Rolle eines Imitators, eines Doubles von sich selbst. Da seine eher zufällig gespielte Selbstimitation in einer Diskothek vom Publikum als unzulänglich beurteilt wurde, ersetzt ihn ein anderer Ralf Tanner-Double, und zwar nicht nur bei Wettbewerben, sondern auch im realen Leben. Der Schauspieler entkommt zwar dem lästigen Medienrummel um seine Person und genießt eine Zeitlang das Leben als normaler Bürger, doch die Doppelgänger-Existenz rettet seine Existenz nicht, sondern im Gegenteil bringt ihn um die Identität. Das reale

19 Vgl. Hage, Volker: „Ich habe sehr gelitten“. *Der Spiegel*, 5.01.2009. <http://www.spiegel.de/spiegel/0,1518,600355,00.html> (Zugriff am: 20.02.2012).

Leben geht dabei in ein *Simulacrum* über, das in Form seines Daubles eine eigene Existenz in Cyberspace führt. Beim alten Ralf Tanner stellt sich währenddessen das Gefühl substantieller Leere ein. Der Ich-Schwund wird vollständig, als der Protagonist weder von Passanten auf der Straße noch von seinem alten Diener wiedererkannt wird. Die Medien Film und Internet bemächtigen sich restlos seiner selbst und machen ihn zu einer Art Artefakt.

Leo Richter, der neurotische und narzisstische Autor „vertrackter Kurzgeschichten voller Spiegelungen und unerwartbarer Volten“²⁰, der als Protagonist dreier Geschichten in Erscheinung tritt, fällt ein scharfsinniges Urteil über die irreversiblen Veränderungen moderner Wirklichkeit. Bei einem akademischen Vortrag, der auf rege Zustimmung des Publikums stößt, verkündet er das Aussterben von Kultur. Er äußert dabei jedoch die Meinung, dass dies keineswegs bedauerlich sei, und „daß es der Menschheit bessergehen werde ohne den Ballast von Wissen und Tradition.“²¹ „Dies sei das Zeitalter der Bilder, des rhythmischen Lärms und des mystischen Dämmerns im ewigen Jetzt“²², meint Leo Richter, der zugleich eine Art *alter ego* des Autors ist. Bezeichnenderweise bleiben sich die Zuhörer des Vortrags unschlüssig, ob das neu verkündete „religiöse Ideal“, das „durch die Macht der Technik Wirklichkeit geworden ist“²³, ernst oder ironisch gemeint ist. Eine vergleichbare Unschlüssigkeit ist auch dem Roman selbst zueignen. Ob Kehlmann sein Buch als ernste Warnung oder als postmodernes ironisches Spiel mit überlieferten Traditionsmustern verfasst hatte, sei dahingestellt. Vielmehr erscheinen beide Lesarten gleichermaßen plausibel. Kehlmanns formales Experiment *Ein Roman in neun Geschichten* ist ein ironisch-witziges und leicht zu lesendes Vergnügungsbuch wie auch eine ernstzunehmende Diagnose unserer Zeiten. Was der Kritiker Lothar Müller am Buch bemängelt, nämlich keine Schärfe und kein psychologisches Gewicht der Figuren²⁴, kann ebenso gut als die notwendige Konsequenz der dargestellten Welten²⁵ angesehen werden. Die metafiktionale und metaleptische Konzeption des Romans²⁵ als eine Reihe von sich bespiegelnden Einzelepisoden entspricht

20 Kehlmann [Anm. 11], S. 29.

21 Ebd., S. 31.

22 Ebd.

23 Ebd.

24 Vgl. Müller, Lothar: Sudoku ist kein Roman. *Süddeutsche Zeitung*, 16.01.2009. <http://www.sueddeutsche.de/kultur/daniel-kehlmanns-neues-buch-ruhm-sudoku-ist-kein-roman-1.478263> (Zugriff am: 20.02.2012).

25 Vgl. Bareis, J. Alexander: Beschädigte Prosa und autobiographischer Narzißmus – metafiktionales und metaleptisches Erzählen in Daniel Kehlmanns *Ruhm*. In: Bareis, J. Alexander – Grub Frank Thomas (Hg.): *Metafiktionen. Analysen zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2010, S. 243–268.

präzise dem zerstückelten Lebensempfinden wie auch der Schweben und Ortlosigkeit, in denen die Figuren agieren. Alles bleibt oberflächlich. In dem an die Form des „Episodenfilms“²⁶ angelehnten Roman ist es nahezu unmöglich, vielseitige Charaktere und komplexe psychologische Entwicklungen herauszuarbeiten. Dies war offensichtlich auch nicht die Absicht des Autors. Es gehört ja zu der immanenten Entwicklung der Dinge, dass die virtualisierte Welt in der Tat eine Welt mit wenig Gewicht ist. Ob es der Menschheit allerdings ohne den Ballast von Wissen und Tradition bessergehen sollte, bezweifelt der Autor selbst. Kehlmann persönlich nimmt Martin Heideggers Diagnose, „dass wir einer technischen Lebenswelt überantwortet sind, der wir nicht entkommen können“²⁷, sehr ernst. Seine Zukunftsprognose ist in dieser Hinsicht pessimistisch:

Ich befürchte immer mehr, dass das stimmt und dass wir tatsächlich eine Entwicklung erleben, die keinen Ausweg hat – oder wenn, dann nur einen Ausweg, den wir nicht wollen können, nämlich einen Totalzusammenbruch des Systems, eine ungeheure Katastrophe oder einen Weltkrieg. Sowohl im Beruflichen, wo man für Vorgesetzte inzwischen immer erreichbar sein muss, als auch im Privaten kann man ja nicht mehr entfliehen – und meistens will man es auch gar nicht, weil man von dieser Technik ja gleichzeitig profitiert.²⁸

Nach der Lektüre von *Ruhm* bleibt es festzuhalten, dass die Veränderungen unserer Lebenswelt ein *work in progress* sind, immer noch nicht abgeschlossen, auf jeden Fall jedoch irreversibel. Ob tatsächlich ohne Ausweg, das soll nun offen bleiben, genau so, wie jede von Kehlmanns Romangeschichten, deren Ausgang vom Autor allemal in Schweben gelassen wurde.

26 Lovenberg von, Felicitas: Im Gespräch: Daniel Kehlmann. In wie vielen Welten leben Sie, Herr Kehlmann? *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 29.12.2008. <http://www.faz.net/-aktuell/feuilleton/im-gespraech-daniel-kehlmann-in-wie-vielen-welten-schreiben-sie-herr-kehlmann-1754335.html> (Zugriff am: 20.02.2012).

27 Ebd.

28 Ebd.

Alles ist Pop – ein Kampfbegriff in der Krise

Aletta Hinsken (Gießen)

1. Einleitung

Alles ist Pop. In dem von René Marik und Ingo Günther – alias Prof. Inge – eigens komponierten Titel geht es um Pop, um die Vereinnahmung der Welt samt all ihrer Inhalte durch die Popkultur. Das Ché-T-Shirt ist genauso von Inhalten befreit, wie das Kruzifix. Alles wird zum Produkt. Der Mensch steht vor dem Weltregal und kann sich nicht entscheiden. Der Maulwurf als dilettantischer Star der Puppentruppe eröffnet auf seine Art das Video. Falkenhorst tritt als schräger Sänger auf. Kalle der Eisbär unterstützt an den Drums und der Hasskasper haut in die Saiten.¹



Abbildung 1²

René Marik lässt sein Puppenensemble die provokante These *Alles ist Pop* auf ihre eigene Weise darstellen und verdeutlicht somit bereits das ‚Konzept von Pop‘. Der Sänger Falkenhorst imitiert den Frosch Kermit der Muppets. Diffe-

- 1 Marik, René: *Alles ist Pop*. Kanal ReneMarikTV, 31.01.2011. <http://www.youtube.com/watch?v=Z30g8sX08xg> (Zugriff am: 28.08.2012).
- 2 Bildausschnitt aus René Mariks Video zu *Alles ist Pop*. <http://www.youtube.com/watch?v=Z30g8sX08xg>, Minute: 2:25 (Zugriff am: 28.08.2012).

renz und Wiederholung³ wird hier im Besonderen deutlich. Der Ruf der ‚Abkupferung‘ von etwas bereits Bestehendem wird somit nicht nivelliert, sondern vielmehr provoziert. „Bissige Leute sagen, das Beste an Pop sei der Name.“⁴ Doch das kann nicht alles sein. Hat Pop zwar die Signatur ‚Jugendphänomen‘ verloren und befindet sich in der Krise, so ist hinter der vermeintlichen Oberflächenpoetik und -ästhetik doch mehr verborgen, als es zunächst den (plakativen) Anschein hat. Im Folgenden soll der krisenhafte Status der Ausgangspunkt sein, von dem aus die schemenhafte Darstellung des modernen Pop-Romans skizziert wird.

2. *Alles ist Pop*

„*Alles ist Pop* lautet eine gängige These. Doch als universale Weltanschauung, ja Religion, scheint Pop inzwischen ausgedient zu haben.“⁵ Der Kampfbegriff *Alles ist Pop* steckt offensichtlich in der Krise – Popkultur hat schon lange nicht mehr die Funktion, als universale Weltanschauung zu agieren, inne. Die fehlende Übereinstimmung, was der Begriff *Pop* nun eigentlich bedeutet, führt dazu, dass Pop Alles, wie René Marik in seinem einschlägigen Lied verdeutlicht hat, aber auch eben Nichts ist. Hinter Pop steckt mehr als die bloße Abkürzung des Wortes populär, Pop ist nicht Popkultur, umfasst diese aber doch. Die Affinität zur Medien- und Markenwelt ist ebenso darunter zu verstehen, wie aber auch, im weitesten Sinne Tradition. Keine Universalkultur, nicht mehr Gegner der Hochkultur, nicht mehr als ketzerischer Dissident der vermeintlichen Tradition zu begreifen – das ist Pop, wenn auch zuerst nur mutmaßlich. Durch die Unschärfe des Begriffs Pop ist diese Richtung oder Strömung nicht gattungsspezifisch, sondern erstreckt sich ebenso über das weite Feld der Literatur hinaus. Das Gerüst von Pop wirkt beinahe wankelmütig, der postmoderne Elfenbeinturm gleicht (zitathaft) ‚einstürzenden Neubauten‘.⁶

3 In Anlehnung an Gilles Deleuzes Begrifflichkeiten ‚Differenz‘ und ‚Wiederholung‘. (Deleuze, Gilles: *Differenz und Wiederholung*. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. München: Fink, 1992).

4 Stelzer, Otto: Pop und Dada. *DIE ZEIT*, 8.1.1965, Nr. 2, S. 10.

5 Warnke, Hanni (Pressereferentin): *Sinnmaschine Pop. hr2-kultur und „Haus am Dom“ laden zur Debatte über Popkultur*. Frankfurt: Pressemitteilung des Hessischen Rundfunks, 07.03.2012. http://www.pressrelations.de/new/standard/result_main.cfm?aktion=jour_pm&r=486464 (Zugriff am: 03.01.2013).

6 Die Band *Einstürzende Neubauten* referiert mit ihrem Namen auf den Einsturz des Daches des Kongresses in Berlin 1980. Onomatopoetisch wird das Bild des zerstörten Gebäudes als ‚zerbrochene Auster‘ in Erinnerung behalten. Hierbei wird die Referenz weniger hinsichtlich der Musik der Band zugeordnet, als vielmehr auf die Ko-Referenz des

Auf dem Boden der Postmoderne, wenn auch auf wackeligen Beinen, bewährt sich vor allem eine Gattung stetig – der Roman. Im Besonderen handelt es sich hierbei um popliterarische Prosa, die in den Unschärfen der Postmoderne und der Popkonstruktion mit augenscheinlichen Definitionen zwischen diesen changiert. Diese nicht greifbare Trennschärfe führt dazu, dass der postmoderne respektive Pop-Roman von einer krisenhaften Dialektik gekennzeichnet ist. Die von der Krise bestimmte Unsicherheit drückt sich, durch eben diese verändert, auf textueller bzw. literaturtheoretischer Ebene aus. Diese Unsicherheit wird im Pop-Roman zum Konzept – der Pop-Roman zum Krisen-Pop.

3. Krisenhaftigkeit im postmodernen Pop-Roman

Da sich, nach Kristeva, jeder Text als Produktivität begreifen lässt, kann somit der Begriff der Krise nicht als Ort des negativen Zerfalls, sondern als diskursives Element begriffen werden.⁷ Sowohl mit einem Text als auch mit einer Krise geht ein gewisses Maß an Produktivität einher. Der Aspekt hinsichtlich des Textes ist durch Kristevas Annahme hinreichend erklärt. Die Produktivität der Krise ist so zu verstehen, als dass diese einen Raum für den Umschwung bietet, ähnlich der Peripetie im Drama. Krise bedeutet Fortschritt, niemals Rückschritt. Produktivität statt Stagnation. Somit kann die Krise in der popliterarischen Prosa als Wendepunkt mit vermeintlich positivem Ausgang begriffen werden. Das Loslösen aus dem krisenhaften Status hinaus ist, insbesondere im Hinblick auf die literarischen Figuren, als positiv, jedoch nicht im Sinne des komödialen Gattungswesens ‚Es wird gut enden‘⁸, zu verstehen, sondern vielmehr als für die Krisenhaftigkeit der Identität. Darin zeigt sich auch genau die Notwendigkeit

einhergehenden Namens. Für die Vollständigkeit der Referenz sind beide jedoch gleichermaßen zu nennen.

7 Julia Kristeva, die Namensgeberin des Intertextualitätsbegriffs, radikalisiert Michail Bachtins Konzept der Dialogizität insofern, als dass Intertextualität zum Merkmal jedes literarischen Textes wird. Ihre Entgrenzung des Textbegriffs führt dazu, dass der Text selbst als Raum für die Intertextualität verstanden wird, in dem sich ein „Mosaik von Zitaten“ bildet. „Jeder Text ist Absorption und Transformation eines anderen Textes“, wodurch die Produktivität mit ihm einher geht und eine Konstruktion des Textes nie als abgeschlossen betrachtet werden kann. (Kristeva, Julia: *Bakhtine, le mot, le dialogue et le roman. Critique* 23(239) 1967.S. 438-465. Deutsche Ausgabe: Kristeva, Julia: *Bachtin, das Wort, der Dialog und der Roman*. In: Ihwe, Jens (Hg.): *Literaturwissenschaft und Linguistik. Ergebnisse und Perspektiven. Bd. 3: Zur linguistischen Basis der Literaturwissenschaft II*. Frankfurt a.M.: Athenäum, 1972, S. 345–375.

8 S. zur Weiterführung: Aristoteles: *Poetik*. Griechisch/Deutsch. Aus dem Altgriechischen von Manfred Fuhrmann. Stuttgart: Reclam, 1982.

einer Krise für den popmodernen Roman. Dieser wird durch die Heterogenität von Gesellschaft, Identität, Wahrnehmung und Kultur vorangetrieben.

Diese Annahme lässt sich exemplarisch an Goethes *Werther*, der pars pro toto zu verstehen ist, veranschaulichen. Gekennzeichnet von der gesellschaftlichen und institutionellen Einbindung durchläuft die Figur *Werther* die Adoleszenz. Die kritischen Situationen, die sich in der Abzeichnung des Gesellschaftssystems des 18. Jahrhunderts erkennen lassen, führen vielmehr zu einer Katastrophe als zu einer Krise, wobei die Katastrophe als möglicher Ausweg aus der Krise verstanden werden kann.

Die krisenhafte Adoleszenz und die unerfüllte Liebe dienen als Methode popliterarischer Prosa. So wie diese Motive das Leiden *Werthers* und somit den Roman vorantreiben, so ist dies auch etwa in Stuckrad-Barres *Soloalbum* wiederzufinden. Auch hier erfährt der Protagonist Ben krisenhafte Situationen, die mit dem Durchlaufen der Adoleszenz einhergehen. Ebenso ist das Ende der Romane, die sich beide als Krise begreifen lassen, in einem für die jeweilige ‚Subkultur‘ entsprechenden Rahmen gehalten – handelt es sich bei *Werther* um den Freitod am Heiligen Abend, begleitet vom Lessings *Emilia Galotti*, so ist es bei dem Protagonisten Ben in *Soloalbum* ein Konzert seiner auserkorenen Lieblingsband *Oasis*, die beide als (Los)Lösung gedeutet werden können. Bedienen sich die Figuren in *Werther* an Klopstock:

Sie stand, auf ihren Ellenbogen gestützt, ihr Blick durchdrang die Gegend, sie sah gen Himmel und auf mich, ich sah ihr Auge tränenvoll, sie legte ihre Hand auf die meinige und sagte – Klopstock! – Ich erinnerte mich sogleich der herrlichen Ode, die ihr in Gedanken lag, und versank in dem Strome von Empfindungen, den sie in dieser Losung über mich ausgoß.⁹

– so handelt es bei Stuckrad-Barres *Ben* um die subkulturelle Autorität einer Band. Durch diese Selbstzuschreibung von Autorität kann reflexiv differenziert werden: „Scheiß Pearl Jam findet sie ‚superintensiv‘, auf ihre CDs von Tori Amos und PJ Harvey hat sie mit Edding geschrieben ‚♀-Power rules‘, selbst einem Comeback von Ina Deter stünde sie aufgeschlossen gegenüber.“¹⁰

Hinzu kommt ein ausgeprägter Sinn für das Plakative. Marken, Mode und Konsum bestimmen die Identität des adoleszenten Ichs. Die programmatische Aussage ‚Kleider machen Leute‘ wird zum Leitthema der postmodernen Figu-

9 Goethe, Johann Wolfgang: *Die Leiden des jungen Werther*. Stuttgart: Reclam, 1986, S. 30.

10 Stuckrad-Barre, Benjamin von: *Soloalbum*. 5. Auflage. Köln: Kiepenheuer&Witsch, 2007, S. 32.

ren. Im gleichnamigen Roman von Gottfried Keller¹¹ kann der Schneider jedoch seine Fassade gegenüber den gesellschaftlichen Konventionen nicht bewahren und gerät so kurzzeitig in eine Krise, wobei diese hier ebenfalls nicht als negativ zu verstehen ist, sondern als Wendepunkt für einen positiven Ausgang.

Im Gegensatz hierzu stehen die popmodernen Identitäten, die sich durch das Bedienen am Popkulturregal eine Fassade konstruieren können, die in die Ich-Identität übergeht, wodurch das wahre Ich zugunsten der Konstruktion verschleiert wird. In Anlehnung an Erving Goffmans Theorie hinsichtlich der Selbstdarstellung im Alltag¹², lässt sich dieses als Konzept des Pop-Romans festhalten. Die Intendantin des Schauspielhauses Graz, Anna Badora, merkt an, dass das „Theater [...] gerade in der Krise unverzichtbar [ist], denn es erlaubt die notwendige Reflexion gesellschaftlicher Realität [...]“¹³ Somit ist das Bedingen von Kultur und Literatur hinreichend begründet, worin sich auch die Motivation für die Konstruktion der Figuren begreifen lässt. Die Literatur als Spiegel dienend wird so zur Projektionsfläche gesamtgesellschaftlicher Themen, die daraus folgend auch die Identitätskonstruktion der Figuren mit gestalten. Hierbei soll nicht eine exakte Abbildung erzielt werden, sondern im Sinne Badoras, eine Reflexion erfolgen. Die Offenlegung der Referenzen, denen sich bedient wird, bestärkt den Illusionscharakter postmodernen Texte. „Die Fragen nach der Realität, nach der Wahrheit, nach der Folgerichtigkeit der Ableitung werden damit zurückgenommen.“¹⁴ Dennoch gewinnt sowohl der Text, als auch die Figuren, durch die Zitation an Glaubwürdigkeit, womit ebenso ein Autoritätsgewinn einhergeht. Auch wenn auf der Figurenebene ein Autoritätszuwachs vermerkt werden kann, so täuscht dies jedoch nicht über die Krise hinweg. Durch den Zuwachs an zitathafter Aufpfropfung oder Übernahme, soll das Risiko einer aus der Krise resultierende Katastrophe minimiert werden.

Dass es sich bei den eben skizzierten Beispielen um eine ähnliche Figurenkonstruktion handelt, ist trotz der epochalen Differenz, deutlich. Beide sind durch einen krisenhaften Status gekennzeichnet, da die Adoleszenz mehr als

11 Keller, Gottfried: Kleider machen Leute. In: Morgenthaler, Walter (Hg.): *Gottfried Keller. Sämtliche Werke. Bd. 5. Die Leute von Seldyla*. Bd. 2. Basel [u.a.]: Stroemfeld, 2000, S. 11–62.

12 Vgl. Goffman, Erving: *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. 10. Auflage. München: Piper, 2003.

13 Mayer, Norbert: Badora Anna: Theater ist gerade in der Krise unverzichtbar. *Die Presse*, 08.09.2011. http://diepresse.com/unternehmen/austria/11/691753/Badora-Anna_-Theater-ist-gerade-in-der-Krise-unverzichtbar (Zugriff am: 28.08.2012).

14 Wulf, Hans J.: Die Ordnungen der Bilderflut. Konstellationen medialer Kommunikation als strukturbildendes Prinzip in Performance-Videos. *Rundfunk und Fernsehen*, 37, 4/1989, S. 435–446.

Krise anstatt als Prozess verstanden werden kann, auch wenn es sich doch um einen solchen handelt. Erik Erikson schreibt diesem Prozess die Symbolträchtigkeit einer „normativen Krise“¹⁵ zu, wobei sich eben dieses in der Häufigkeit von Konflikten abzeichnen lässt, wodurch die Unsicherheit und die Identitätsfindung, gekennzeichnet durch „Wachstums- und Festigungspotential“, nach außen projiziert wird.¹⁶ Es geht demnach um ein Konfliktpotential, welches durch die emotionale Motivation als Folge der Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich und der Gesellschaft gesteuert wird. Die Krisenhaftigkeit soll durch den Autoritätszuwachs, der durch das Zitieren entsteht, ausgeglichen werden. Hieran schließt das Verständnis von Text und Krise als Stätten der Produktivität an.

4. Text – Krise – Tradition

Durch die eben angeführte Annahme kann der Produktivitätsansatz in der popliterarischen Prosa mit der Offenlegung der Techniken des Zitierens als eine Verbindung zu anderen Texten oder Textsorten offensichtlich abgezeichnet werden. An den zuvor genannten Textbeispielen wurde dieses Vorgehen bereits im Ansatz erläutert. Zusammenfassend ist festzuhalten, dass beide Texte einen Referenzbogen ziehen und sich so fremder Fragmente bedienen, die jedoch ihrer Identität, ihrer Krise, Autorität zuschreiben. Somit wird Begriff der Krise hinsichtlich des Pop-Romans auf der Ebene der Figurenkonstruktion wirksam gemacht. Jedoch nicht nur durch die autoritäre Zitation der Figuren wird das Offenlegen der Diskursfäden zum Konzept der Popliteratur; ebenso bei der Textgestaltung soll durch das Spannen der Referenzbögen die Krisenhaftigkeit minimiert werden. Die Fragilität hinsichtlich des Textes ist darin begründet, dass durch die Entgrenzung des Textbegriffs und den literarischen sowie kulturellen Wandel diese sichtbar und gefördert wurde. Dem dekonstruktivistischen Gedanken Derridas zur Folge, lässt sich alles als Text begreifen, wodurch, in Anlehnung an Kristeva, eben alles von Produktivität gekennzeichnet ist. Die textuelle Produktivität kennzeichnet sich, wie bereits erwähnt, in der Bezugnahme zu, allgemein gehalten, anderen Texten. Die Entgrenzung des Textbegriffs versetzt zwar den literarischen Text in eine Krise, wird aber auch zur Methode des Selbigen. Durch die Offenheit kann eine Form konstruiert werden, die sich anderen gegenüber zwar abgrenzt, aber durch die Übernahme bestimmter Rituale oder Strukturen sich eben in die Reihe der bereits Bestehenden einordnet.

15 Erikson, Erik: *Identität und Lebenszyklus*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1966, S. 144.

16 Erikson [Anm. 15], S. 144. Sowie vgl. Malecha, Tom: *Ich bin viele. Identitäten in der Popliteratur*. Saarbrücken: VDM, 2008, S. 6.

Die fortlaufende Thematik verweist also einerseits auf die Fragilität und die Krisenhaftigkeit der Figuren, andererseits aber auch auf das Konzept der Differenz und Wiederholung im Sinne der textuellen Produktivität. Die zitathafte Übernahme von Strukturmotiven ist kennzeichnend für die popliterarische Prosa. Zum einen verdeutlicht dies den krisenhaften Status des Popromans, zum anderen aber auch, dass sich diese Art von Prosa in die Literaturgeschichte einschreiben lässt.

5. Zusammenfassung

Die Krisenhaftigkeit erstreckt sich weit über die Grenzen der Popliteratur hinaus, sie umfasst das gesamte ‚unscharfe Theorem‘ des Pop. Die Krise ist demnach durch das Aufbrechen der Traditionsfolge des Romans durch die Moderne und ihrem ganzheitlichen Wandel auf drei aufeinanderfolgenden Ebenen im postmodernen Roman anzusiedeln:

Die skizzierte Veränderung auf *literaturtheoretischer Ebene* verweist auf den generellen diskursiven Charakter des modernen Romans. Das unternehmerische Selbst¹⁷ zeigt die Konstruiertheit des Ichs im konstruierten Roman (*figurale Ebene*). Das Aufsprengen der Traditionsfolge der ‚Romankonstruktion‘ bedingt demnach ein Aufbrechen auf *narratologischer Ebene*. Durch die Veränderung auf den verschiedenen Ebenen, bewegt sich der moderne Roman demzufolge in einem Oszillationsfeld zwischen diskursiver Dialektik und traditionsorientierter Wendung.

Ausgehend von der Annahme, dass sich Literatur und Kultur wechselseitig bedingen, wird der ‚traditionelle Roman‘ infolge dieser Beziehungen in seiner Struktur so hingegen verändert, dass ein Bruch mit respektive in der Tradition entsteht, wobei dieser als Ausgangsbasis für den modernen, den popliterarischen Roman, dient.

Das vermeintliche Neuaufkommen im Zuge des postmodernen Pop-Romans hat jedoch schon lange Spuren hinterlassen. Es gab Pop schon, bevor es Pop offiziell gab.

Das Aufdecken dieser Annahme ist vor allem durch die Abwendung vom hochkulturellen Einfluss durch die Umstrukturierung des Popromans motiviert worden. Die Aufnahme vermeintlich weltlicher, kultureller oder persönlicher Güter, auch im Sinne von Emotionen, erweitert das Feld literarischer Reflexion.

17 Verweist auf: Bröckling, Ulrich: *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2007.

Als richtungsweisend ist hier Leslie Fiedler¹⁸, zu nennen, der die Schließung des Grabens zwischen Hoch- und Unterhaltungsliteratur forderte und somit den Weg für die differenzierte Auseinandersetzung mit der Wechselseitigkeit von Literatur und Kultur ebnete und dazu führte, dass Pop klassenlos geworden ist.¹⁹ Jeder ist Empfänger von Pop oder kann es sein. Durch das Abrücken von dem allgemeingültigen oder –geltenden Anspruch, dass Pop als Universalkultur eben alles sein kann, kann die rekonstruierte Pop-Identität folgendermaßen dargestellt werden:

„Pop lässt sich als eine Idee, eine Energie, eine Poesie bestimmen. Wenn Pop auch keine Religion ist, so ist es doch eine Ästhetik und Philosophie: Eine Art zu denken, zu fühlen, zu lieben, zu kämpfen, zu reisen, kurz: eine Art zu leben und zu sterben.“²⁰

Auch wenn die von Bianchi idealisierte Annahme nicht das heutige Verständnis von Pop abbildet, so kann dies doch in Ansätzen übernommen werden. Die popliterarischen Identitäten lassen sich nach eben diesem konstruieren. Lediglich für die Begriffsfindung kann dies nicht geltend gemacht werden. Aber was Pop eigentlich genau ist, ist unklar – irgendwie alles, aber auch eben nichts.

18 Fiedler, Leslie: *Cross the Border – Close the Gap – Vortrag an der Universität Freiburg*. Sommer 1968.

19 Vgl. Kemper, Peter: Alles ist Pop. *Publik Forum*, 06.07.2012, Ausgabe 13/2012, S. 46.

20 Bianchi, Paolo: *Kunstforum International*. Art & Pop & Crossover. Band 134/1996, S. 53.

DaF-Didaktik und Sprachwissenschaft

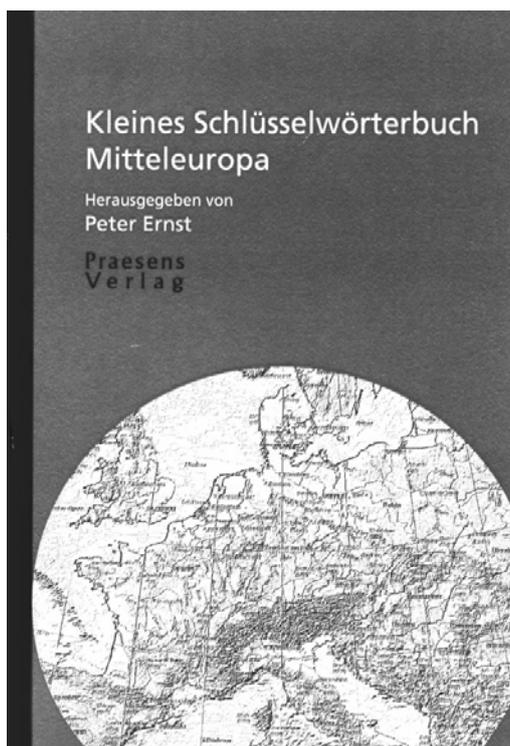
Kleines Schlüsselwörterbuch Mitteleuropa
– ein internationales Projekt
aus dem und für das Miteinander in Europa

Peter Ernst (Wien)

Im Jahr 2004 fand die *I. Deutsche Sommer-Akademie* des „MitteleuropaZentrums für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaft“ an der TU Dresden statt, die zugleich vom Mitteleuropäischen Germanistenverband mitveranstaltet wurde. Dem damaligen Vorsitzenden des MGv, Leiter der Sommerakademie und ihrem Initiator, Prof. Dr. Walter Schmitz, gebührt die Ehre und das Verdienst, diese Veranstaltung ins Leben gerufen und am Leben erhalten zu haben, wurde sie 2007 doch schon zum vierten Mal, wiederum gefördert durch den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) und die Technische Universität Dresden, abgehalten. Dieser Erfolg spricht für sich.

Das in der Folge beschriebene Projekt ist ein sicht- und greifbares Ergebnis dieser Veranstaltungsreihe. Es geht aus dem Block „Semantik und Lexikographie“ hervor, den ich am 20. und 21. August 2007 im Rahmen der *IV. Deutschen Sommer-Akademie* (20. bis 31. August 2007), die unter dem Generalthema „Worte und Werte“ stand, abgehalten habe. Seit Beginn der Kurse mit an Bord, entschloss ich mich dieses Mal in Absprache mit den Organisatoren zu einem kleinen Experiment: Anstelle über „Semantik“ und „Lexikographie“ zu dozieren, wollte ich mit den Studierenden selbst ein kleines Wörterbuch als Beispiel für die Praxis der Wörterbucharbeit erstellen. Ziel der Lehrveranstaltung war die theoretische Konzipierung, praktische Erarbeitung und Präsentation eines kleinen Wörterverzeichnisses in Heftform, das die Verbindung von linguistischer Theorie und Praxis materiell greifbar machen sollte und überdies jedem/er der Teilnehmer/innen als Erinnerungsstück mitgegeben werden konnte. Vieles, was in der Veranstaltung angesprochen wurde, konnte aus Zeitgründen allerdings nicht realisiert werden. Als Autorinnen und Autoren fungieren alle 15 Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Sommerakademie 2007. Das Büchlein wurde noch am 21. August 2007, dem zweiten und letzten Tag des Workshops, produziert. Möglich gemacht hat dies der Wiener Praesens-Verlag und sein Leiter, Dr. Michael Ritter, der das Büchlein in sein Programm aufgenommen und sogar mit einer ISBN-Nummer versehen hat, sodass es als vollwertige Buchpublikation gelten kann. (Um mögliche Käufer jedoch nicht in ihren Erwartungen zu täu-

schen, wurde es als limitierte, nicht verkäufliche Sonderausgabe deklariert.)¹ In seiner vorliegenden Form stellte das Büchlein jedoch kein Endergebnis dar, sondern ein „work in progress“. Es kann und soll noch in viele Richtungen erweitert, ergänzt oder vielleicht auch umgeschrieben werden. Gerade bei den behandelten Schlüsselwörtern zeigten sich die z.T. nicht konformen, ja sogar widersprüchlichen Ansichten innerhalb der Gesamtgruppe, die auch repräsentativ für andere Menschen aus Mitteleuropa oder mit dem Interesse an Mitteleuropa stehen kann. Außerdem befindet es sich historisch auf dem Stand von 2007, der Kosovo etwa und seine späteren Entwicklungen sind somit nicht enthalten. Damit zeigt sich auch die Schwierigkeit, aber auch der hohe Anspruch des Schlüsselwortkonzepts der Dresdner Sommer-Akademien. Gerne danken wir, die Autorinnen und Autoren, Prof. Dr. Walter Schmitz, dem ich nun schon über Jahre hinweg verbunden bin. Vielen herzlichen Dank auch an seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, allen voran Herrn Marcel Kirschner, Frau Johanna Neu und Herrn Jos Stüber.



Das Cover des Endergebnisses

1 *Kleines Schlüsselwörterbuch Mitteleuropa*. Herausgegeben von Peter Ernst. Limitierte Sonderausgabe, nicht im Buchhandel erhältlich Wien: Praesens Verlag 2007. ISBN 978-3-7069-0449-0.

Die Autorinnen und Autoren sind: Melinda Csiba (Ungarn), Agnieszka Dubisz (Polen), Dilmar Ernazarova (Usbekistan), Beáta Fejes (Slowakei / Ungarn), Beatrix Forrai (Ungarn), Rauf Hasanov (Aserbajdschan), Nurlana Jalil (Aserbajdschan), Aldona Janicka (Polen), Gábor Kiss (Slowakei / Ungarn), Janka Koeva (Bulgarien), Anna Muravska, (Lettland), Gulbahor Nadschmuddinova (Tadschikistan), Malwina Orepuk (Polen), Tamás Toldy (Ungarn), Csilla Toma (Slowakei / Ungarn).

Benutzungshinweise gibt es keine, sie wurden – so wie alle methodischen und inhaltlichen Überlegungen – direkt in das Buch eingebaut. Am besten, man fängt gleich an zu lesen, ganz gleich wo: *Das Kleine Schlüsselwörterbuch Mitteleuropa* wurde so konzipiert, dass es kreuz- und quer und von hinten nach vorne gelesen werden kann, aber natürlich ist auch der Beginn am Anfang möglich. Für alle, die meinen, ein Wörterbuch müsse nach dem Alphabet aufgebaut sein, gibt es am Ende des Bandes ein alphabetisches Register.

Jeder Absatz im nun folgenden Wörterverzeichnis war ein Eintrag oder Lemma im Wörterbuch. In jedem Eintrag (Absatz) sind die Schlüsselwörter fett gesetzt.

Wörterverzeichnis

Motto: „Über **Kultur** und Farben kann man nicht streiten.“

Das *Mitteleuropazentrum für Staats-, Wirtschafts- und Kulturwissenschaften* an der Technischen Universität Dresden will in der Öffentlichkeit die Gemeinsamkeiten Mitteleuropas – insbesondere nach den politischen Ereignissen von 1989 – bewusst machen (www.tu-dresden.de/mez). Es betreut sieben Buchreihen, z.B. die Mitteleuropa-Studien und betreut eine umfangreiche Bibliothek.

Ein **Schlüsselwort** kann sein:

1. in der Informatik: ein Begriff, der bestimmte Kernbereiche markiert, z.B. ein Suchbegriff in einer Suchmaschine
2. ein Begriff für eine Vorstellung, die für eine Kultur eine ganz besondere Rolle spielt, z.B. *Heimat*
3. ein Wort, das bestimmte Bereiche „erschließt“ und von dem als Oberbegriff weitere Bereiche erfasst werden, z.B. *Vertrag* führt zu *Kaufvertrag*, *Mietvertrag*, *Ehevertrag* etc.

Mitteleuropa ist weder politisch, noch kulturell oder geographisch eine Einheit. Darüber hinaus war es durch die politischen Entwicklungen nach 1945 (Bildung des so genannten „Ostblocks“) auch politisch und weltanschaulich gespalten (durch den „Eisernen Vorhang“). (Rauf Hasanov)

Ein **Schlüsselwörterbuch** kann als Schlüsselwörter-Buch, d.h. als Sammlung von Schlüsselwörtern, aufgefasst werden. Es kann aber auch ein Schlüsselwörterbuch sein, ein Wörterbuch oder Lexikon, das bestimmte Bereiche (z.B. eine Sprache) „erschließt“.

Friede (Schlüsselwort 2007): kann einerseits als Idee, Utopie oder anzustrebender Idealzustand verstanden werden, andererseits als Realität. Es ist der Zustand, in dem keine Gefahr droht, in dem der Mensch äußere und innere Ruhe genießt, in dem keine Menschenrechte verletzt werden und in dem die zwischenmenschlichen Beziehungen in keiner Weise gestört sind. *Friede* ist ohne → *Gerechtigkeit* nicht möglich.

Europa politisch: Die insgesamt 45 Staaten Europas werden in unterschiedlicher Weise in Gruppen nach den Himmelsrichtungen zusammengestellt. Relative Einheitlichkeit besteht über **Nordeuropa**, das von Dänemark, Finnland, Island, Norwegen und Schweden gebildet wird. **Südeuropa** umfasst die westlichen mediterranen Staaten, wobei noch genauer unterschieden wird zwischen **Südwesteuropa** (Andorra, Portugal, Spanien) und dem eigentlichen **Südeuropa** (Italien, Malta, San Marino, Vatikanstadt). Die übrigen Länder am östlichen Mittelmeer, also Albanien, Kroatien und Griechenland werden zusammen mit Bosnien und Herzegowina, Bulgarien, Mazedonien, Moldau (Moldawien), Montenegro, Rumänien, Serbien und dem europäischen Teil der Türkei zu **Südosteuropa** gerechnet, das somit die größte Untergruppe darstellt. **Osteuropa** gehören an: der europäische Teil der Russischen Föderation, die Ukraine und Weißrussland. Die Baltischen Staaten (Estland, Lettland, Litauen) werden manchmal auch zu Osteuropa gezählt, manchmal jedoch als **Nordosteuropa** als eigener Block unterschieden. **Westeuropa** wird von Belgien, Frankreich, Großbritannien und Nordirland, Irland, Luxemburg, Monaco und den Niederlanden gebildet. Als **Mitteleuropa** bleiben demnach übrig: Deutschland, Liechtenstein, Österreich, Polen, die Schweiz, Slowakei, Slowenien, die Tschechische Republik und Ungarn. (Quelle: Fischer Weltalmanach 2007).

Religion: von einem Teil der Autorinnen und Autoren eingefordertes Schlüsselwort. Eine andere Gruppe bevorzugte das Wort *Glaube*. Über die Semantik der beiden Begriffe konnte keine Einigkeit erzielt werden, es sind jedoch beides Schlüsselwörter.

Der Begriff **Lexikon** ist im Deutschen in seiner Bedeutung nicht eindeutig. Es kann damit einerseits ein Wörterbuch gemeint sein mit grammatischen Angaben zu Wörtern (z.B. ein Rechtschreibwörterbuch), andererseits eine Enzyklopädie

(ein Werk mit thematischen Erklärungen zu einem Sachgebiet, z.B. *Obstbau*). Es kann aber auch beides zugleich sein, wie etwa bestimmte Bedeutungswörterbücher. Alle Typen werden unter dem Oberbegriff **Nachschlagewerk** zusammengefasst (zu dieser Textsorte gehören auch Telefonbücher und Fahrpläne). Unser *Kleines Schlüsselwörterbuch Mitteleuropa* versteht sich vorwiegend als Lexikontyp mit enzyklopädischem Charakter.

Unser **Kulturkonzept** geht vom klassischen linguistischen Zeichenbegriff aus. Einem Ausdruck wird ein Inhalt, d.h. eine geistige Vorstellung zugeordnet. In diesem Sinn kommen dem Ausdruck „Kultur“ verschiedene Inhalte zu, die im Grund – aus Sicht der Wörterbuchmacher – nichts anderes als Paraphrasen (Umschreibungen) oder Anführung von Elementen (Listenbildung) darstellen. Kultur = Sitten + Bräuche einer Gemeinschaft. Sie kann umfassen: Religion, Sprache(n), Ausbildung, Erziehung, Künste, Literatur (= alles Geschriebene), Recht und Gesetze, Vorstellungen von Ästhetik u.a.m. Kulturmerkmale werden meist in nicht schriftlicher Form weitergegeben („Tradition“) und vermitteln bestimmte ethische Normen („Werte“). Eine Kultur kann einerseits durch Abgrenzung zu anderen gesehen werden; allerdings müssen die Unterschiede nicht auf allen Ebenen bestehen, sodass es auch kulturelle Gemeinsamkeiten geben kann. Kulturelle Merkmale können durch Analyse (Abgrenzung der Elemente voneinander, z.B. Trachtenformen) ermittelt werden, die man in umgekehrter Methodik als Synthese zu den Merkmalen einer Kultur zusammenfügen kann. Wir gehen davon aus, dass eine Kultur nicht homogen sein kann, sondern a priori heterogen sein muss, indem mögliche Minderheiten und deren Kulturen (!) berücksichtigt werden müssen (z.B. die jüdische Kultur in Europa). Je intensiver eine Kultur analysiert wird, desto einheitlicher erscheint sie (Gábor Kiss). Es sei ausdrücklich angemerkt, dass Kultur nicht an politische Grenzen oder geographische Regionen gebunden ist, etwa wenn man an die Olympischen Spiele denkt. Da Sitten und Bräuche der Zeit unterliegen, kann sich eine Kultur auch ändern (Nurlana Jalil). Nach unserem **Schlüsselwortkonzept** bringen Schlüsselwörter spezifische Aspekte einer Kultur zum Ausdruck, z.B. die Schlüsselwörter der Sommer-Akademie 2007 (*Bildung, Frieden, Familie, Gerechtigkeit, Leben, Leistung*).

Demokratie (eingefordertes Schlüsselwort): positiv konnotierter Begriff (→ Konnotat), Gegensatz (Antonym) zu Diktatur und Totalitarismus. Insbesondere die jungen Demokratien des ehemaligen „Ostblocks“ legen ungemeinen Wert darauf, obwohl wahre Demokratie („Volksherrschaft“) organisatorisch kaum zu verwirklichen ist. In einer demokratischen Gesellschaft werden alle Entscheidungen von den Bürgern getroffen. Verwandte Schlüsselwörter sind *Medien- und Meinungsfreiheit, freie Wahlen, Parteienherrschaft, Toleranz, Pluralismus, Gewaltenteilung*.

Subjektiv müssen die Beiträge dieses Lexikons zwangsweise sein. Sie enthalten die Meinungen der Autorinnen und Autoren und des Herausgebers.

Die **Benelux**-Staaten werden manchmal auch zu Mitteleuropa gezählt. (Quelle: Meyer 1984, 14, 289)

Als **Zielgruppe** des *Kleinen Schlüsselwörterbuchs Mitteleuropa* haben wir alle ins Auge gefasst, die sich für den Begriff und die Bedeutung des Wortes „Mitteleuropa“ in allen Zusammenhängen interessieren. Es schien uns nicht sinnvoll, wirtschaftliche, geographische u.a. Daten, die man woanders besser findet, noch einmal zusammen zu tragen. Dieses Buch soll vielmehr einen individuellen Zugang zum Thema „Mitteleuropa“ bringen. Einige der Teilnehmerinnen und Teilnehmer stammen aus Mitteleuropa, andere nicht.

Mitteleuropa geographisch: Nordeuropa ist als skandinavischer Block klar vom kontinentalen Europa getrennt. Als Nordgrenze Mitteleuropas bieten sich somit die südlichen Nord- und Ostseeküsten an. Die südliche Grenze wird vom Zug der Alpen gebildet (s. allerdings → Slowenien S. 209) Ostgrenze ist im Wesentlichen der Rhein und die Westgrenze der Schweiz. Im Osten bietet sich keine natürliche Grenze an, sie wird – wenn man sich wieder an den Staaten orientiert – von der Ostgrenze Ungarns, der Slowakei und Polens gebildet.

Gerechtigkeit (Schlüsselwort 2007): Wie → *Friede* ein idealer Zustand, der als Idee, aber auch als Realität existiert. G. kann die Zuteilung von Gütern, also die materielle Existenz, genau so betreffen wie einen moralischen Zustand. Von der Rechtsprechung wird erwartet, dass sie für G. sorgt.

Der **Mitteleuropäische Germanistenverband**“ (MGV) wurde 2002 mit Sitz in Dresden als „Vereinigung von Germanisten aus den Staaten Ostmittel-, Südost- und Nordosteuropas sowie Deutschlands, Österreichs und der Schweiz“ zur „spezifischen fachlichen Profilbildung der fachlichen Arbeit in diesen Ländern“ und zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, „wo immer es möglich ist“, gegründet.

Neben der allgemeinen Bedeutung eines sprachlichen Zeichens, dem **Denotat**, die im gesamten Sprachraum gilt und neutral ist, unterscheidet man auch das **Konnotat**, das eine individuelle, emotional gefärbte Nebenbedeutung eines Wortes ist. Gerade Schlüsselwörter weisen viele Aspekte unterschiedlicher Konnotationen auf.

Familie (Schlüsselwort 2007): traditionell behafteter Begriff, der inhaltlich neu besetzt werden muss, da sich die Familienstrukturen in den mitteleuropäischen Ländern umzugestalten beginnen. Nach Ansicht aller Autorinnen und Autoren verliert die traditionelle Familie an Wert in der Gesellschaft.

Die **Etymologie** des Namens *Europa* ist – neben anderen Erklärungsversuchen – im nordsemitischen Wort *ereb* mit der Bedeutung „dunkel“, „Abend“, auch „Westen“. Aus Sicht Vorderasiens ist es daher schon seit Urzeiten das „Abendland“ oder der „dunkle Kontinent“ (vgl. Urnes 2004: 81).

Das Institut für den Donauraum und Mitteleuropa in Wien widmet sich der wissenschaftlichen Erforschung auf diesen Gebieten (www.idm.at). Seit 1995 ist Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek sein Vorstand.

Die **Artikelstruktur** der Einträge unseres Wörterbuchs folgt, wie man leicht feststellen kann, keinem starren Muster. Wir haben uns dazu entschlossen, sowohl die Anordnung, als auch die Reihenfolge und die dargebotenen Informationen nach variablen Gesichtspunkten zu gestalten. Im Register bezeichnen Wörter in Kursivdruck Objektsprachliches, Wörter in Kapitälchen Metasprachliches.

Bildung (Schlüsselwort 2007): nicht im Sinn von ‚Ausbildung‘ zu verstehen, sondern als Persönlichkeitsstruktur. B. fängt in → Familie und bei Erziehung an, ihr wird im mitteleuropäischen Raum großer Wert zugeschrieben. Von B. abhängig sind Lebensstandard und Lebensqualität, wobei „lebenslanges Lernen“ vorausgesetzt wird. Auch Selbstverwirklichung ist ein Wert innerhalb von B.

Es ist uns aufgefallen, dass die Schlüsselwörter der Sommer-Akademie 2007 nur aus der Wortklasse der Substantive stammen. Anmerkung der Veranstalter: Substantive erschienen als Oberklasse (Metaebene) für Schlüsselwortkonzepte besser geeignet, zu weiteren Schlüsselwörtern zu führen (z.B. *Gerechtigkeit* zu *gerecht* und *richten*). Ausgangspunkte sind Idealvorstellungen (Konzepte), die zu Schlüsselwörtern führen, die wiederum Schlüsselkonzepte induzieren. Der Zugang kann also sowohl semasiologisch (von der Ausdrucks- zur Inhaltsebene) oder onomasiologisch (von der Inhalts- zur Ausdrucksebene erfolgen (Marcel Kirschner). Schlüsselwortkonzepte sind letztlich an eine Einzelsprache gebunden; Begriffe (Ausdrücke) können oft nicht problemlos in eine andere Sprache übersetzt werden. So existiert im Russischen ein Äquivalent für „Bildung“, nicht aber im Lettischen (Anna Muravska).

Dass **Slowenien** nun auch zu Mitteleuropa gezählt wird, verschiebt die südliche geographische Grenze Mitteleuropas, die Alpen. → Mitteleuropa geographisch

Register

Normale Schrift: Geografische Begriffe, Personen, Institutionen

KAPITÄLCHEN: Linguistische Termini

Kursiv: Schlüsselwörter

Benutzung s. u. → Register

A

Albanien

Alpen

ANALYSE

Andorra

ANTONYM

ARTIKELSTRUKTUR

AUSDRUCK

B

Baltische Staaten

BEDEUTUNG SPRACHLICHE

BEDEUTUNGSWÖRTERBUCH

Belgien

Benelux

Bildung

Bosnien und Herzegowina

Bulgarien

Busek, Erhard

D

Dänemark

Demokratie

DENOTAT

Deutschland

E

Eiserner Vorhang

ENZYKLOPÄDIE

Estland

Europa Etymologie

Europa politisch

F

Familie

Finnland

Frankreich

freie Wahlen

Friede

G

Gerechtigkeit

Gewaltenteilung

Glaube

Griechenland

Großbritannien und Nordirland

I

INHALT

Institut für den Donauraum und Mitteleuropa

Irland

Island

Italien

J

jüdische Kultur

K

KONNOTAT

Kontinentaleuropa

Kroatien

Kultur

Kulturkonzept

Kulturmerkmal

L

lebenslanges Lernen

Lettland

LEXIKON

Liechtenstein

LISTENBILDUNG

Litauen

Luxemburg

M

Malta

Mazedonien

Medienfreiheit

Meinungsfreiheit

Minderheit

Mitteleuropa geographisch

Mitteleuropa Staaten

Mitteleuropäischer Germanistenverband

Moldau

Moldawien

Monaco

Montenegro

N

NACHSCHLAGEWERK

Niederlande

Nordeuropa

Nordeuropa Staaten

Nordosteuropa Staaten

Nordsee

Norwegen

O

Olympische Spiele

ONOMASIOLOGISCH

"Ostblock"

Österreich

Osteuropa

Osteuropa Staaten

Ostsee

P

PARAPHRASE

Parteiherrschaft

Pluralismus

Polen

Portugal

R

RECHTSCHREIBWÖRTERBUCH

REGISTER

Religion

Rumänien

Russische Föderation

S

San Marino

SCHLÜSSELWORT

SCHLÜSSELWÖRTERBUCH

SCHLÜSSELWORTKONZEPT

Schweden

Schweiz

Selbstverwirklichung

SEMANTIK

SEMASIOLOGISCH

Serbien

Skandinavien

Slowakei

Slowenien

Spanien

SUBJEKTIV

Südeuropa Staaten

Südosteuropa Staaten

Südwesteuropa Staaten

SYNTHESE

T*Toleranz*

Trachtenformen

Tradition

Tschechische Republik

Türkei

U

Übersetzbarkeit

Ukraine

Ungarn

V

Vatikanstadt

VORSTELLUNG

W

Weißrussland

Weltanschauung

Werte

Westeuropa Staaten

WORT

WÖRTERBUCH

Z

ZIELGRUPPE

Literatur

Der Donaauraum. Wissenschaftliche Zeitschrift des Instituts für den Donaauraum und Mitteleuropa. Wien: Böhlau.

Der Fischer Weltalmanach 2007. Zahlen, Daten, Fakten. Frankfurt am Main: Fischer, 2006.

Kobylińska, Ewa/Lawaty, Andreas/Stephan, Rüdiger (Hg.): Deutsche und Polen. 100 Schlüsselbegriffe. 3. Aufl. München, Zürich: Piper 1993.

Meyers Großes Taschenlexikon in 24 Bänden. 6. Aufl., Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Bibliographisches Institut 1984.

Ołowski, Hubert: Die Lesbarkeit von Stereotypen. Der deutsche Polendiskurs im Blick historischer Stereotypenforschung und historischer Semantik. Wrocław: Oficyna Wydawnicza ATUT 2004.

Schmitz, Walter: „Jedes Wort ist Proteus“. Für eine Geschichte der Worte mit mitteleuropäischer Perspektive. In: Schmitz, Walter/Joachimsthaler, Jürgen (Hg.): Zwischeneuropa/Mitteleuropa. Sprache und Literatur in interkultureller Konstellation. Akten des Gründungskongresses des „Mitteleu-

ropäischen Germanistenverbandes“ (MGV). Dresden: Thelem, 2007, S. 91–103.

Urmes, Dietmar: Handbuch der geographischen Namen. Ihre Herkunft, Entwicklung und Bedeutung. Wiesbaden: Marix, 2004.

Krisen im Fach Deutsch als Fremdsprache in Ungarn

Katalin Petneki (Szeged)

Krisen im Fach Deutsch als Fremdsprache – sowohl im schulischen DaF-Unterricht als auch im Bereich der Germanistik und der DaF-Lehrerbildung sind unverkennbar. Zu lange wurde behauptet, dass das Deutsche in Ungarn und im mitteleuropäischen Raum wegen der langen Traditionen nichts zu befürchten hat, nun steht man etwas verblüfft vor der Tatsache, wie drastisch die Zahl der Lernenden in der letzten Zeit zurückgegangen ist. In meinem Vortrag möchte ich anhand von Zahlen zeigen, wie sich die Tendenzen bei der Sprachenwahl entwickelt haben. Diese Tendenzen zeigen sowohl im schulischen Bereich als auch in der Germanistik bzw. in der DaF-Lehrerbildung rückläufige Zahlen. Es wird versucht zu zeigen, wie man nach der quantitativen Orientierung einen Ausweg im qualitativen Bereich finden kann.

1. Entwicklungen der vergangenen 20 Jahre

1.1. Positive Entwicklungen, Errungenschaften

Die sog. „Wende“ hat in Ungarn viele neue, bis dahin unbekannte Möglichkeiten eröffnet. In den Nachwendejahren unterstützte die Schulpolitik den FSU mit effizienten Maßnahmen: Neue, vor allem berufsbezogene und ungarndeite Weiterbildung- und Studienangebote in der Lehrerbildung (darunter z.B. die Umschulung von Russischlehrern), verschiedene Projekte wie z.B. das sog. Welt-Sprachen-Programm des Bildungsministeriums ab 2003, Forschungsmöglichkeiten, Förderung des Einsatzes von neuen Medien, Einführung des fremdsprachenintensiven Vorbereitungsjahrs im 9. Schuljahr (vgl. Petneki 2006) mit dem Ziel, eine Fremdsprache auf höherem Niveau zu beherrschen, wurden in die Praxis umgesetzt. Es wurden zweisprachige Schulen gegründet, an denen auch der Fachunterricht teilweise in der Fremdsprache erteilt wurde; die allgemeine Stundenzahl für den FSU wurde erhöht, der Nationale Grundlehrplan orientierte sich in der Formulierung der sprachlichen Anforderungen am Gemeinsamen europäischen Referenzrahmen (im Weiteren GER). Die Reform des Abiturs im Jahre 2005 brachte ein neues (vgl. Einhorn 2002; Petneki 2002) kommunikatives Prüfungsmodell nicht nur in der Ausrichtung und Handhabung der Prüfung selbst, sondern war auch mit der Erwartung einer Erneuerung der Unterrichtspraxis im FSU begleitet. Auf verbaler Ebene erfolgte eine Umstellung, aber die

wirkliche Umsetzung moderner Unterrichtskonzepte geht bis heute nur sehr kleinschrittig voran. Damit sind wir bereits bei den Defiziten angekommen.

1.2. Defizite

Probleme tauchen sowohl im quantitativen als auch im qualitativen Bereich auf.

Die Anzahl der Sprachlerner und -lernerinnen wuchs in den ersten 10 Jahren nach der Wende sowohl in der Fremdsprache Englisch als auch Deutsch kontinuierlich. Im Schuljahr 2000-2001 trat jedoch ein Wendepunkt ein. Interessenten für das Deutschlernen gibt es seitdem immer weniger, wie sich aus dem statistischen Jahrbuch des Bildungsministeriums herausstellt.

1.2.1. Probleme quantitativer Art

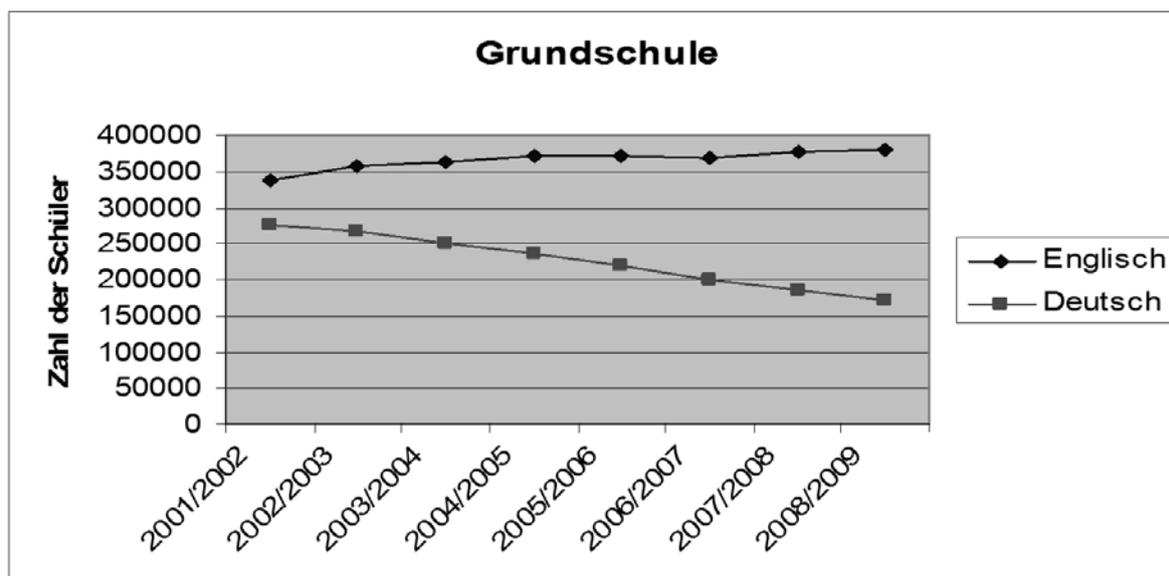


Abb. 1: Entwicklung der Schülerzahlen in den ersten 8 Schuljahren zwischen 2001-2009 (Ministry of Human Resources 2010: 23ff.)

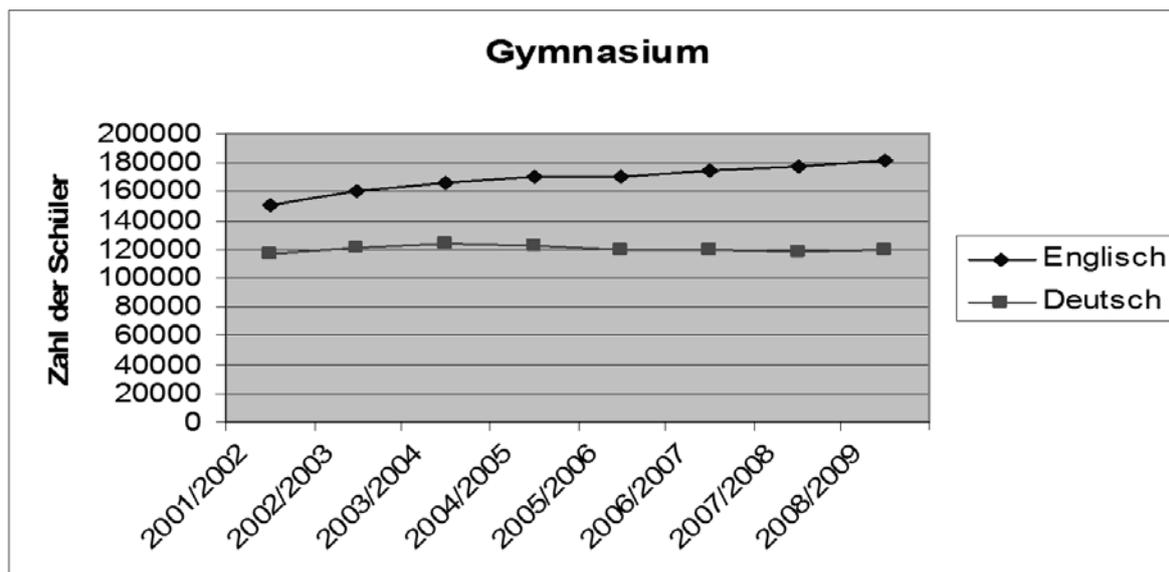


Abb. 2: Entwicklung der Schülerzahlen zwischen dem 9.-12. Schuljahr. (Ministry of Human Resources 2010: 23ff.)

In einem Land, in dem Mehrsprachigkeit aus diversen Gründen einfach nicht existiert, ist es entscheidend, welche Sprache als erste Fremdsprache unterrichtet wird. Für die zweite Fremdsprache, deren Erwerb für einen großen Teil der Schülerinnen und Schüler eher in der Mittelschule (ab 14) beginnt, stehen weniger Stunden zur Verfügung.

Die Schülerinnen und Schüler sollten nach den Niveaus im GER in der 1. Fremdsprache bis zum Abitur das Niveau B1-B2 erreichen, in der zweiten Fremdsprache reicht auch das Niveau A2 aus (Petneki 2007a: 3). Diese Regelung gilt für alle Fremdsprachen (Bildungsministerium 2003: 39).

Zu den quantitativen Problemen gehört auch das fast unüberschaubare Lehrbuchangebot, vor allem was Deutsch und Englisch angeht. Es werden sowohl einheimische Lehrbücher als auch überregionale Lehrwerke im Unterricht eingesetzt. In der DaF-Lehrerausbildung in Szeged hat z.B. eine Studentin im Studienjahr 2006-07 die für den Fachdidaktik-Kurs erstellten Beobachtungsprotokolle analysiert. Dabei hat sich herausgestellt, dass z.B. für dieselbe Lernstufe (9. Schuljahr, Deutsch als 2. FS, Anfänger) 30 verschiedene Lehrbücher in den 51 verschiedenen beobachteten Stunden verwendet wurden. Diese Bücher zeigen große Niveauunterschiede in der fachdidaktischen Qualität auf.

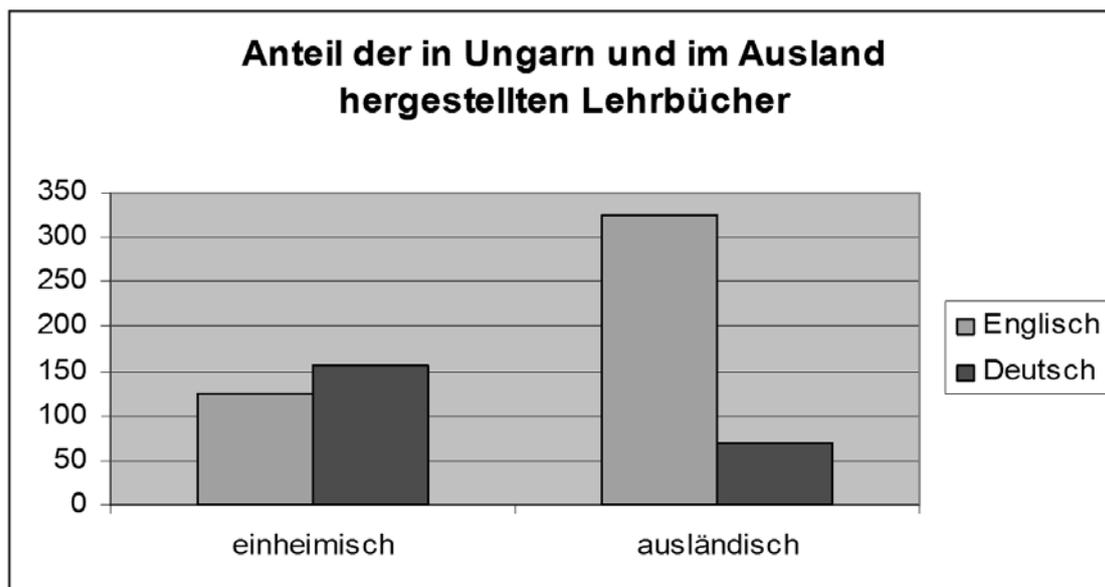


Abb. 3: Vergleich zwischen den in Ungarn und im Ausland herausgegebenen Sprachlehrbüchern im Jahr 2000 (Petneki 2007a: 10)

Eine weitere Erfahrung der Beobachtungen ist es, dass trotz des Einsatzes der neuesten Lehrwerkkonzepte für DaF der sprachvermittlungsorientierte Unterricht weiterhin determinierend ist. Dies könnte ein wichtiger Grund dafür sein, warum sich die Qualität der Sprachkenntnisse der Lernenden trotz der bereits kurz erwähnten, positiv veränderten Rahmenbedingungen wenig verbessert hat. 15 Jahre nach der Wende wurde eine Erhebung bezüglich der Sprachkenntnisse der Bürger und Bürgerinnen in Europa durchgeführt. Sie sollten angeben, in wie vielen Sprachen sie sich verständigen können. Hier erfolgt nur eine Auswahl aus den Daten.

Tab. 1 Die Antworten in % auf die Frage: In wie vielen Fremdsprachen können sich die Befragten verständigen. Befragung aus dem Jahr 2005 (European Commission, 2006).

LAND	eine FS	zwei FS	drei FS	keine FS	häufigste FS
EU Durchschnitt (25 Länder)	56 %	28 %	11 %	44 %	Englisch
Luxemburg (Platz 1)	99 %	92 %	69 %	1 %	Französisch
Deutschland (Platz 14)	67 %	27 %	8 %	33 %	Englisch
Ungarn (Platz 21)	42 %	27 %	20 %	58 %	Deutsch
United Kingdom (Platz 24)	38 %	18 %	6 %	62 %	Französisch

Die Daten zeigen zwar – was Ungarn betrifft –, dass sich nach dem subjektiven Eindruck der Befragten ihre Sprachkompetenz im Verhältnis zu den Ergebnissen um die Wendezeit verbessert hat; aber der hohe Anteil der Bevölkerung, der

nach eigenen Angaben zu gar keiner fremdsprachlichen Kommunikation fähig ist, ist immer noch recht hoch.

Wegen der niedrigen Effektivität des schulischen Unterrichts wird auch heute noch vor der Sprachprüfung bzw. vor dem Abitur trainingsorientiert, vor allem mit Hilfe von Übungsbüchern unterrichtet, obwohl das neue Abitur viel Wert auf kommunikative Sprachhandlungen legt. In den Deutschstunden kommen bestimmte Inhalte, wichtige Kompetenzen, so auch die Förderung der interkulturellen Kompetenz zu kurz (vgl. Tichy 2008: 143).

Unter den quantitativen Defiziten leidet natürlich auch der Hochschulbereich. In der einphasigen Lehrerausbildung werden zukünftige DaF-LehrerInnen von Instituten der Germanistik ausgebildet. Während in den ersten 10 Jahren nach der Wende recht große Jahrgänge gestartet werden konnten (in Budapest etwa 100 neue Germanistikstudierende), begann ein Rückfall mit dem neuen Hochschulgesetz von 2003, und den Rest hat der Bologna-Prozess gegeben.

Tab. 2 Zahl der Absolventen in der DaF-Lehrerausbildung der Universität Szeged, Philosophische Fakultät

Anzahl der Absolventen vor „Bologna“:	Anzahl der Absolventen seit „Bologna“:
<ul style="list-style-type: none"> • 2003-2004: 53 • 2004-2005: 52 • 2005-2006: 54 • 2006-2007: 54 • 2007-2008: 77 • 2008-2009: 52 • 2009-2010: 60 	a) Direktstudenten: <ul style="list-style-type: none"> • 2011-2012: 12 b) Fernstudenten: <ul style="list-style-type: none"> • 2009-2010: 6 • 2010-2011: 3 • 2011-2012: 10

1.2.2. Probleme qualitativer Art

Die unkontrollierte didaktisch-methodische Freiheit führte dazu, dass man gedacht hat, man darf auch mit traditionellen Methoden arbeiten (Rückfall in grammatik-übersetzende bzw. vermittelnde Unterrichtsmethode). An kommunikativen Lehrwerken wurde Kritik geübt: Sie wären zu wenig grammatikorientiert. So schlichen in die einheimischen Lehrbücher – aber auch in die Unterrichtspraxis – immer mehr Elemente, die das formorientierte Lernen bevorzugen. Da die fachdidaktischen Kurse weiterhin nur einen geringen Anteil der Ausbildung ausmachen, führt die Verführung des Schulalltags leicht zum „Erfolg“, zum traditionellen Unterricht. Es ist auch ein weiteres Problem, dass für die Fortbildung nicht die Ausbilder zuständig sind, sondern Anbieter auf dem

Markt, für die eine hohe Teilnehmerzahl wichtig ist. So kann es vorkommen, dass sogar MentorInnen der Lehrerbildung mit einem kommunikativ gestalteten Unterricht nicht viel anfangen können. Die DaF-LehrerInnen halten die folgenden Gründe für das größte Problem im Unterricht (vgl. Petneki 2007b: 23f.):

- zu wenig Zeit (nach der Wende wurde die Stundenzahl erhöht)
- Desinteresse der Schüler
- zu große Schülergruppen (die meisten Gruppen bestehen aus 12-15 Schülern)
- schlechte Lehrbücher

Unter den Problemen taucht kein einziges Mal die Qualität der Ausbildung auf, die eigenen pädagogischen Kompetenzen, eventuelle Mängel gehören natürlich auch nicht hierher. Deshalb sind Lehramtsstudenten bei Hospitationen manchmal recht enttäuscht. Sie haben das in ihren Portfolios über ihr Schulpraktikum formuliert:

Meine Mentorin hat von mir erwartet, dass ich mit den Schülern die Grammatik übe. Ich konnte die Stunden nicht kommunikativ gestalten.

Die Schüler waren demotiviert, was auf den ständigen Frontalunterricht zurückzuführen war. Als ich die Gruppenarbeit eingeführt habe, sind die Schüler plötzlich aktiv geworden.

Meine Mentorin hat in ihren Stunden viel auf Ungarisch gesprochen, damit die Schüler alles verstehen. Ich musste ihr das nachmachen.

Das Sprachlernen beschränkte sich auf Einpauken von Wörtern und Grammatik. Weder der Klassenraum, noch die bisherigen Erfahrungen haben den kommunikativen Unterricht gefördert.

Hier folgen noch ein paar Beispiele aus Hospitationen, was in manchen Stunden passiert (Sebestyén 2012):

Wortschatzpräsentation:	Grammatikerklärung:
Lehrerin sagt (3. Klasse, Grundschule): <ul style="list-style-type: none"> • „Hogy van a ,mosdókagyló‘? Tudom, még nem tanultátok. Nagyon nehéz szó. Mi az, hogy ,mosni‘?“¹ Schüler antwortet:	Lehrerin sagt (4. Klasse, Grundschule): <ul style="list-style-type: none"> • „Ihr hört dreimal fünf Verben. Ihr sollt die Verben im Perfekt schreiben. Mit is jelent a ,Verben‘? Ki tudja?“³ Schüler: ??? (Sie können nicht antworten.)

1 Übersetzung: „Wie sagt man ‚Waschbecken‘? Ich weiß, ihr habt das noch nicht gelernt. Was bedeutet ‚waschen‘?“

3 Übersetzung: Was bedeutet ‚Verben‘? Wer weiß das?

<ul style="list-style-type: none"> • „Waschen“. Lehrerin sagt: <ul style="list-style-type: none"> • „Ehhez jön a Becken. Waschbecken.“² 	Lehrerin: <ul style="list-style-type: none"> • „Ígék. Öt igét hallotok háromszor. Írjátok le múlt idejű alakjukat!“⁴
--	--

Solche Beispiele fördern die Motivation weder bei den Schülern noch bei den Praktikanten. Dabei wählen die meisten Studierenden das Lehramt DaF am Anfang noch recht motiviert, wie sie das in ihren sog. Sprachbiographien im ersten Semester beschrieben haben:

Meine Mutter, die auch mein Vorbild ist, spricht vier Fremdsprachen, und sie unterrichtet auch die Sprachen. Deshalb wählte ich Germanistik.

Ich war glücklich, dass ich so gute Sprachlehrerinnen im Gymnasium bekam.

In der Schulzeit hatte ich schlechte Lernerfahrungen. Die Lehrerin sprach immer auf Ungarisch.

Dort hatte ich eine Lehrerin, die mich in meinem Entschluss bestärkt hat, dass ich Deutschlehrerin werden möchte.

2. Ausblick

Die Germanistik kann nur existieren, wenn weiterhin Interesse für die deutsche Sprache und Kultur besteht. Motivieren kann man aber nicht mehr mit den alten Methoden. Daher sollten DaF-LehrerInnen stets ihre eigene Motivation aufrechterhalten.

Die Wurzeln der Probleme sollte man nicht nur in externen Umständen suchen (z.B. in der Vorliebe für Englisch). Man sollte auch die eigenen Fähigkeiten hinterfragen, die eigenen Kompetenzen stets trainieren. Dabei sollte eine fachliche Betreuung behilflich sein.

Bei der Erneuerung der Lehrerausbildung sollten anstelle der quantitativen Aspekte auf die qualitativen mehr Wert gelegt werden. Der kommunikative Unterricht soll nicht nur ein Slogan bleiben, sondern Stunde für Stunde verwirklicht werden. Das bedeutet die Realisierung der „Theorie in der Praxis“:

- Handlungsorientierung
- Themenorientierung (fächerübergreifend)
- Schülerorientierung (Alter, Interessen, Vorkenntnisse)
- (nicht nur Sprach- sondern auch Kultur)Vergleich

2 Übersetzung: „Dazu kommt das Becken. ‚Waschbecken‘.“ Bemerkung: Auf Ungarisch ist die Zusammensetzung nicht identisch, eigentlich ‚Wasch+Muschel‘.

4 Übersetzung: „Verben. Ihr hört fünf Verben dreimal. Schreibt die Vergangenheitsformen von diesen Verben auf.“

- interkulturelles Lernen

Bei der Umsetzung des interkulturellen Ansatzes, bei der Auswahl von relevanten, lernerorientierten Informationen ist die Kompetenz, die Rolle der Sprachlehrenden ausschlaggebend. Man sollte in der DaF-Lehrerbildung nicht wieder anstelle der Berufsorientierung zur klassischen germanistischen Philologenbildung zurückkehren.

Literatur

- Bildungsministerium (Hg.), Nemzeti Alaptanterv (=Nationaler Grundlehrplan.)
Bildungsministerium. Budapest, 2003. http://www.nefmi.gov.hu/letolt/kozokt/nat_070926.pdf (Stand: 04.05.2011).
- Einhorn, Ágnes: Die Revision der ungarischen Abschlussprüfung in DaF. Prinzipien und Ergebnisse der Forschungsarbeit 1996-2002. In: Ágel, Vilmos/Herzog, Andreas (Hg.): Jahrbuch der ungarischen Germanistik. Budapest: Gesellschaft ungarischer Germanisten/Bonn: DAAD, 2002, S. 315–329.
- European Commission (Hg.): Europeans and their Languages. 2006. http://ec.europa.eu/public_opinion/archives/ebs/ebs_243_sum_en.pdf. (Stand: 05.06.2011)
- Krumm, Hans-Jürgen: Neue Wege in der Deutschlehrerbildung. In: Krumm, Hans-Jürgen/Neuner, Gerhard. (Hg.): Fremdsprache Deutsch. Neue Wege in der Deutschlehrerbildung. Sondernummer 1994. München: Klett Edition Deutsch, 1994, S. 6–11.
- Ministry of Human Resources (Hg.), Oktatás-statisztikai évkönyv (Statistical Yearbook of Education). Budapest, 2010. http://www.nefmi.gov.hu/letolt/statisztika/okt_evkonyv_2009_2010_100907.pdf (Stand: 06.05.2011).
- Neuner, Gerhard: Germanisten oder Deutschlehrer? – Zur curricularen Planung einer wissenschaftlichen Deutschlehrerbildung. In: Krumm, Hans-Jürgen/Neuner, Gerhard. (Hg.): Fremdsprache Deutsch. Neue Wege in der Deutschlehrerbildung. Sondernummer 1994. München: Klett Edition Deutsch, 1994, S. 12–15.
- Neuner, Gerhard: Interimswelten im Fremdsprachenunterricht. In: Bredella, Lothar/Delanoy, Werner (Hg.): Interkultureller Fremdsprachenunterricht. Tübingen: Narr, 1999, S. 261–289.
- Petneki, Katalin: Entwicklung des Abiturkonzepts für den Deutschunterricht. In: DUfU (Deutschunterricht für Ungarn), 2002, 17. Jg., S. 1–2, 33–42.

- Petneki, Katalin: Fremdsprachenintensives Vorbereitungsjahr an ungarischen Mittelschulen. In: DUFU (Deutschunterricht für Ungarn), 2006, 21. Jg., S. 3–4, 72–79.
- Petneki, Katalin: Mehrsprachigkeit im ungarischen Fremdsprachenunterricht. Projektbericht LINEE, 2007a, unveröff. Manuskript.
- Petneki, Katalin: Az idegen nyelvek oktatása Magyarországon az ezredfordulón. [Der Fremdsprachenunterricht in Ungarn um die Jahrtausendwende.] Szeged: JATEPressz, 2007b.
- Sebestyénne Kereszthidi, Ágnes: Német két tanítási nyelvű alsó tagozatos oktatás elemzése és értékelése. Dissertation. Universität Pécs. Unveröff. Manuskript, 2012.
- Tichy, Ellen: Das Deutschlandbild ungarischer Studierender der Germanistik. In: Scheibl, György. (Hg.): Tests im DaF-Unterricht – DaF-Unterricht im Test. Festschrift für Katalin Petneki. Szeged: Grimm Kiadó, 2008, S. 132–144.

Arbeit am Fachwortschatz – Übertragbarkeit von Methoden aus dem sprachbildenden Fachunterricht an Berufsbildenden Schulen in Berlin auf die Auslandsgermanistik

Kirsten Jäger (Berlin)

1. Ausgangssituation

„Ich krieg‘ noch die Krise mit dieser Klasse! Die kennen ja die einfachsten Begriffe nicht. Wie soll man da seinen Stoff vermitteln?“ Solche Klagen sind des Öfteren in deutschen Lehrerzimmern zu vernehmen, nicht zuletzt an Beruflichen Schulen. Denn wer in einer Sprache noch Lücken hat, darin aber schon fachlich komplexe Themen bewältigen muss, dem fehlen oft die richtigen Worte. In diesem Beitrag geht es daher um Methodeninstrumente, mit denen der Wortschatz der Jugendlichen auf- bzw. weiter ausgebaut wird.

Damit sprachlich schwache Schülerinnen und Schüler an Beruflichen Schulen in Berlin in die Lage versetzt werden, im Fachunterricht (z.B. Rechnungswesen, Wirtschaftslehre, Deutsch, Geographie, Naturwissenschaften) frei sprechen und schreiben zu können, werden ihnen sprachliche Hilfen an die Hand gegeben. Mehrere solcher Methodeninstrumente wie Wortfelder, Redemittellisten und Lernkärtchen werden in diesem Beitrag vorgestellt. Damit bauen Lehrkräfte ihrer Schülerklientel zunächst ein stützendes Sprachgerüst, befähigen sie aber auch dazu, nach einiger Zeit ohne dieses selbstständig zurechtzukommen.

Diese Vorgehensweise eignet sich nicht nur für den Fachunterricht an deutschen Schulen, sondern auch für den Einsatz mit DaF-Studierenden in Seminaren der Auslandsgermanistik, wie ein Einsatzbeispiel aus dem dritten Studienjahr der *Dokuz Eylül Üniversitesi* in Buca/Izmir (Türkei) zeigt. Dort wurde der Wortschatz zum Thema „Frühkindlicher Spracherwerb“ anhand eines Tandembogens in Partnerarbeit gesichert und verankert.

Sprachlich schwache Jugendliche an Beruflichen Schulen in Berlin stammen häufig aus einem bildungsfernen Elternhaus. Viele haben einen Migrationshintergrund, aber auch mehr und mehr deutsche Muttersprachler verfügen nur über einen kaum ausgebauten, rein alltagssprachlichen Wortschatz. Selbst Oberbegriffe wie *Gebäude* können nicht mehr von allen inhaltlich gefüllt werden, sie

kennen nur noch *Wohnblock, Schule, Krankenhaus*. Diese Klientel befindet sich nun v.a. in der Berufsvorbereitung, in einer vollzeitschulischen Berufsausbildung oder auch an einem Beruflichen Gymnasium. Kennzeichen des dortigen Fachunterrichts ist aber „ein differenzierterer Wortschatz, um Fachinhalte möglichst präzise darzustellen“ (Torsten et al. 2009: 16). Als Folge dessen können sie zum einen dem Fachunterricht oft sprachlich nicht folgen, zum anderen selbst keine zusammenhängenden Beiträge leisten. Durch den unzureichend ausgebauten Wortschatz wird fachliches Lernen stark erschwert bzw. sogar verhindert.

Die folgende Tabelle zeigt beispielhaft den Eingangszustand im neu zu belegenden Fach Rechnungswesen. Es sind typische von Schülerinnen und Schülern im Unterricht getätigte Alltagssprachliche Äußerungen, die Fachlehrerinnen und -lehrer erwarten von ihnen jedoch den Einsatz der Bildungssprache und des Fachwortschatzes.

Tab. 1: Schüleräußerungen im Fach Rechnungswesen

Alltagssprachlicher Wortschatz (Ist-Zustand / Eingangszustand)	Fachwortschatz (Soll-Zustand / Ausgangszustand)
<i>Der Laden ist pleite.</i>	Das Unternehmen ist insolvent.
Der hat kein <i>Geld</i> (keine <i>Kohle</i>).	Der Investor verfügt nicht über ausreichend Kapital / ist nicht solvent .
Der eine schuldet dem anderen Geld. / Der muss 5.000 Euro an den <i>abdrücken</i> .	Der Kreditnehmer / der Schuldner hat eine Verbindlichkeit (in Höhe von 5.000 Euro) an den Kreditgeber / den Gläubiger .
Der muss das <i>zurückzahlen</i> / <i>abstottern</i> .	Der Schuldner muss den Kredit in monatlichen Raten tilgen .
Die <i>verkaufen das Teil</i> jetzt <i>neu</i> .	Das Unternehmen führt das Produkt in den Markt ein .
<i>Der Mann</i> muss das Mängel [<i>sic!</i>] <i>wegmachen</i> / <i>wegdingsen</i> .	Der Techniker muss den Mangel beheben .

Viele Jugendliche verwenden also auch im Fachunterricht ungenaue, nicht klar definierte Begriffe der Alltagssprache (z.B. *der Laden, der Mann*). Weitere Wendungen sind der Umgangssprache entnommen (*pleite sein, keine Kohle haben, 5.000 Euro an jemanden abdrücken müssen* etc.). Werden Fachbegriffe verwendet, so werden diese häufig konzeptionell falsch gefüllt („*Der Schuldner*

ist der, bei dem man Schulden hat.“) bzw. nicht richtig von anderen Begriffen abgegrenzt (*der Gläubiger* als Kreditgeber vs. *der Gläubige* als religiöser Mensch).

2. Fragestellung

In diesem Beitrag wird daher folgender Fragestellung nachgegangen: *Wie wird sprachlich schwachen Gruppen fachliche Kommunikation ermöglicht?*

Es soll gezeigt werden, dass auch auf einer fortgeschrittenen Erwerbsstufe falsche Konzepte geklärt und Fossilisierungen erfolgreich aufgebrochen sowie der (Fach-)Wortschatz beträchtlich erweitert werden können.

3. Fachwortschatzvermittlung durch Methodeninstrumente

Um den benötigten Fachwortschatz vermitteln zu können, benötigen auch Fachlehrerinnen und -lehrer ein entsprechendes Methodenrepertoire. Sie können diese Aufgabe nicht einfach an den Fachbereich Deutsch delegieren („Das könnt ihr dann ja im Deutschunterricht üben“), denn jedes Fach hat seine eigene Terminologie und Ausdrucksweise, die zu den jeweiligen fachlichen Konzepten passen:

Jedes Fach hat seine spezifische Kultur der mündlichen und schriftlichen Kommunikation entwickelt, also eine ihm eigene ‚Sprachwelt‘, die durch spezifische Ausdrücke und Sprachverwendungen gekennzeichnet ist. In diese Kultur einzuführen, ist eine zentrale Aufgabe des jeweiligen Fachunterrichts. (Leisen 2010: 49)

Den Schülerinnen und Schülern werden diese Anforderungen bewusst gemacht, indem die Fachlehrkraft sie auffordert: „Sprechen Sie im Fach Rechnungswesen in der Sprache der Buchhaltung, in Wirtschaftslehre in der Sprache der Kaufleute, in Geographie in der Sprache der Geographen“ etc. (vgl. Leisen 2010: 99, 104).

Fachlehrerinnen und -lehrer können die zur Verfügung stehenden Methodeninstrumente zu drei verschiedenen Zwecken verwenden:

- 1. Einstieg in ein Thema:** Präsentation und Vorentlastung des benötigten Wortschatzes
- 2. Arbeit am Thema:** Anwenden und Umwälzen des Stoffs mithilfe des entsprechenden Wortschatzes
- 3. Ausstieg aus dem Thema:** Sicherung und Festigung des Stoffs sowie des Wortschatzes

Die Schülerinnen und Schüler erhalten bzw. erarbeiten also zunächst sprachliche Hilfen, die es ihnen sofort ermöglichen, sich zum Thema zu äußern. Sie können diese sprachliche Unterstützung auch in späteren Stunden zunächst noch nutzen und dort nachsehen, wenn ihnen ein Begriff fehlt. Dieses Prinzip nennt man *Scaffolding* (aus dem Englischen für *Baugerüst*). In Fachbrief 3 der Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung Berlin wird die Notwendigkeit dafür verdeutlicht: „Grundsätzlich besteht ein Teil des notwendigen Gerüsts darin, den Zweitsprachlern die benötigten sprachlichen Mittel – Wortschatz wie Strukturen – zur Verfügung zu stellen (und nicht darauf zu warten, dass sie sie irgendwann zufällig lernen).“¹

Auf Dauer müssen die Jugendlichen aber ohne diese Hilfen zurechtkommen. Durch entsprechende Methodeninstrumente können die Sprachhilfen in späteren Phasen immer mehr abgebaut werden. Dieses Ausschleichen nennt man *Fading*. Das *Fading* gehört untrennbar zum *Scaffolding* dazu, denn erst dadurch wird sichergestellt, dass der Wortschatz nachhaltig, also im Langzeitgedächtnis, verankert wurde.

3.1. Vorentlastung des Wortschatzes

Zum Einstieg in eine neue Thematik können Fachlehrerinnen und -lehrer ihren Gruppen den Wortschatz vorab zur Verfügung stellen bzw. mit ihnen erarbeiten. Manche Begriffe sind einigen Jugendlichen schon bekannt, deren Vorwissen damit aktiviert wird. Den anderen ist alles noch neu und sie begegnen dem neuen Wortschatz vorab, also bevor ein Geschäftsvorfall besprochen oder ein Info- bzw. Gesetzestext gelesen wird. Neu eingeführte Begriffe werden hierbei grundsätzlich schriftlich fixiert, damit der erarbeitete Wortschatz im Verlauf der Unterrichtseinheit jederzeit zum Nachschlagen zur Verfügung steht.

3.1.1. Methodeninstrument *Wortfeld*

Die Fachlehrkraft stellt in ihrer Planung der nächsten Unterrichtseinheit den benötigten Fachwortschatz zusammen und entscheidet, welche Begriffe davon vorentlastet werden müssen. In der Einstiegsstunde zeigt sie einen Bildimpuls, z.B. ein Poster oder eine Overheadfolie (vgl. Abb. 1). Die Schülerinnen und Schüler beschreiben, was sie sehen. Die Lehrkraft notiert die genannten Fachbegriffe auf der Abbildung und elizitiert bei Bedarf weitere: „Wie nennt man in der Sprache der Buchhaltung eine Person, die einer anderen einen Kredit ge-

1 Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung Berlin, Sprachförderung / Deutsch als Zweitsprache. Fachbrief 3, Berlin Januar 2009, S. 8.

währt?“ – „Ach so, das heißt doch *Gläubiger*.“ – „Richtig, ich notiere *der Gläubiger*.“ Fehlende Begriffe werden schließlich von der Lehrkraft ergänzt, bis der gesamte vorab ausgewählte Wortschatz festgehalten wurde.

Die Schülerinnen und Schüler erhalten dann die Originalabbildung als Fotokopie und beschriften diese selbst. Wenn die im Wortfeld enthaltenen Begriffe später im Verlauf der Einheit rezeptiv oder produktiv benötigt werden, erinnern sich die Schülerinnen und Schüler daran oder schlagen noch einmal kurz nach. So wird das Lesen eines Fachtextes bzw. das Gespräch im Plenum oder in der Gruppe nicht unnötig unterbrochen („Was sind nochmal *Sicherheiten*? Können Sie das nochmal erklären?“ oder „Der will Dings, wie heißt das nochmal, wenn einer sich Geld leihen will?“ – „Er will *einen Darlehensvertrag* abschließen.“ – „Ach ja!“). Die Zeit, die in den Einstieg investiert wurde, wird somit wieder aufgeholt.

Die folgende Abbildung zeigt einen Vorschlag zum Thema „Kreditsicherheiten“ (Fach Rechnungswesen), erarbeitet von E. Cagliari und K. Jäger (Fachlehrer bzw. Sprachbeauftragte am Oberstufenzentrum Banken und Versicherungen in Berlin). Der Bildimpuls befindet sich innerhalb des Rahmens, die Textfelder außerhalb sind Lösungsvorschläge, also mögliche Beschriftungen.

Fach: Rechnungswesen

Thema: Kreditsicherheiten

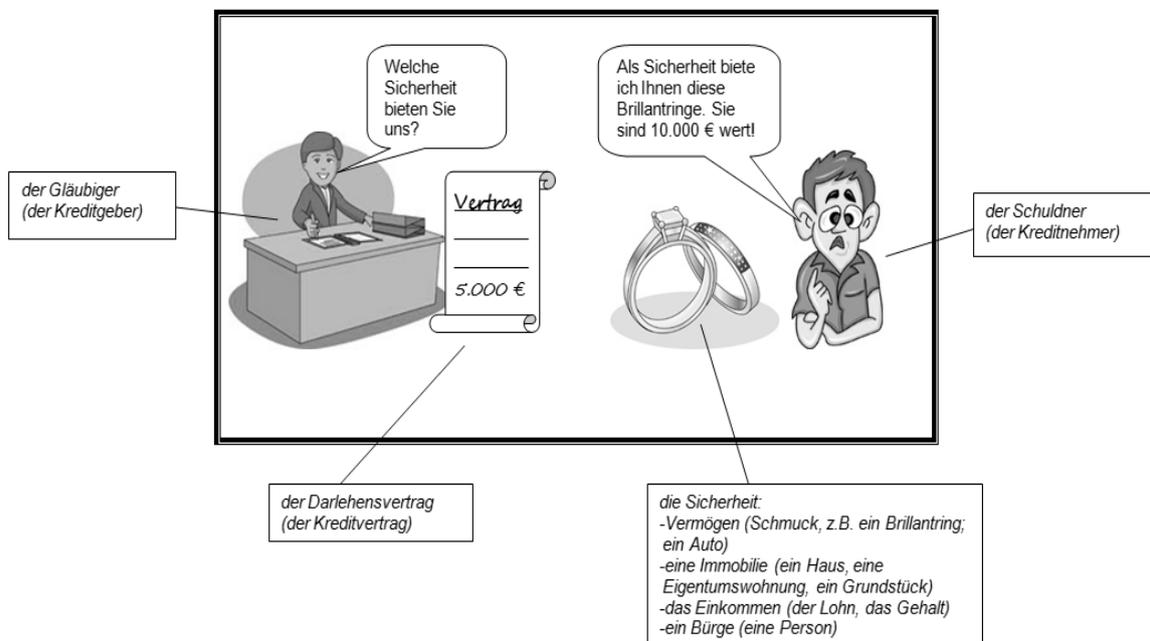


Abb. 1. (Bildquellen: <http://classroomclipart.com>)

3.1.2. Methodeninstrument *Redemittelliste*

Auch Jugendliche an Beruflichen Schulen neigen noch zu Ein-Wort- bzw. bruchstückhaften Äußerungen. So können viele die Sprachhandlung „Beschreibung eines Schaubilds“ nicht in ganzen Sätzen leisten. Stattdessen sagen sie einfach nur „Tortendiagramm“ bzw. „Ein Säulendiagramm, in Prozent.“ Um die Schülerinnen und Schüler von der Wort- auf die Satzebene zu bringen, eignen sich „Verbalisierungshilfen“ (Leisen 2010: 276) wie Redemittellisten. Diese bieten eine Reihe von typischen Wendungen an, aus denen die jeweils passende gewählt wird.

Eine Redemittelliste wird den Schülerinnen und Schülern während der Arbeit am Thema (z.B. „Konsumverhalten in Deutschland“) als Kopie und / oder Aushang zur Verfügung gestellt. Stößt man im Verlauf des Unterrichts auf weitere Wendungen, so werden diese ergänzt. Mit der Zeit schleifen sich die Redemittel ein und werden automatisiert. Ein Nachlesen in der Liste ist dann nicht mehr nötig, weil die Wendungen dauerhaft in den Sprachgebrauch der Schülerinnen und Schüler übergegangen sind.

Diagramme entschlüsseln und beschreiben

Thema des Schaubildes:

Das Schaubild gibt Auskunft über ... / Der Grafik ist zu entnehmen, dass ... /
Das Schaubild zeigt ... / Aus der Darstellung ergibt sich ...

Quelle:

Die Daten stammen aus ... / Die Graphik ist der Studie ... entnommen /
Die Zahlen legte (das Statistische Bundesamt, das Institut für ...) vor.
Erhebungszeitraum: Über welchen Zeitraum gibt das Diagramm Auskunft?
Datenbasis: Wer wurde befragt?

Die Daten wurden im Jahr ... erhoben. / Die Zahlen basieren auf (einer Umfrage, einer Erhebung, ...).

In welcher Form werden Informationen gegeben?

Wie das Tortendiagramm / das Säulendiagramm veranschaulicht, ...
Die Angaben werden in Prozent gemacht / Die Zahl der ... ist (in Prozent, in Promille) angegeben.

Welche Informationen werden gegeben?

Das Schaubild gibt Auskunft über ... / In der linken Spalte ... /
Die Werte in den grauen Säulen ... / Der helle Balken gibt laut Legende die Werte

für ... wieder.

Beschreibung und Erklärung:

Man kann Angaben erläutern wie ...

Mengenangaben:

Die Zahl der Verbraucher, die ..., beträgt ... / Der Verbrauch pro Kopf beträgt ...

Prozentanteile:

XY % aller Befragten hoffen, ... / Auf XY % aller Befragten entfallen YZ % aller genannten Käufe ...

Entwicklungen:

Die Bedeutung von ... nimmt immer weiter zu.

Vergleichszahlen:

XY Prozentpunkte mehr als im vergangenen Jahr befürworten ...
/ Die Zahlen im Vorjahresvergleich: XY % weniger Fälle von ...

Kommentar, Schlussfolgerung:

Aus dem Schaubild geht (nicht) hervor, dass ... / Es fällt auf, dass ... /
Überraschend ist, dass ... / Erklären lassen sich diese Zahlen möglicherweise mit ...

Abb. 2 (nach: http://www.lehrerfreund.de/medien/deutschunterricht/_friedrich-verlag/AB_diagramme-auswerten.pdf)

3.2. Unterrichtsbegleitende Wortschatzarbeit

Im Verlauf einer Unterrichtseinheit fallen bei mündlichen wie schriftlichen Aktivitäten weitere Fachbegriffe an. Diese wurden bewusst nicht vorentlastet, sondern werden erst in einer bestimmten Unterrichtssituation eingeführt. Auch diese müssen schriftlich festgehalten werden.

3.2.1. Methodeninstrument *Wortliste (Glossar)*

Anfallende Nomen können in einer Wortliste (Glossar) gesammelt werden (siehe Abb. 3). Dieses kann zusammen mit der Fachlehrkraft gepflegt werden (Erarbeitung im Plenum, Fixierung an der Tafel bzw. dauerhaft auf einer Rolle Packpapier an der Wand) oder in Einzelarbeit (individuelles Führen des Glossars). Dabei wird darauf geachtet, dass auch für freie Äußerungen benötigte Informationen wie Artikel, Genitiv, Plural, Nomen-Verb- bzw. Nomen-Adjektiv-Verbindungen, Synonyme, evtl. Gegenteile etc. in den entsprechenden Spalten

notiert werden. Auch dies hilft den Schülerinnen und Schülern, von der Wort- auf die Satzebene zu kommen. Die Lehrkraft weist wieder darauf hin: „Wir drücken uns hier in der Sprache der Kaufleute / Germanisten / Geographen etc. aus.“

Hierbei ist darauf zu achten, dass die Definitionen und Beispiele dem Sprachstand und Erfahrungshorizont der Jugendlichen angemessen sind. Nur dann sind sie bereit dazu, das Glossar auch wirklich zum Nachschlagen zu nutzen.

Fachbegriff	Definition	Beispiele im Satz	deutsche Entsprechung / Synonym
<p>Fächer: RECHNUNGSWESEN, WIRTSCHAFTSLEHRE, Thema: Einführung in die Buchführung / Zahlungsvorgänge</p> <p>die Insolvenz, - (Plural: Insolvenzen)</p> <p>~ ist die Zahlungsunfähigkeit eines Unternehmens. ~ liegt vor, wenn ein Unternehmen seine Zahlungspflichten im / zum Zeitpunkt der Fälligkeit nicht erfüllen kann.</p> <p>die Tilgung, - (Plural: Tilgungen)</p>	<p>Die Drogeriemarktkette Schlecker / die US-amerikanische Bank Lehman Brothers ... meldete Insolvenz an. ... ging in Insolvenz. ... ist insolvent (Adj.).</p> <p>-Die Tilgung der Hypothek ist abgeschlossen. -Herr X. kann seine Schulden nicht tilgen. -Der Kredit ist in monatlichen Raten tilgbar. -Die monatliche Tilgungsrate für ein Darlehen bei der XY-Bank beträgt 550 €.</p>	<p>die Zahlungsunfähigkeit, der Bankrott (<i>umgangssprachlich</i>: „pleitegehen“)</p>	<p>das Zurückzahlen in Raten (<i>umgangssprachlich</i>: „etwas abstottern“)</p>
<p>Fach: DEUTSCH, Thema: Interpretation von literarischen Texten</p>			
<p>der Protagonist, -en (Plural: Protagonisten); die Protagonistin, - (Plural: Protagonistinnen)</p>	<p>Der ~ ist die zentrale Figur eines literarischen Textes. Seine Geschichte wird erzählt.</p>	<p>-Bei Effi Briest handelt es sich um die Protagonistin des gleichnamigen Romans von Theodor Fontane. -Der Roman <i>Das Parfum</i> von Partick Süskind handelt vom Leben des Protagonisten Grenouille.</p>	<p>die Hauptfigur, die Hauptperson, der Held / die Heldin</p>
<p>der Antagonist, -en, (Plural: Antagonisten); die Antagonistin, - (Plural: Antagonistinnen)</p>	<p>-Mephisto ist der Antagonist, der Faust verführen möchte. -Mephisto spielt die Rolle des Antagonisten.</p>	<p>der Gegenspieler, der Gegner; die Gegenspielerin, die Gegnerin (<i>Gegenteil</i>: der Protagonist / die Protagonistin)</p>	

Abb. 3

3.3. Nachbereitung des Themas: Sicherung in Partner- oder Gruppenarbeit

Zum Ausstieg aus einer Unterrichtseinheit sollte in einer Sicherungsphase überprüft werden, ob die fachlichen Konzepte und Begriffe wirklich „sitzen“ und die Lernenden sicher und frei damit umgehen können. Erst dann haben sie sich die Thematik wirklich zu eigen gemacht und die Lehrkraft kann zum nächsten Thema übergehen. Eine motivierende Vorgehensweise, auch für Jugendliche und junge Erwachsene, ist die Arbeit mit Kärtchen oder Tandembögen. Die Lernenden können damit in Gruppen- bzw. Partnerarbeit hantieren, so dass auch soziale Kompetenzen eingeübt sowie mehrere Sinne angesprochen werden.

Ein Argument für Alternativen zum / für ein Abkehren / Abwenden / Loslassen / Vermeiden von / vom Frontalunterricht wird von Eichler und Pankau vorgebracht:

Es gibt immer Gespräche im Klassen- oder auch Seminarrahmen, die unbefriedigend sind. So stellen Sie etwa folgendes fest: Es beteiligen sich nur wenige Schüler/innen am Gespräch; einige träumen vor sich hin oder beschäftigen sich mit anderen Dingen, unterhalten sich mit Mitschüler/innen oder stören den Unterricht. [...]

Viele Unterrichtsgespräche sind eher Lehrer-Schüler-Dialoge als ein gemeinsamer Austausch der Schüler/innen. Das liegt daran, dass die Gesprächsführung des Lehrers darin besteht, pausenlos Fragen zu stellen, die dann zumeist von einem Schüler beantwortet werden, woraufhin der Lehrer eine weitere Frage stellt und jemand anders darauf antwortet.

Diese "Gespräche" gleichen einem Ping-Pong-Spiel und tragen in sehr hohem Maße dazu bei, dass sich viele Schülerinnen und Schüler "ausklinken" oder sich noch weniger am Gespräch beteiligen.²

Durch den Einsatz von Methodeninstrumenten wird dagegen der Sprechanteil der einzelnen Lernenden stark erhöht und zähe Unterrichtsgespräche werden vermieden.

3.3.1. Methodeninstrument *Zuordnungsübung*

Der Berliner Bildungsträger Meslek Evi schlägt vor, den behandelten Begriffen die entsprechenden Paraphrasierungen zuzuordnen. Die Gruppen erhalten zusammen jeweils ein gemischtes Kärtchenset zum Anforderungsprofil eines Kaufmanns bzw. einer Kauffrau im Einzelhandel. Sie legen gemeinsam die richtigen Zuordnungen.

2 Wolfgang Eichler und Johannes Pankau, http://www.germanistik-kommprojekt.uni-oldenburg.de/sites/2/2_02.htm

Profil „Kaufleute im Einzelhandel“	
kontrollieren, ob sich alles im Geschäft befindet, was im Geschäft sein müsste	-e Inventur
eine Kasse, die die Preise liest	-e Scannerkasse
kontrollieren, ob genug Waren im Geschäft sind	-e Sicherstellung des Warenangebotes
Waren so zeigen/ausstellen, dass sie gut verkauft werden	die ansprechende Präsentation
den Preis auf die Ware schreiben, kleben ...	eine Ware auszeichnen
die positive oder negative Wirkung auf die Umwelt	-e Umweltverträglichkeit
ganz neue, moderne Ware	-e Neuheit
mit dem notwendigen Wissen	kompetent
Geschäft, in dem man sich die Waren selbst nimmt	-s Selbstbedienungsgeschäft
Fernseher, Videorekorder ...	-e Unterhaltungselektronik
Ware, die wir kaufen	-s Konsumgut
hauptsächlich, meist	vorwiegend

Abb. 4 (nach: Müller, Annette: *Lesen in der Zweitsprache und die Förderung des Verstehens fachlicher Texte*. In: Meslek Evi (Hg.): *Studienbriefe*. Berlin 2005, S. 17)

Die Lernenden werden hier von „Einzelkämpfern“ zu Lernpartnern. Dabei kommt es zu Nachfragen innerhalb der Gruppe („Was bedeutet nochmal *kompetent*?“ – „Wenn man seinen Beruf gut kann.“ – „Ach ja, dann passt es zu *mit*

*dem notwendigen Wissen, also zu diesem Kärtchen.“) oder zu Diskussionen („Was war der Unterschied zwischen *Inventur* und *Sicherstellung des Warenangebotes?*“). So werden Sprechkanäle geschaffen und letzte Missverständnisse ausgeräumt.*

Sprachlich schwachen Gruppen sollte die Lehrkraft m.E. statt *–e Inventur* lieber den ausgeschriebenen Artikel (*die Inventur*) zur Verfügung stellen.

3.3.2. Methodeninstrument *Tandembogen*

Die Impulsgebung muss nicht immer von der Lehrkraft kommen. Sie kann gerade in einer Sicherungsphase sehr gut in die Hand der Lernenden gelegt werden. Dazu bietet sich das Methodeninstrument „Tandembogen“ an. Die Lernenden finden sich in Paaren zusammen und arbeiten entweder mit der linken (Partner A) oder mit der rechten Seite (Partnerin B) des Tandembogens. Dazu wird der Bogen entlang der senkrechten Mittellinie gefaltet. Das untenstehende Beispiel konnte in einem Germanistikseminar der *Dokuz Eylül Üniversitesi* in Buca, Izmir (Türkei, DAAD-Dozentin Karin Schmidt) zum Thema „Frühkindlicher Spracherwerb“ im 3. Studienjahr beobachtet werden.

Die beiden Lernenden wechseln sich ab und wiederholen die Thematik und Fachbegriffe. A beginnt und stellt B eine Frage / gibt B einen Impuls, z. B.: „Wie nennt man die Phase **vor der Geburt?**“ B antwortet mit dem entsprechenden Fachbegriff: „Das heißt *pränatal*.“ A vergleicht Bs Antwort mit der in Klammern stehenden Lösung. Jetzt ist B an der Reihe und gibt A den nächsten Impuls. A antwortet jetzt mit dem passenden Fachbegriff.

In schwächeren Gruppen kann der Impuls jeweils von den Antwortenden mitgelesen werden. In leistungsstarken Gruppen werden gar keine Impulse vorgegeben, die Fragenden formulieren diese frei (Beispiele hierfür: siehe die letzten beiden Beispiele von Abb. 5).

Frühkindlicher Spracherwerb	Frühkindlicher Spracherwerb
<i>Partner/-in A</i>	<i>Partner/-in B</i>
vor der Geburt (<i>pränatal</i>)	vor der Geburt
Baby (6 Monate): „Ba, ma.“	Baby (6 Monate): „Ba, ma.“ (<i>babbeln</i>)
nacheinander (<i>sukzessiv</i>)	nacheinander
die erste Sprache, die das Kind lernt	die erste Sprache, die das Kind lernt (<i>die Muttersprache, die Erstsprache</i>)
gleichzeitig (<i>simultan</i>)	gleichzeitig
wiederholend	wiederholend (<i>repetitiv</i>)
eine angeborene Anlage oder Fähigkeit (<i>die Prädisposition</i>)	eine angeborene Anlage oder Fähigkeit
	(<i>die Ammensprache</i>)
(<i>das Phonem</i>)	

Abb. 5

4. Fazit

Dieser Beitrag hat gezeigt, wie durch eine gründliche und durchdachte Wortschatzarbeit anhand von Methodeninstrumenten auch sprachlich schwachen Gruppen fachliche Kommunikation ermöglicht wird. Der in einer Unterrichtseinheit benötigte Wortschatz wird im Fachunterricht durch Wortfelder und Redemittellisten vorentlastet, in Glossaren gesammelt und durch Zuordnungs- und Paraphrasierungsübungen verankert. Schülerinnen und Schüler an Beruflichen Schulen in Berlin haben dieses *Scaffolding* inklusive *Fading* erfolgreich durchlaufen und einen beachtlichen Wortschatzzuwachs erreicht.

Auch in der Auslandsgermanistik wurden die oben genannten Methodeninstrumente erprobt. Die Studierenden in Izmir wurden dadurch in die Lage versetzt, selbst „die Sprache der Linguisten“ (frei nach Leisen) zu verwenden. Deshalb lohnt es sich auch für Lehrende der Germanistik, eine nachhaltige Wortschatzarbeit zu betreiben.

DaF-Studierende, z.B. in der Türkei, in Rumänien und in vielen anderen Ländern streben außerdem Berufe im europäischen Kontext an, in denen sie Fachsprachen wie „die Sprache der Wirtschaft, der Touristik, der Technik etc.“ brauchen werden. Das Angebot einer intensiven Wortschatzarbeit wird daher bei ihnen auf fruchtbaren Boden fallen.

Literatur

- Andreas, Torsten/Baake, Heike/Laufer, Gudrun/Wiazewicz, Magdalena: Sprachförderbausteine. Echt krass – Integrierte Sprachförderung in Berufsvorbereitung und -ausbildung. Berlin 2009 (s.a. www.gfbm.de).
- Eichler, Wolfgang/Pankau, Johannes: Multimediaprogramm Kommunikation und Konflikttraining im Rahmen der Lehreraus- und weiterbildung. http://www.germanistik-kommprojekt.uni-oldenburg.de/sites/2/2_02.htm (Stand: 15.03.2012).
- Leisen, Josef (Hg.) Handbuch Sprachförderung im Fach - Sprachsensibler Fachunterricht in der Praxis. Bonn: Varus Verlag, 2010 (s.a. www.leisen.studienseminar-koblenz.de).
- Senatsverwaltung für Bildung, Wissenschaft und Forschung Berlin, Sprachförderung / Deutsch als Zweitsprache. Fachbrief 3, Berlin: Januar 2009. http://bildungsserver.berlin-brandenburg.de/fileadmin/bbb/unterricht/rahmenlehrplaene_und_curriculare_materialien/fachbriefe_berlin/sprachfoerderung/fachbrief_sprachfoerderung_daz_03.pdf (Stand: 15.03.2013).
- Müller, Annette: Lesen in der Zweitsprache und die Förderung des Verstehens fachlicher Texte. In: Meslek Evi (Hg.): Studienbriefe. Berlin: 2005, S. 17. <http://www.meslek-evi.de/bilder/Stud2.pdf> (Anlage 6, S. 17, Stand: 15.03.2013)
- http://www.lehrerfreund.de/medien/deutschunterricht/_friedrich-verlag/AB_diagramme-auswerten.pdf (Stand: 15.03.2013)

Bildquellen

- http://classroomclipart.com/clipart-view/Clipart/Business/businessman_at_work_01a_jpg.htm
- http://classroomclipart.com/clipart-view/Clipart/Jewelry/wedding_rings_and_band_227_jpg.htm
- http://classroomclipart.com/clipart-view/Clipart/Faces/09-12-10_S_03A_jpg.-htm

Entsprechungen der reflexiven Verben im Deutschen und Rumänischen. Schwierigkeiten im DaF-Unterricht

Orlando Balaş (Oradea)

Im Fremdsprachenunterricht begegnet man immer wieder Situationen, in denen die Vermittlung der Lerninhalte sich schwieriger gestaltet, vor allem wenn die Lernenden erwachsen sind und bewusst oder unwillkürlich „logische“ Korrespondenzen und Parallelismen zwischen ihrer Muttersprache und der Zielsprache herzustellen versuchen, statt die Strukturen der Zielsprache als solche zu erlernen und einzuüben.

Schwierig ist z.B. das Lernen des Passivs für ungarische Lerner oder der Modalverben für rumänische, weil diese Begriffe in der Muttersprache der jeweiligen Lernenden nicht existieren. Ein relativ heikles Thema stellen für rumänische Lerner auch die reflexiven Verben dar, weil diese keine hundertprozentige Entsprechung in den beiden Sprachen haben.

Im Folgenden möchte ich mein Augenmerk gezielt auf die Entsprechungen der reflexiven Verben im Deutschen und Rumänischen richten und auf die sich daraus ergebenden (besonderen) Schwierigkeiten im DaF-Unterricht hinweisen. Darüber hinaus werde ich auch einige Lösungsvorschläge (z.B. mittels Analogienbildung) präsentieren.

Sowohl im Deutschen als auch im Rumänischen wird diese Kategorie von Verben in erster Linie mit Bezug auf das Reflexivpronomen definiert. Sie seien Verben, „bei denen sich das Reflexivpronomen *sich* auf das Subjekt des Satzes zurückbezieht und mit ihm identisch ist“ (Helbig-Buscha 2005: 55), oder Verben, „bei denen das Subjekt und Objekt im Hinblick auf grammatische Person und Numerus kongruieren“ (Duden 2009: 399). Ulrich Engel erwähnt in seiner Definition ausschließlich diesen Aspekt: (Obligatorisch) reflexive Verben seien Verben, „die immer zusammen mit dem Reflexivpronomen (in der 1. und 2. Person mit der <Leihform> des Personalpronomens)“ (Engel 1993: 264) vorkommen.

Die Grammatik der Rumänischen Akademie definiert die (obligatorisch) reflexiven Verben als „Verben, die mit einer reflexiven Partikel ohne syntaktische Funktion (*clitic reflexiv afuncțional*) vorkommen“ (Gramatica limbii române 2005: 481).

Eigene Formen hat das Reflexivpronomen in beiden Sprachen nur für die dritte Person, während für die erste und zweite sowohl im Deutschen als auch im Rumänischen die Dativ- und Akkusativformen des Personalpronomens übernommen werden. Im Deutschen werden reflexive Verben mit den Pronomen *mir/mich*, *dir/dich*, *uns/uns* und *euch/euch* und *sich* (unflektierbar) gebraucht. Im Rumänischen können alle Personal- und Reflexivpronomen im Dativ und Akkusativ verdoppelt werden: I. Person Sg.: *mie/îmi* (D), *pe mine/mă* (Akk), I. Person Plural: *nouă/ne* (D), *pe noi/ne* (Akk), II. Person Sg. *ție/ți* (D), *pe tine/te* (Akk), II. Person Pl.: *vouă/vă* (D), *pe voi/vă* (Akk), III. Person Sg. und Pl.: *sieși/își* (D) und *pe sine/se* (Akk), wobei die erste Form betont und die zweite unbetont ist.

Im rumänischen Schulunterricht wird dem Reflexiv eine so hohe Bedeutung beigemessen, dass man in den Grammatiklehrbüchern sogar von einer reflexiven Diathese spricht, neben dem Aktiv und dem Passiv (Șerban 2005: 79 ff.). Trotzdem wird in der letzten Ausgabe der Grammatik der Rumänischen Akademie die Existenz eines solchen Tempus verbi bestritten (Gramatica limbii române 2005: 482).

Die Klassifizierung der reflexiven Verben im Deutschen und im Rumänischen ist im Allgemeinen sehr ähnlich. Man unterscheidet zwischen obligatorisch reflexiven Verben¹ Engel (1993: 264 ff.) oder inhärenten (obligatorisch) reflexiven Verben (Gramatica limbii române 2005: 357) einerseits (Dt.: *sich be-eilen* (Akk), *sich vorstellen* (D) / Rum.: *a se grăbi*, *a-și imagina*) und fakultativ oder partimreflexiven Verben (Engel 1993: 264 ff.) oder im Kontext reflexiven Verben (Gramatica limbii române 2005: 357) andererseits (Dt.: (*sich*) *waschen* (AKK), (*sich*) *schaden* (D) / Rum.: *a se spăla*, *a-și dăuna*).

Im Rumänischen ist die reflexive Partikel bei den obligatorisch reflexiven Verben syntaktisch afunktional und wird nicht – wie übrigens ein Dativobjekt oder Akkusativobjekt – verdoppelt:

Își dă seama că a făcut o greșeală. (Dt.: *Er sieht ein, dass er einen Fehler begangen hat.*) – mit dem Reflexivpronomen *își* im Dativ.

vs.

Ea îi dă lui un exemplu. (Dt.: *Sie gibt ihm ein Beispiel.*) – mit dem verdoppelten Personalpronomen *îi* / *lui* im Dativ.

Ebenfalls:

El se întrebă dacă are dreptate. (Dt.: *Er fragt sich, ob er recht hat.*) – mit dem Reflexivpronomen *se* im Akkusativ.

vs.

1 Reflexive Verben im engen Sinne (Helbig-Buscha 2005: 56) oder echte reflexive Verben (Duden 2009: 402).

Ea îl întreabă pe el dacă poate traduce acel text. (Dt.: *Sie fragt ihn, ob er jenen Text übersetzen kann.*) – mit dem verdoppelten Personalpronomen *îl / pe el* im Dativ.

Schon bei der Klassifizierung kommen erste nur teilweise oder sogar gezwungene Übereinstimmungen vor. Im Rumänischen kann man nicht von reziproken Verben als Ersatz oder konkurrierenden Varianten der reflexiven Verben sprechen. Wenn ein deutsches Verb sowohl reflexiv als auch reziprok gebraucht werden kann, wobei *einander* die reflexive Partikel ersetzt, kann man im Rumänischen das Reflexivpronomen durch die Entsprechungen von *einander* – *reciproc, unul pe altul, una pe alta, unii pe alții* usw. – nicht ersetzen. Die rumänischen Entsprechungen von *einander* dienen im Fall der reflexiven Verben nur zur Hervorhebung, der Betonung des Gesagten und ersetzen die reflexive Partikel nicht.

Vgl.: *Ei se iubesc. / Ei se iubesc unul pe altul.* (Dt.: *Sie lieben sich. / Sie lieben einander.*)

Im Zusammenhang des obigen Beispiels könnte die Hervorhebung *unul pe altul* eventuell bedeuten, dass die Personen, um die es im Satz geht, nicht jede(r) sich selbst, sondern die andere Person liebt. Die überflüssige Verwendung der rumänischen Entsprechungen von *einander* führt also zu einer unwillkürlichen komischen Wirkung.

Rumänische reziproke Verben ohne Reflexivpronomen können ihrerseits nicht durch reflexive Varianten ersetzt werden:

Ei seamănă unul cu altul. (Dt.: *Sie ähneln einander.*) aber: *Ei se aseamănă unul cu altul.* (Ungefähre deutsche Entsprechung: *Sie sind sich einander ähnlich.*)

Und: *Ei depind unul de altul.* (Dt.: *Sie hängen voneinander ab.*)

In beiden Sprachen gibt es Fälle, wenn sowohl *einander* bzw. seine rumänischen Entsprechungen als auch die reflexive Partikel notwendig sind, damit man einen Sachverhalt ausdrücken kann:

Diese Teile lassen sich nur schwer voneinander trennen. (Rum.: *Aceste părți se pot desprinde numai cu greutate una de alta.*)

Keine besondere Schwierigkeiten bereitet die Vermittlung des Gebrauchs der reflexiven Verben als Konkurrenzform des Passivs, welche in der Grammatik der Rumänischen Akademie als Passiv-Reflexiv (Gramatica limbii române 2005: 226) genannt und in der Standardsprache nur in der dritten Person Singular verwendet wird.

Vgl. Dt.: *Die Tür öffnet sich (von selbst).* Rum.: *Ușa se deschide (de la sine).*

Statt Dt.: *Die Tür wird (von jemandem) geöffnet.* Rum.: *Ușa e deschisă (de cineva).*

Es ist zu merken, dass die Aktivform des obigen Satztypus im Rumänischen keine Entsprechung hat:

Dt.: *Man öffnet die Tür.* Rum.: **Cineva deschide ușa.*

Das rumänische unbestimmte Pronomen *cineva* entspricht dem deutschen *je-mand*, nicht dem Pronomen *man*. Den deutschen aktivischen Konstruktionen mit *man*, die bei der Passivtransformation den Agens verlieren und im Deutschen keine konkurrierende reflexive Variante haben, entsprechen im Rumänischen nur Sätze mit reflexiven Verben bzw. reflexiven Wendungen:

Vgl. Dt.: *Reflexive Verben lernt man leicht. / Reflexive Verben werden leicht gelernt.*

Rum.: *Verbele reflexive se învață ușor.*

Oder:

Dt.: *Hier spricht man deutsch. / Hier wird deutsch gesprochen.*

Rum.: *Aici se vorbește nemțește.*

Wenn die Lernenden nach dem Grund fragen, warum man dieselbe Information im Deutschen mit dem unbestimmten Pronomen *man* und im Rumänischen mit einem reflexiv gebrauchten Verb ausdrückt, kann man auf den unpersönlichen und unbestimmten Aspekt der betreffenden Aussagen hinweisen, der sowohl durch das Pronomen *man* als auch durch eine dem Rumänischen typische reflexive unpersönliche Konstruktion ausgedrückt werden kann:

Dt.: *Man sagt, dass...* Rum.: *Se spune că...*

Auf Schwierigkeiten stößt der DaF-Lehrer auch bei Verben, die im Deutschen reflexiv und im Rumänischen nicht reflexiv sind. Es heißt, der rumänische Muttersprachler soll im Deutschen den gleichen Inhalt mit einer komplizierteren Struktur ausdrücken. Manche solcher Verben können dem erwachsenen rumänischen Lernenden durch Synonyme verständlich gemacht werden, die im Rumänischen reflexive Entsprechungen haben. So z.B. kann ein Verb wie *sich bewerben* (*a candida, a concura pentru*, nicht reflexiv) als *sich selbst vermarkten* (*a se pune pe piață*) oder *für sich selbst werben* (*a-și face reclamă sie însuși, a se pune într-o lumină favorabilă*) erklärt werden. In manchen Fällen sind aber solche Deutungsversuche bemüht, wie im Fall des Verbs *sich weigern* (*a refuza*, nicht reflexiv), das man z.B. durch *sich widersetzen* „erklären“ könnte, welches eine rumänische reflexive Entsprechung hat: *a se opune la ceva*.

Für manche Lerner sind auch deutsche Verben problematisch, die sowohl reflexive als auch nicht reflexive Varianten haben und die im Rumänischen nicht reflexive Entsprechungen haben. Der erwachsene Lehrer bevorzugt deutsche Varianten, die den rumänischen Verben formal ähnlich sind, auch wenn die reflexive Variante die gewünschte Bedeutung getreuer wiedergibt. So sagt man-

cher rumänische Deutschlerner eher *ich höre ein Lied* statt *ich höre mir ein Lied an*, obwohl seine Absicht ist, die zweite Bedeutung – *sich etwas anhören*, die dem rumänischen *a asculta*, nicht *a auzi* (hören) entspricht – auszudrücken.

In solchen Fällen kann der Lehrer auf eine Steigerung der Intensität durch die Verwendung des Reflexivs hindeuten, wie z.B. beim Verb *a râde* (Dt.: *lachen*) bzw. *a se râde* (persönlich, nicht unpersönlich wie beim Passiv-Reflexiv, im Dt. etwa *sich kaputt lachen*), oder sogar im Sinne des rumänischen Dativus ethicus: *Vara doina mi-o ascult*. (Eminescu 1987: 109) (Dt.: *Im Sommer höre ich mir die Doina an*.) Es kann auch auf Verben mit ähnlicher Bedeutung hingewiesen werden, die im Rumänischen reflexiv sind, wie etwa *a se uita la ceva* (*sich etwas ansehen / anschauen*): *Ich sehe mir den Film an*. (Rum.: *Mă uit la film*.) Die Analogien (beim Verb im obigen Beispiel steht das reflexive Pronomen im Rumänischen im Akkusativ und im Deutschen im Dativ) verhelfen zu einer besseren Akzeptanz dieser für Lernende irgendwie befremdenden Strukturen. Erst fortgeschrittene Lerner gebrauchen Verben oder Wendungen, die im Deutschen reflexiv und im Rumänischen nicht reflexiv sind und bei denen man keine Analogien herstellen kann, wie z.B. *sich bei jemandem für etwas bedanken*, statt *jemandem für etwas danken*, das in beiden Sprachen die gleiche Struktur aufweist.

Die meisten Schwierigkeiten bereiten im DaF-Unterricht die Verben, die im Rumänischen reflexiv sind, aber im Deutschen nicht. Der rumänische Lerner hat den Eindruck, unvollständig zu kommunizieren, wenn er das gewohnte Reflexivpronomen auslässt. Daher hört man nicht selten im Unterricht Formulierungen wie **er stolpert sich, die Blume verwelkt sich, das Hündchen erkrankt sich*. Man braucht auch in diesem Fall logische Argumente, um einen erwachsenen Lerner, dessen Muttersprache Rumänisch ist, davon zu überzeugen, dass nichts verloren geht, wenn man diese Verben, die er als intensiver, „mit besonderer Anteilnahme“ empfindet, auf Deutsch ohne reflexive Partikel gebraucht.

Diese Verben kann man in zwei Kategorien einteilen. Zur ersten gehören Verben wie: *a se ofili* (*verwelken*), *a se îmbolnăvi* (*erkranken*), *a se îneca* (*ertrinken*), *a se însănătoși* (*genesen*), *a se speria* (*erschrecken*, intransitiv), *a se stinge* (*erlöschen*), *a se înroși* (*erröten*), *a se întâmpla* (*geschehen, passieren, vorkommen, widerfahren*), *a se naște* = *a apărea* (*entstehen*), *a se retrage* (*zurücktreten, resignieren*), *a se rupe* (*brechen, reißen*, intransitiv), *a se sparge* (*zerbrechen*, intransitiv), *a se strica* (*verderben*, intransitiv), *a se topi* (*schmelzen*, intransitiv), *a se trezi* (*aufwachen*), *a se umfla* (*schwellen*, intransitiv), *a se usca* (*trocknen*, intransitiv), *a se vindeca* (*heilen*, intransitiv) usw.

Eine andere Kategorie bilden Verben wie *a se alătura* (*beitreten*), *a se cățăra* (*klettern, klimmen*), *a se duce* (*gehen*), *a se furișa* (*schleichen*), *a se împiedica* (*stolpern*), *a se împrăștia* (*stieben*), *a se întoarce* (*zurückkehren*), *a se*

muta (umziehen), *a se prelinge* (triefen), *a se prăbuși* (abstürzen), *a se refugia* (fliehen), *a se scufunda* (versinken), *a se scula* (aufstehen), *a se târî* (kriechen), *a se urca* (einsteigen) usw.

Wenn man sich diese Listen von Verben genauer ansieht, merkt man, dass sie alle im Deutschen das Perfekt mit dem Hilfsverb *sein* bilden, während reflexive Verben es mit dem Hilfsverb *haben* tun. Das zweite Merkmal, das sich auf das vorher erwähnte bezieht, ist, dass diese Verben, sowohl auf Deutsch als auch auf Rumänisch, nicht passivfähig sind. Das heißt, sie sind intransitiv, auch wenn das Personalpronomen bzw. Reflexivpronomen im Akkusativ steht. Manche haben zwar auch transitive Varianten, aber die intransitiven (im Rumänischen reflexiven) Varianten, die mit dem Reflexivpronomen im Akkusativ vorkommen, sind nicht passivfähig und ebenfalls keine Konkurrenzform des Passivs bzw. Passiv-Reflexiv.

Wenn man die Definition der reflexiven Verben von Helbig und Buscha in Betracht zieht (Verben, „bei denen sich das Reflexivpronomen *sich* auf das Subjekt des Satzes zurückbezieht und mit ihm identisch ist“), merkt man, dass im Fall der nicht passivfähigen Varianten kein richtiger Rückbezug besteht, was auch durch das Fehlen des Reflexivpronomens im Deutschen signalisiert wird:

El sperie pe cineva. (Dt.: *Er erschreckt jemanden.*). Aber *El se sperie.* (Dt.: *Er erschickt.* – Er tut das nicht sich selbst, sondern von selbst.)

Ebenfalls:

El duce pe cineva acasă. (Dt.: *Er bringt / fährt jemanden nach Hause.*). Aber *El se duce acasă.* (Er geht nach Hause. / Er kehrt heim.)

Der Lerner soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass die Verben in der ersten Liste auch im Rumänischen keine transitiven Verben und zugleich keine Verben mit Rückbezug sind. Sie sind eigentlich Verben, die eine Zustandsveränderung ausdrücken, während die in der zweiten Liste Verben der Ortsveränderung sind. Eine Hilfsregel für das richtige Erlernen der deutschen Entsprechungen dieser Verben würde folglich ungefähr so lauten: rumänischen reflexiven Verben, die eine Orts- oder Zustandsveränderung ausdrücken, entsprechen im Deutschen nichtreflexive Verben, die die zusammengesetzten Vergangenheitsformen mit *sein* bilden.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, dass die obengenannten Empfehlungen nur als Unterrichtshilfen für erwachsene Lerner betrachtet werden sollen. Der Lerner soll aber bewusst gemacht werden, dass es keine hundertprozentigen Entsprechungen für bestimmte sprachliche Phänomene gibt. Jede Sprache ist mit ihren ureigenen Formen und Strukturen zu erlernen, die weder als logisch noch als unlogisch zu betrachten sind. Darüber hinaus sollten Parallelen zur Muttersprache soweit wie möglich vermieden werden.

Literatur

Duden: Die Grammatik. Mannheim. Zürich: Dudenverlag, 2009.

Eminescu, Mihai: Poezii. Bukarest: Editura Minerva, 1987.

Engel, Ulrich u.a.: Kontrastive Grammatik deutsch-rumänisch. Heidelberg: Julius Groos Verlag, 1993.

Gramatica limbii române. Bukarest: Editura Academiei Române, 2005.

Helbig, Gerhard/Buscha, Joachim: Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Berlin. München: Langenscheidt, 2005.

Șerban, Anca/Șerban, Sergiu: Limba română. Manual pentru clasa a VII-a. Bukarest: Editura All, 2005.

Zum Unterschied der feldhaften Gliederung des Ungarischen und des Deutschen am Beispiel der Wortart *Verb*

Erzsébet Drahotá-Szabó (Szeged)

1. Einführung

Der hier behandelte Themenkreis sollte an einigen Einführungsbeispielen verdeutlicht werden.

Man sagt, man kann alles in jeder Sprache ausdrücken, nur eben anders. Es gibt aber durchaus Sprachwitze, die man doch nicht übersetzen kann bzw. soll, denn die Pointe geht dabei völlig verloren:

– *Ki követi el a legtöbb összeadási hibát? – „???” – Az anyakönyvvezető.*

Den Bedeutungen des ungarischen Verbs *összead* entsprechen im Deutschen mehrere Wörter, nämlich *addieren*, *summieren*, *zusammenrechnen* oder *zusammenzählen*, wenn es um Geld oder überhaupt um Zahlen oder Summen usw. geht bzw. *trauen* oder *vermählen*, wenn man über Heiraten redet.

Ähnlicherweise unübersetzbar ist der folgende Witz:

– *Miért fut két Blend-a-med a sivatagban? – „???” – Hogy megelőzzék a fogszuvasodást.*

Dem ungarischen *megelőz* entsprechen im Deutschen zwei Verben, nämlich *etw.* (Akk.) *überholen* und *jmdm./etw.* (Dat.) *vorbeugen*. Bei diesem Beispiel zeigt sich deutlich, dass dem polysemen ungarischen Verb nicht nur mehrere deutsche Verben entsprechen, sondern dabei auch die Valenz unterschiedlich ist.

Nehmen wir nun das Deutsche als Ausgangssprache. Das deutsche Verb *verdienen* kann u.a. die folgenden Bedeutungen haben: ‚als Entschädigung für geleistete Arbeit in Form von Lohn, Gehalt, Honorar o. Ä. erwerben‘ und ‚einer bestimmten Reaktion, Einschätzung o. Ä. wert, würdig sein; einer Sache aufgrund seines Verhaltens zu Recht teilhaftig werden‘ (s. DUW 2003: 1690). Eine Äußerung wie *ich verdiene mehr als Sie, nur bekomme ich nicht mehr* lässt sich ins Ungarische schwer übertragen, da den beiden implizierten Bedeutungen zwei ungarische Verben entsprechen, nämlich *keres* und *megérdemel*.

Wir brauchen aber nicht unbedingt Witzbeispiele, um zu zeigen, dass sowohl ungarische als auch deutsche Verben polysem sind, und dass diese Polysemie oft nicht übereinstimmt. Es reicht, wenn wir ein zweisprachiges Wörterbuch aufschlagen.

Beim Verb *kifekszik* gibt das Wörterbuch von Halász et. al. (2003: 793) folgende Kontextbedeutungen an: *kifekszik a napra* = ‚er/sie/es legt sich in die Sonne‘; *kifekszik egy betegséget* = ‚eine Krankheit überstehen/überwinden‘. Es gibt aber durchaus auch noch mindestens eine weitere Verwendung: *kifekszik vki vmitől/vkitől* = ‚verblüfft, aufs Höchste erstaunt sein‘.

Die Kollokationen,¹ die ein Verb in seinen Bedeutungen bildet, dürfen nicht als Spiegelübersetzung in eine andere Sprache übertragen werden, es können nämlich leicht Interferenzfehler entstehen. Man kann z.B. *auf den Tisch hauen* oder *schlagen*, aber die *Sahne* kann man nur *schlagen* (s. *Schlagsahne*), wie *die Uhr* auch nur z.B. Mittag *schlagen* aber nicht *hauen* kann. Im Ungarischen gelten die folgenden Selektionsrestriktionen: *az asztalra üt/csap/ver; (fel)veri a habot, az óra delet üt*.

Aus der Verschiedenheit der feldhaften Gliederung der beiden Sprachen resultiert, dass ein deutsches Verb im Ungarischen zwei oder sogar mehrere synonyme Verben als Äquivalente haben kann, z.B. dt. *ziehen* heißt im Ungarischen mal *húz*, mal *von*. Im Ausdruck *Wurzel ziehen* ist allerdings nur ung. *von* korrekt, also *gyököt von* aber nicht *húz*, denn das hängt nicht mehr mit Mathematik, sondern mit Zahnmedizin zusammen. In diesem Fall heißt es aber nicht mehr *gyök*, sondern *gyökér*, d.h. das Substantiv (*die*) *Wurzel* ist ebenfalls polysem.

2. Ausgangsthesen als Zwischenfazit

- Die Sprachen stimmen in ihrer feldhaften Gliederung nicht überein. Aus der Verschiedenheit der paradigmatischen Felder der beiden Sprachen resultiert, dass ein ungarisches Verb im Deutschen mehrere Verben als synonyme, semantisch und/oder stilistisch divergierende Äquivalente haben kann und auch umgekehrt.
- Die Divergenz in der feldhaften Gliederung und in der Polysemie führt dazu, dass die Kollokationen (oft) nicht eins zu eins übertragbar sind, d.h. die syntagmatischen Felder divergieren oft.

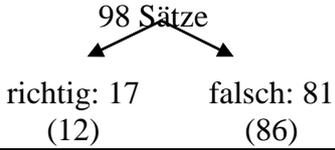
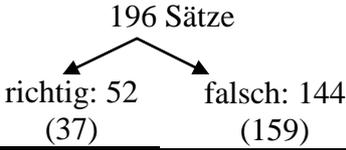
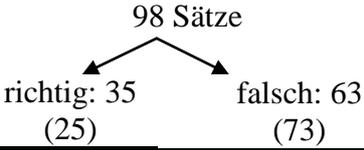
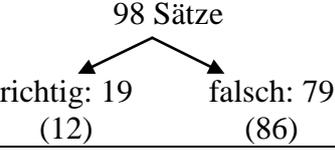
1 Zum Begriff der Kollokation s. Burger (2010: 52ff.). Als Beispiel führt er (S. 53) u. a. die Wortverbindung *die Zähne putzen* auf: „Erst wenn man sich mögliche alternative Formulierungen überlegt (*die Zähne reinigen, die Zähne waschen* usw.), wird klar, dass man für die gemeinte Handlung im Deutschen genau die eine Formulierung *sich die Zähne putzen* präferiert, ohne dass dies erkennbare semantische Gründe hätte. Noch deutlicher wird diese Präferenz, wenn man sieht, dass *andere Sprachen andere Kombinationen* präferieren: italien. *pulire i denti*, franz. *se laver les dents*.“ Zum Kollokationsbegriff und zu seiner Entwicklung s. Reder (2006: 15ff). Zu den Kollokationen s. noch Forgács, T. (2007: 88f.). Zum Zusammenhang der Polysemie und der Kollokationen s. noch Forgács, E. (2007: 175).

- Interferenzfehler können auch daraus entstehen, dass polyseme ungarische Präfixverben auf Grund muttersprachlicher Analogie in falsche Kontexte transferiert werden bzw. als Spiegelübersetzung ins Deutsche übertragen werden.
- Ein weiteres Problem stellen die Unterschiede in der Valenz der polysemen Verben dar.

3. Überprüfung der Ausgangsthesen

Um meine Thesen zu überprüfen, habe ich meine Studierenden 14 Sätze mit dem ungarischen Verb *húz* und weitere 14 Sätze mit seinen Präfixverben aus dem Ungarischen ins Deutsche übertragen lassen. Die Probanden der kleinen Studie waren Studierende des Faches Germanistik, 7 Studierende aus dem dritten Semester des BA-Studiums und 7 Studierende aus dem dritten Semester des MA-Studiums. Alle belegen die Spezialisierung Dolmetschen und Übersetzen. Besonders bei den Master-Studenten,² die diese Spezialisierung bereits im 7. Semester belegen, und insgesamt im 9. Semester studieren, könnte man mit Recht bereits sehr gute Sprachkenntnisse annehmen.

Die Ergebnisse können tabellarisch wie folgt zusammengefasst werden:

BA - Studium	Insgesamt	MA – Studium
Sätze mit ung. <i>húz</i>		
98 Sätze 	196 Sätze 	98 Sätze 
Sätze mit Präfixverben von ung. <i>húz</i>		
98 Sätze 	196 Sätze richtig: 41 (23) falsch: 155 (173)	98 Sätze richtig: 22 (11) falsch: 76 (87)
GESAMTERGEBNIS		
392 Sätze		
richtig: 93 (60) falsch: 299 (332)		

2 Im Beitrag wird das generische Maskulinum verwendet – weibliche Personen sind immer mitgemeint.

In der Tabelle wurden jeweils zwei Zahlen angegeben. Die niedrigere Zahl in Klammern bezieht sich auf die Sätze, die grammatisch vollkommen korrekt sind. Die größere Zahl bedeutet die Sätze, in denen die Übersetzung der Verbkomplexe zwar akzeptiert werden kann, aber die Sätze orthographische, Deklinations- oder Konjugationsfehler usw. enthalten.

Insgesamt kann Folgendes festgehalten werden: Wenn eine Spiegelübersetzung funktioniert, dann sind vielfach korrekte Übersetzungen entstanden, z.B.:

- *Húzd fel az órát!* → *Zieh die Uhr/den Wecker auf!*
- *Ha gondolkodik, mindig összehúzza a szemöldökét.* → *Wenn er über etwas nachdenkt, zieht er die/seine Augenbrauen immer zusammen.*

Umgekehrt ist es wiederum typisch, dass viele falsche Sätze als Ergebnis von Spiegelübersetzung zu betrachten sind, welche die lexikalisch-semantischen Selektionsrestriktionen verletzen, z.B.:

- *Mindig kihúzza magát a munka alól.* → **Er zieht sich immer aus der Arbeit/von der Arbeit/unter der Arbeit/unter die Arbeit aus.* [Richtig: *Er drückt sich ständig von der Arbeit.*]
- *Kihúzott a szövegből egy mondatot.* → **Er hat aus dem Text einen Satz ausgezogen.; *Er hat einen Satz aus dem Text gezogen.* [Richtig: *Er hat aus dem Text einen Satz gestrichen.*]
- *Meghúzták az ötödik osztályban.* → **Er wurde in der 5. Klasse gezogen.; *Sie wurde in der fünften Klasse gezogen.; *Er wurde in fünfter Klasse gezogen.* [Richtig: *Man hat ihn in der fünften Klasse durchfallen lassen.*]

Auch manche feste Wendungen mit *húz* können als Spiegelübersetzungen übertragen werden, z.B.:

- *Ebből az ismeretségből nagy hasznot fogunk húzni.* → *Aus dieser Bekanntschaft werden wir großen Nutzen ziehen.*
- *Biztosan te húzod majd a rövidebbet.* → *Du wirst dann bestimmt den Kürzeren ziehen.*

Falsch ist aber die Spiegelübersetzung im folgenden Fall:

- *Ne húzz ujjat vele!* → **Zieh nicht Finger mit ihm!; *Zieh ihm den Finger nicht!; *Zieh keine Finger mit ihm!* [Richtig: *Leg dich mit ihm nicht an!*]

Bei diesen letzterwähnten Übersetzungen muss angemerkt werden, dass sie von den BA-Studenten stammen, die MA-Studenten haben nämlich nicht einmal versucht, den Satz ins Deutsche zu übertragen. Sie haben erkannt, dass hier eine Spiegelübersetzung wohl zu einer falschen Lösung führen würde, den entsprechenden korrekten Phraseologismus kennen sie allerdings nicht.

4. Zielsetzung

Wie die Einführungsbeispiele und die kleine Studie deutlich gezeigt haben, stimmt die Polysemie ungarischer und deutscher Verben nicht unbedingt überein, und dies kann zu Interferenzfehlern führen. Reder (2006: 64) weist auf die Polysemieunterschiede in den Kollokationen ebenfalls hin:

Der Aufbauwortschatz birgt für den Fremdsprachenlerner Überraschungen. Die Entscheidung wird immer schwieriger, ob eine Wortverbindung aus den Bestandteilen frei gebildet werden kann oder über eine gewisse Festigkeit verfügt. Es gibt z. B. Abstrakta, deren Attribute oft metaphorisch verwendete Konkreta sind [...], wie z. B. *eine tiefe Trauer*.

Die Kompatibilität dieser Wörter ist nicht wie im Grundwortschatz durch die Zusammenhänge der außersprachlichen Realität bedingt, sondern idiosynkratisch. Der Bedeutungsumfang der Wörter kann im Deutschen und im Ungarischen unterschiedlich ausfallen, wie das auch die folgenden Beispiele veranschaulichen: *einen Wunsch abschlagen* (\approx *elutasítja a kívánságát*); *auf hoher See* (\approx *nyílt tengeren*). Die Schwierigkeit bei der Bildung solcher Kollokationen ergibt sich für den Lerner zum Teil aus der unterschiedlichen Polysemie der zielsprachlichen Wörter und ihrer Äquivalente in der Ausgangssprache. Der Bedeutungstransfer, der im Anfangsstadium noch als eine Gedächtnisstütze funktioniert, kann bei Polysemiekontrast zu Kollokationsfehlern führen. Die Nichtübereinstimmung der Sememe der lexikalischen Einheiten in der Ausgangs- und in der Zielsprache kann zu einer Verunsicherung der Lerner führen. Zahlreiche Kollokationsfehler beweisen die naive Vorstellung der Lerner über die grenzenlose Möglichkeit des Bedeutungstransfers.

Die Relevanz des Themas im DaF-Bereich wird also nicht bestritten. So könnte man mit Recht davon ausgehen, dass die Wörterbücher den Deutschlernern helfen, diese Problematik zu bewältigen. Um dies zu überprüfen, habe ich einige Wörterbücher aus der DaF-Perspektive unter die Lupe genommen. Als Korpus dienten dabei die Wörterbücher von Halász et. al. (2003); Hessky/Iker (2008); László/Szanyi (2002); Scheibl (2007) und Ernst (2003). Das untersuchte ungarische Verb war: *húz* (dt. *ziehen* usw.), mit Blick auf seine Präfixverben. Die Fragestellung war: Wie viele Bedeutungen von *húz* geben die Wörterbücher an? Wie viele zielsprachliche Äquivalente werden aufgelistet? Werden die semantischen und/oder stilistischen Unterschiede aufgeführt? Werden die Bedeutungen mit entsprechenden Kontextbeispielen verdeutlicht? Kurz: Wie gründlich, d.h. ausführlich und zugleich benutzerfreundlich sind die Wörterbücher in der Hinsicht von Polysemie-Kontrast und Kollokationen-Kontrast?

5. Wie viele Bedeutungen hat das Verb *húz*?

Um die vorhin gestellten Fragen beantworten zu können, müsste man zuerst zusammenrechnen, wie viele Bedeutungen das Verb *húz* hat. Die grundsätzliche Frage ist allerdings: Wie lässt sich die Zahl der Bedeutungen eines Wortes bestimmen?

Zuerst habe ich im Ungarischen Bedeutungswörterbuch (Pusztai 2003: 547f.) recherchiert: Hier werden die Bedeutungen von *húz* nummeriert unter 24 Punkten angegeben. Die Bedeutungen werden weiter nicht gruppiert, hierarchisch nicht geordnet. Wo allerdings eine Bedeutung soz. aufhört und wo die nächste anfängt, ist nicht eindeutig festzulegen. Unter Punkt 4 finden wir z.B. folgende Bedeutungsangaben: ‚maga felé mozgat vmit‘ (*közlebb húzza a széket; vizet húz (a kútból)*); ‚evez‘; ‚harangszóval jelez, harangoz‘ (*delet húznak*); ‚(sakkban v. hasonló játékban figurát) szabályszerűen áttesz‘ (*most te húzol*); ‚megfogva maga felé közelít és feszesen tart‘ (*húzza vkinek a haját*); ‚(borotva, fésű, nyíróeszköz) a szőrszálakba akadva fájdalmat okoz‘; ‚vki, vmi felé vonz‘ (*a leány felé húzta vmi*); ‚vkihez vonzódik, azt pártolja‘ (*a családjához húz*). Wie wir sehen, werden unter einem Punkt solche Bedeutungen und solche Kollokationen aufgeführt, die semantisch deutlich unterschiedlich sind. Die 24 Punkte bedeuten demgemäß nicht 24 Bedeutungen.

Es ist also unmöglich, zahlenmäßig exakt nachzuweisen, wie viele Bedeutungen ein Wort hat. Ein Vergleich auf streng quantitativer Basis muss mit Vorbehalt behandelt werden. Man kann allerdings die Zahl der Kollokationen vergleichen, in denen die Bedeutungen aktualisiert werden, wie auch die Auswahl der Stichwörter, die Struktur der Lemmata und die Anschaulichkeit der aufgeführten Kollokationen.

Genauso kann man dies auch in Bezug auf die Präfixverben durchführen. Aus dem Verb *húz* lassen sich 21 Präfixverben bilden. An dieser Stelle sollten zuerst einige Bedeutungen des Präfixverbs *meghúz* angesprochen werden:

meg|húzza a csavart → die Schraube **an/ziehen**

meg|húzza az üveget → einen großen/tüchtigen/kräftigen **Zug/Schluck** aus der Flasche nehmen

meg|húzza a vállát stb. → sich die Schulter usw. verrenken

meg|húzódot a dereka vkinek → einen Hexenschuss haben

meg|húzza a ravaszt → abdrücken (das Gewehr)

meg|húz vkit az iskolában, a vizsgán → jmdn. in der Schule sitzen lassen; jmdn. in der Prüfung durchfallen lassen usw.

Das Präfixverb *fel|húz* könnte mit Spiegelübersetzung lauten: *hoch/ziehen*, *auf/ziehen* oder *an/ziehen*. Aber welches von diesen sollte im jeweiligen Kontext

verwendet werden? Oder können alle drei verwendet werden? Oder eben keines von ihnen?

fel|húz vmit/vkit vhonnan → *etw./jmdn hoch/auf/ziehen*, z.B. *den verunglückten Höhlenforscher aus der Höhle (oder aufseilen)*

fel|húz vkit ('felidegesít') → *jmdn. mit etw. hoch/ziehen oder frotzeln*

felhúzza ('felidegesíti') magát → *regt sich auf*

fel|húz vkit ('kivégez') → *jmdn. aufhängen ('hinrichten')*

fel|húzza a falat → *die Mauer/die Wand hoch-/auf/ziehen*

fel|húzzák a függönyt → *den Vorhang auf/ziehen*

fel|húzza a horgonyt → *den Anker auf/ziehen*

fel|húzza az órát → *die Uhr auf/ziehen*

fel|húzza a ruháját → *die Kleider an/ziehen*

fel|húzza a ravaszt → *den Hahn (am Gewehr) spannen, an/ziehen*

fel|húzza az orrát → *die Nase rümpfen usw.*

6. Das Verb *húz* in zweisprachigen Wörterbüchern

6.1. Das Verb *húz* im Wörterbuch von Halász, Földes und Uzonyi

Ich habe in dem wohl umfangreichsten zweisprachigen Wörterbuch von Halász, Földes und Uzonyi (2003: 660) nachgeschlagen, um die möglichen Bedeutungen von *húz* und seine Äquivalente zu identifizieren. Wenn das Stichwort mehrere Bedeutungen hat, so werden in diesem Wörterbuch die Äquivalente jeweils nach diesen Bedeutungen, gruppiert zugeordnet, und diese Gruppen bilden aufeinander aufbauende Ebenen.

Die höchste Ebene bilden die sog. Bedeutungsklassen, die nach morphologischen Eigenschaften aufgestellt werden. Bei *húz* finden wir drei Bedeutungsklassen: in der ersten ist das Verb transitiv, in der zweiten intransitiv und in der dritten unpersönlich. Unter den drei Bedeutungsklassen finden wir die sog. Bedeutungsvarianten. Das transitive *húz* hat 10 Bedeutungsvarianten, das intransitive *húz* 4, beim unpersönlichen *húz* werden solche nicht unterschieden. Bedeutungsabstufungen werden bei *húz* nicht aufgeführt, aber zahlreiche synonyme Äquivalente. So z.B. bei *húz* synonym zu *ugrat*: *necken*, *foppen* und *ärgern* sind neutral (einfach-literarisch), aber *aufziehen* und *uzen* umgangssprachlich (közb), *zergen* volkstümlich (nép). Diese synonymen Äquivalente stellen die unterste Ebene dar.

Unter einer Bedeutungsvariante findet man zahlreiche Kollokationen. Die erste Bedeutungsvariante umfasst die allgemeine und übertragene Bedeutung

von *húz*, wobei u. a. folgende Kollokationen vorkommen: *ágyat húz* = *das Bett überziehen*; *fogat húz* = *einen Zahn ziehen*; *vmiből hasznot húz* = *aus etw. Nutzen ziehen*; *sorsot húz* = *ein Los ziehen, losen* usw. Bei diesen Bedeutungen könnten die Äquivalente sogar mit Spiegelübersetzung „erraten“ werden, nicht so aber bei der Kollokation *delet húznak* = *man läutet/die Glocken läuten Mittag*.

Die oben kurz beschriebene Hierarchie im Aufbau des Artikels und bei der Angabe der Bedeutungen stellt eine sowohl morphologisch-formale als auch eine semantische Ordnung dar. Man kann allerdings unmöglich exakt sagen, wie viele Bedeutungen das Verb *húz* hat, wie auch unmöglich ist, zahlenmäßig anzugeben, wie viele deutsche Verben als Äquivalente diese Bedeutungen wiedergeben, denn die Bedeutung realisiert sich jeweils in Wortverbindungen, und es gibt auch synonyme Entsprechungen. Man kann aber überprüfen, ob alle Präfixverben von *húz* aufgeführt werden. Von den 21 Präfixverben finden wir 18, es fehlen die folgenden 3: *hazahúz*, *idehúz* und *odahúz*.

6.2. Das Verb *húz* im Lernwörterbuch von Hessky und Iker

Das Lernwörterbuch von Hessky und Iker (2008) hat die Abiturienten und die Sprachlerner als Zielgruppe, die sich zur Sprachprüfung vorbereiten. Das Wörterbuch kann aber für jeden Deutschlerner hilfreich sein, denn die Lemmata sind sehr übersichtlich gegliedert. Die Valenzangaben sind sehr klar, außerdem sind die Kontextbeispiele treffend und einfach formuliert. Von den Bedeutungen des Verbs *húz*, die im Ungarischen Bedeutungswörterbuch aufgeführt werden, stehen hier die 8 häufigsten und die Wendung *a rövidebbet húzza* (= dt. *den Kürzeren ziehen*). Diese 8 Bedeutungen entsprechen etwa 6 Bedeutungsangaben des Ungarischen Bedeutungswörterbuches, und 4 von diesen werden dort als die ersten 4 Bedeutungen aufgeführt. Anzumerken ist noch, dass dieses Wörterbuch von den 21 Präfixverben von *húz* 17 enthält, es fehlen nur *hazahúz*, *keresztülhúz*, *túlhúz* und *végighúz*.

7. Recherche in Valenz-Wörterbüchern

7.1. Das Verb *húz* Wörterbuch von László und Szanyi

Das Buch von László und Szanyi geht vom Ungarischen als Ausgangssprache aus, d.h. listet die ungarischen Verben in alphabetischer Reihenfolge mit Angaben zu ihrer Valenz auf, parallel finden wir das deutsche Verb mit Valenzangaben bzw. einen deutschen Beispielsatz. Diese neue Auflage enthält 800

ungarische Verben in mehr als 3000 Bedeutungsvarianten und ihre deutschen Äquivalente. Das Register am Ende des Buches ermöglicht die Suche auch nach deutschen Stichwörtern.

Die Verfasser haben versucht, die Verben ins Wörterbuch aufzunehmen, die in der deutschen Alltagsrede frequentiert verwendet werden. Dazu haben sie einerseits Wortlisten der Lehrwerke in deutschen Gymnasien, andererseits Häufigkeitswörterbücher verwendet. Die ungarischen Äquivalente dieser deutschen Verben dienen dann als Ausgangspunkt im Wörterbuch. Somit können wir festhalten, dass die Wahl der Stichwörter geglückt ist, wie auch die Struktur der Lemmata. Zuerst werden die eher konkreten, dann die abstrakten Bedeutungen aufgeführt. Wenn ein Verb in seinen Bedeutungen eine unterschiedliche Anzahl von Ergänzungen haben muss oder kann, stehen zuerst die Bedeutungen, bei denen die Anzahl der Aktanten niedriger ist, so werden die Beispielsätze immer komplexer.

Die Struktur der Lemmata ist übersichtlich. Die Bedeutungen des ungarischen Verbs werden nicht kompliziert paraphrasiert, sondern sehr einfach mit Valenzangaben verdeutlicht. Somit erübrigen sich die ungarischen Beispielsätze, umso mehr, dass die deutschen Beispielsätze die jeweilige Bedeutung eindeutig identifizieren. Zwischen Polysemie und Homonymie wird nicht immer konsequent unterschieden: Demnach werden z.B. das Verb *vki becsap vkit* (→ *jmd. betrügt jmdn.*) und das Verb *vki becsap vmit* (pl. *ajtót*) (→ *jmd. schlägt etw.* (z.B. *die Tür*) *zu*) unter einem Stichwort aufgeführt.

Bei László und Szanyi wird das Verb *húz* in 9 Bedeutungen, das Präfixverb *ki|húz* in 7 Bedeutungen aufgeführt. Das Grundverb *húz* und das Präfixverb *ki|húz* werden nicht unter einem Lemma, sondern – dem alphabetischen Prinzip folgend – getrennt aufgeführt. All die anderen 20 Präfixverben bleiben weg.

7.2. Das Verb *húz* im Wörterbuch von Scheibl

Das Buch von Scheibl (2007) beinhaltet 777 Rektionen. Dabei werden nicht nur Verben, sondern auch Adjektive und Präpositionen aufgeführt.

Das Verb *húz* (*ziehen*) kommt bei Scheibl nicht vor, das Präfixverb *fel|húz* in einer einzigen Bedeutung: *felhúz vmit* (*ruhát*) (dt. *sich etw. anziehen*) (s. S. 113 und unter *sich anziehen* auf S. 12). Die anderen 20 Präfixverben werden nicht erwähnt.

7.3. Die Präfixverben von *húz* im Wörterbuch von Ernst

Das kleine Wörterbuch von Ernst (2003) gibt Präfixverben von 99 Hauptverben in ihren etwa 1000 Bedeutungen und ihre deutschen Äquivalente an. Dieses Buch enthält nur Präfixverben, die Verben aber, von denen diese abgeleitet worden sind, wurden ausgeklammert. Wir haben ja aber eben bei *húz* gesehen, dass bereits beim Grundverb viele Divergenzen zwischen Ausgangssprache und Zielsprache vorhanden sind. Ernst führt 14 Präfixverben von *húz* auf bzw. weitere 2 unter den Phraseologismen, d.h. insgesamt 16 Präfixverben.

Am Ende der Lemmata werden Phraseologismen aufgelistet, jedoch m.E. nicht ausführlich genug. So finden wir z.B. bei *kihúz* (dt. *ausziehen*) den folgenden Eintrag:

ki/húz vkit a csávából/bajból/slamasztikából [wörtl.: zieht jmdn. aus der Gerbbrühe/aus dem Übel/aus dem Schlamassel] → *jmdn. aus der Patsche/Klemme oder aus dem Schlamassel ziehen, jmdm. aus der Patsche/Klemme oder aus dem Schlamassel helfen.*

Wir finden aber den folgenden – in der ungarischen Umgangssprache häufig gebrauchten – Phraseologismus nicht:

ki/húzza a gyufát [wörtl.: jmd. zieht das Streichholz aus] → *jmdn. auf sich böse machen, jmdn. verärgern, so dass man mit Gegenangriffen rechnen muss.*

8. Fazit

Es ist eine Binsenwahrheit, dass das Verb die Grundstruktur des Satzes bestimmt, somit kommt dieser Wortart bei der Sprachproduktion die größte Relevanz zu. Dementsprechend soll der Vermittlung dieser Wortklasse im DaF-Unterricht große Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Polyseme ungarische Verben können auf Grund muttersprachlicher Analogie in falsche deutsche Kontexte transferiert werden und somit entstehen Interferenzfehler. Die Polysemie und die Divergenzen in den Kollokationen zeigen sich besonders deutlich bei den Präfixverben, wie auch die Unterschiede in der Valenzstruktur. Ungarische Deutschlerner sind geneigt, diese polysemen morphologisch komplexen Verben als Spiegelübersetzung ins Deutsche zu übertragen, was zu Interferenzfehlern führen kann. Dies hat auch die kleine Studie bestätigt.

DaF-Lerner, darunter besonders Germanistikstudenten, brauchen Lernwörterbücher, um die obige Problematik zu bewältigen. Die Recherche hat allerdings gezeigt, dass hier ein Mangel im DaF-Bereich vorliegt. Die Vorteile der untersuchten Wörterbücher sollten meiner Überzeugung nach wie folgt vereinigt werden:

- Als Ausgangssprache soll das Ungarische fungieren, denn die Richtung des Transfers ist Muttersprache → Zielsprache, d.h. die Lerner transferieren nach der Analogie des Ungarischen ins Deutsche.
- Im Sinne der strukturalistischen Bedeutungsauffassung sollen polyseme Verben in Kollokationen präsentiert werden, denn die Bedeutung ergibt sich durch die wesenhaften Sinnbeziehungen, die das Verb mit den Wörtern herstellt, mit denen es semantisch kongruent ist, mit denen das Verb eine lexikalische Solidarität aufweist.
- DaF-Lernwörterbücher sollen nicht nur die abweichenden, sondern auch die übereinstimmenden Kollokationen angeben, um die Möglichkeit des positiven Transfers zu bestätigen.³
- Der Benutzerfreundlichkeit zuliebe sollen die obligatorischen und die fakultativen Aktanten durch kleine Kontexte veranschaulicht werden, denn die in der linguistischen Forschung praktizierten Valenzangaben erscheinen sogar für Germanistikstudenten als viel zu kompliziert.
- Ein DaF-Lernwörterbuch sollte die abgeleiteten Präfixverben gleich nach dem Hauptverb in alphabetischer Reihenfolge beinhalten.

Literatur

- Burger, Harald: Phraseologie. Eine Einführung am Beispiel des Deutschen. 4., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag, 2010.
- DUW = Duden Deutsches Universalwörterbuch. 5., überarbeitete Auflage. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: Dudenverlag, 2003.
- Ernst, Elisabeth: Igekötös igék német megfelelőikkel. Ungarische Verben mit Präfixen und ihre deutschen Entsprechungen. Debrecen: Debreceni Nyári Egyetem Kht, 2003.
- Forgács, Erzsébet: Kontrastive Sprachbetrachtung. Szeged: Klebelsberg Kuno Egyetemi Kiadó, 2007.
- Forgács, Tamás: Bevezetés a frazeológiába. A szólás- és közmondáskutatás alapjai. Budapest: Tinta Könyvkiadó, 2007.
- Halász, Előd/Földes, Csaba/Uzonyi, Pál: Magyar-német nagyszótár. Ungarisch-deutsches Großwörterbuch. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2003.

3 Das Buch von Takács (o. J.) konzentriert sich nur auf die Unterschiede. (Takács behandelt das Verb *húz* nicht, beim Präfixverb *ki|húz* wird eine Bedeutung angesprochen, die anderen werden nicht aufgenommen.)

- Hessky, Regina/Iker, Bertalan: Német-magyar Magyar-német tanulószótár érettségizőknek és nyelvvizsgázóknak. Második, javított kiadás. Szeged: Grimm Kiadó, 2008.
- László, Sarolta/Szanyi, Gyula: Magyar-német igei vonzatok. Budapest: Nemzeti Tankönyvkiadó, 2002.
- Pusztai, Ferenc (Főszerk.): Magyar Értelmező Kéziszótár. Budapest: Akadémiai Kiadó, 2003.
- Reder, Anna: Kollokationen in der Wortschatzarbeit. Wien: Praesens Verlag, 2006.
- Scheibl, György: 777 vonzat német nyelvből. Szeged: Maxim Kiadó, 2007.
- Takács, Gábor: Eltérő német-magyar igevonzatok. Székesfehérvár: Lexika Tankönyvkiadó, o. J.

Die Etablierung der Kurzwortforschung in der germanistischen Sprachwissenschaft

Katalin Vincze (Nyíregyháza/Oradea)

1. Einleitung

Über Kurzwortforschung kann man erst seit ca. 30 Jahren sprechen. Sie entwickelte sich allmählich als Teildisziplin der Wortbildungslehre, praktisch als Reaktion auf die ständig wachsende Zahl der sogenannten Kurzwörter. Seit Anfang des 20. Jahrhunderts gewinnen die subtraktiven oder reduktiven Wortbildungstechniken neben den „klassischen“ Wortbildungsprozessen des Deutschen (Komposition und Derivation) immer mehr an Bedeutung. Und die Kurzwortbildung ist weiterhin produktiv: Heute entstehen ständig neue Kurzformen, die dazu dienen sollen, bei einem beschleunigten Lebenstempo möglichst viel Information in kurzer Zeit von einem zum anderen Gesprächspartner zu vermitteln. Die Vermehrung der verkürzten Wörter wurde vor allem von den Sprachpflegern seit Ende des 19. Jahrhunderts quasi als sprachliche Krise bewertet. Diese Situation hat dann auch einige Linguisten dazu bewogen, sich mit dem Phänomen sprachwissenschaftlich auseinanderzusetzen.

Was man unter Kurzwort versteht, war lange umstritten. Die Geschichte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit verkürzten Wortformen ist durch Definitionsschwierigkeiten und terminologische Unsicherheiten geprägt. In der gegenwärtigen Forschungsliteratur wird allerdings eindeutig zwischen Abkürzungen und Kurzwörtern unterschieden: eine Abkürzung wird ausgesprochen wie die Vollform, aus der sie abgekürzt wurde (z.B. die Abkürzung *z.B.* wird nur schriftlich verwendet, in der gesprochenen Sprache wird sie als *zum Beispiel* realisiert). Der Terminus ‚Kurzwort‘ lässt sich aufgrund der für die Kurzwortforschung maßgebenden Literatur (vgl. dazu u.a. Kobler-Trill 1994, Steinhauer 2000) wie folgt definieren: Kurzwörter sind Wörter, die durch Kürzung einer längeren Vollform gebildet werden, nicht nur graphisch, sondern auch phonisch realisierbar sind, und – zumindest zur Zeit ihrer Entstehung – prinzipiell Dubletten zu ihren Vollformen darstellen (vgl. auch Vincze 2010). Kurzwörter sind z.B. *DaF* < *Deutsch als Fremdsprache*, *Azubi* < *Auszubildende*, *Uni* < *Universität* usw.

2. Der Weg zur Entstehung einer neuen linguistischen Disziplin in der Germanistik

Im Folgenden möchte ich einen historischen Überblick über die Forschungsansätze geben, die schließlich zur Herausbildung eines eigenständigen Forschungsgebiets innerhalb der Wortbildungslehre geführt haben. Bei der Darstellung der frühesten Arbeiten kann ich mich vor allem auf die Monographien von Kobler-Trill (1994) und Steinhauer (2000) stützen. Spätere Publikationen werden im Hinblick auf ihre Relevanz für die weitere Entwicklung der Kurzwortforschung erwähnt. Und schließlich möchte ich auf neue Perspektiven für diese verhältnismäßig junge Disziplin hinweisen.

2.1. Über die Anfänge der wissenschaftlichen Beschäftigung mit einem neuen sprachlichen Phänomen

Die Wortkürzung ist eigentlich keine neue Erscheinung der deutschen Sprache. Greule deutet beispielsweise auf hypokoristische Kurznamen hin, die sogar in die indogermanische Zeit zurückreichen (z.B. Brunihild > Bruna) (Greule 2007: 125). Aus vereinzelt Beobachtungen von Grammatikern am Ende des 18. Jahrhunderts kann man auf eine schon damalige Vermehrung von Kurzwörtern im Allgemeinwortschatz schließen. Die älteste kritische Äußerung stammt von Johann Christoph Adelung:

Es sind zwar dergleichen Zusammenziehungen auch jetzt so gar selten nicht; allein sie kommen nur in den gemeinen Mundarten und in den niedrigsten Classen der Sprechenden vor. In den obern gelten sie für wahre Verstümmelungen, und verdienen daher keine weitere Aufmerksamkeit. (Adelung 1790, zitiert nach Steinhauer 2000: 12)

Die Verbreitung der sprachökonomischen Kurzformen wurde seit Beginn des 20. Jahrhunderts immer öfter zum Thema der Sprachwissenschaft. Kobler-Trill (1994) verweist in ihrem wissenschaftshistorischen Überblick in erster Linie auf Arbeiten, in denen die Autoren die verschiedenen Kürzungen zu klassifizieren versuchten: z.B. Dunger 1909, Schirmer 1911, Briegleb 1918, Wellander 1923, Müller 1930 und Henzen 1947.

Obwohl der Gebrauch von Kurzwörtern meistens kritisiert wurde – man bezeichnete sie als ‚Verstümmelung der Muttersprache‘, ‚Wortscheusale‘, ‚Brocken- und Trümmersprache‘ usw. (siehe Steinhauer 2000, 2001) –, gab es trotzdem einige Autoren, die sie für akzeptabel hielten. Steinhauer erwähnt, dass Schirmer (1911 und 1913) die Kurzformen mit Fachsprachen und Gruppensprachen in Verbindung bringt, wogegen sogar Kritiker nichts einzuwenden haben,

„erst die Übernahme in den Allgemeinwortschatz stellt für sie das Problem dar“ (Steinhauer 2000: 12). Auch Binz (1922) wies auf die Tendenz zur Wortkürzung in den Fachsprachen hin und hob ihre Vorteile für die deutsche Sprache hervor (ebd.). In den nächsten Jahren gab es trotz starker Zunahme der Kurzwörter keine beachtenswerten wissenschaftlichen Untersuchungen zum Thema.

2.2. Die Anerkennung der Wortkürzung als produktives Wortbildungsverfahren des Deutschen

Erst in den fünfziger Jahren ist wieder ein stärkeres Interesse für Kurzwörter zu beobachten. Als Meilenstein für die Kurzwortforschung gilt der Aufsatz *Die Kurzwörter im heutigen Deutsch* von Bergstrøm-Nielsen aus dem Jahre 1952. Er unterscheidet zum ersten Mal ‚Abkürzung‘ und ‚Kurzwort‘ deutlich voneinander:

Der Unterschied zwischen Abkürzung und Kurzwort liegt also in der Aussprache: eine *Abkürzung* wird ausgesprochen wie der voll ausgeschriebene Ausdruck, aus dem sie entstanden ist (*d.h.* = das heißt, *usw.* = und so weiter, und *z.B.* = zum Beispiel); ein *Kurzwort* wird gelesen wie man es schreibt (*AEG*: Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft und *Hapag*: Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, die [a'e:'ge:] und [hapak] gelesen werden. (Bergstrøm-Nielsen 1952, zitiert nach Kobler-Trill 1994: 8) Seine Definition wird heute in der linguistischen Fachliteratur – fast – einheitlich gebraucht.

In den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren beschäftigte man sich immer intensiver mit den Kurzwörtern. Die von Kobler-Trill zu den neueren Arbeiten gezählten Typologisierungsversuche unterscheiden sich von den früheren vor allem darin, dass die neuen Klassifikationen eindeutiger sind. Sie meint nämlich, dass es sehr schwierig ist, im Bereich der älteren Forschung eine wissenschaftliche Entwicklung festzustellen, weil die früheren Forschungsergebnisse nicht beachtet und z.B. ältere Termini scheinbar übernommen, aber eigentlich anders verstanden worden sind (Kobler-Trill 1994: 33). Kobler-Trill stellt fest, dass man in den Untersuchungen von Fleischer 1969, 1983; Wellmann 1984; Bellmann 1977, 1980; Schröder 1992 und Starke 1997 deutlichere Differenzierungen der unterschiedlichen Typen findet (Kobler-Trill 1994: 47). Für besonders weiterführend hält sie den Ansatz von Bellmann 1977 und 1980. Auch Steinhauer kennzeichnet seine Abhandlungen als die bis dahin ausführlichste und für die Kurzwortforschung wegweisende Arbeit, mit der die Entwicklung dieser Disziplin angefangen hat (Steinhauer 2000: 18).

Für die neueren Untersuchungen ist allgemein charakteristisch, dass sich fast kein Forscher mit den den Klassifikationen zugrundeliegenden Kriterien explizit

befasst. Sie ziehen die auffallendsten Merkmale der Kurzwörter zur Typologie heran, wie z.B. Umfang oder Anzahl der Segmente, die Position der Kurzwort-Segmente im Basislexem und die phonetische Realisation von Einzelbuchstaben (Kobler-Trill 1994: 58). Erst Kobler-Trill betrachtet die Beschreibung dieser Aspekte als wichtig für die Erstellung ihrer Kurzworttypologie. In Bezug auf die Forschungslage im Jahre 1994 stellte sie fest, dass Kurzwörter immer noch „oft nur als Randgebiet der Wortbildungslehre betrachtet und dann in entsprechenden Darstellungen äußerst knapp behandelt werden“ (Kobler-Trill 1994: 3).

Obwohl auch Steinhauer noch große Desiderate in der Kurzwortforschung sieht, da es bis zum Jahr 2000 nur zwei umfassendere Arbeiten zum Thema vorlagen (die Dissertation von Vieregge 1978 und die von Kobler-Trill 1994), behauptet sie, dass die Kurzwortbildung seit etwa den achtziger Jahren als eigenständiger Teil der Wortbildung betrachtet und in den Wortbildungslehren neben Komposition, Derivation und anderen Wortbildungsmöglichkeiten aufgeführt wird (Steinhauer 2000: 2). Dazu hat auch Greule beigetragen. Wegen der ständig steigenden Tendenz zur Kurzwortbildung plädierte er in einem Vortrag 1989 für die endgültige Anerkennung der Kurzwortbildung als Teil des deutschen Wortbildungssystems (Steinhauer 2000: 23). Die von ihm erarbeitete Typologie (1992, 1996) dient als Grundlage u.a. für die Untersuchungen von Steinhauer.

Auf andere Forscher übt die Klassifikation von Kobler-Trill einen großen Einfluss aus. Ihre Dissertation (1994) war lange die ausführlichste Arbeit zum Thema. Der Titel *Das Kurzwort im Deutschen: eine Untersuchung zur Definition, Typologie und Entwicklung* ist schon ein eindeutiger Hinweis darauf, dass sich die Autorin nicht weniger zum Ziel gesetzt hat als dieses Wortbildungsverfahren detailliert zu beschreiben. Und tatsächlich definiert sie ihren Forschungsgegenstand durch die Abgrenzung von verwandten Wortbildungskonstruktionen präziser als jemand je zuvor. Und bei der Ausarbeitung ihrer umfassenden Typologie berücksichtigt sie auch die früheren Forschungen, wobei sie versucht, Unklarheiten zu beseitigen sowie die schon bekannten Typen eventuell weiter zu differenzieren. In ihrer empirischen Untersuchung bestätigt sie weiterhin die frühere Annahme, dass die Zahl der Kurzwörter erst im 20. Jahrhundert und besonders seit dem zweiten Weltkrieg erheblich gestiegen ist.

Für die Kurzwortforschung ziemlich wesentlich ist auch das Buch *Sprachökonomie durch Kurzwörter* von Steinhauer aus dem Jahre 2000. Ihre Untersuchung richtet sich aber vor allem auf die Fachkommunikation. Sie beschreibt Kurzwörter erstmals anhand eines fachsprachlichen Korpus. Ihre Kategorisierung geht – wie oben schon erwähnt – auf die Typologie von Greule zurück.

Aus historischem Aspekt muss noch die 7. Auflage der DUDEN-Grammatik erwähnt werden. In den früheren Veröffentlichungen der Duden-Reihe erschie-

nen nämlich die aktuellen Ergebnisse der Kurzwortforschung noch gar nicht. Barz, die Autorin des Kapitels *Wortbildung* in diesem Band aus dem Jahre 2005, verwendet schon die konsequente Unterscheidung zwischen Kurzwörtern und Schreibabkürzungen. Bei der Beschreibung der verschiedenen Typen entsteht hier aber wieder eine neue Kategorisierung. Allerdings wird in diesem Band die Kurzwortbildung schon als eigenständige und produktive Wortbildungstechnik behandelt.

2.3. Neue Perspektiven für die Kurzwortforschung

Wie es aus der Darstellung der bisherigen Forschungstätigkeit im Bereich der Kurzwörter ersichtlich ist, überwiegen die Versuche, die verschiedenen Kurzworttypen zu beschreiben und zu kategorisieren. Über die rein morphologischen Aspekte hinaus zeigen aber die Wortkürzungen auch Eigenschaften, die in der Forschung bisher weniger Beachtung gefunden haben. Nur in einigen Aufsätzen trifft man eine etwas andere Annäherungsweise dieser Problematik.

Bellmann (1980) ist vielleicht der erste, der auf eine Art semantischer Variation zwischen Kurzwort und Original aufmerksam macht. Später wurde dann diese lexikalische Variationsmöglichkeit sogar in die Definition der Kurzwörter als unterscheidendes Merkmal im Vergleich zu anderen Wortbildungsprodukten mit Kürzung (z.B. Kunstwörter und Wortkreuzungen) eingebaut. Dass die Synonymie-Beziehung zwischen Vollform und Kurzwort zumindest bei der Bildung der Kurzform besteht, wird also in der neueren Fachliteratur als Definitionskriterium verwendet. Aber die Inhaltsseite der Kurzwörter, bzw. das inhaltliche Verhältnis von Kurz- und Langformen bleibt weitgehend unberücksichtigt.

Weber (2002) betont, dass man nicht generell davon ausgehen kann, dass die längere Wortschatzeinheit mit ihrer Kurzform gleichbedeutend ist. Er versucht die inhaltlichen Unterschiede zu systematisieren und lenkt damit die Aufmerksamkeit auf einen bisher vernachlässigten Bereich der Kurzwortforschung.

Eine neue Richtung bietet auch Michel (2006) für die weitere Erforschung der Kurzwörter. Er plädiert dafür, dass nicht nur systemlinguistische Eigenschaften dieser Wortbildungsprodukte, sondern auch pragmatische Fragestellungen mit in die Untersuchungen einbezogen werden. Der konkrete Sprachgebrauch sollte seiner Meinung nach viel mehr in den Vordergrund gerückt werden. Die verschiedenen Kurzwortfunktionen könnten z.B. mit Hilfe der in der Kommunikationswissenschaft bekannten ‚Lasswell-Formel‘ ergründet werden: „Wer gebraucht Kurzwörter also wann, wie, zu wem und wozu?“ (Michel 2006: 72). In einem neueren Aufsatz nimmt er das Synonymieverhältnis zwischen Kurzwörtern und ihren Vollformen unter die Lupe, und beschreibt die Ergebnis-

se einer Sprecherbefragung zu diesem Thema. Dabei betont er auch, dass der Semantik von Kurzwörtern forschungsgeschichtlich wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde (Michel 2011: 135). Aus seiner Untersuchung leitet er unter anderem die Konsequenz ab, dass die These der totalen Synonymie zwischen Kurzwort und Vollform nicht aufrecht zu halten ist, und noch weitere Analysen zu dieser Frage notwendig sind.

Es gibt aber über die erwähnten hinaus noch zahlreiche Aspekte des Gebrauchs von Kurzwörtern, die bisher in der Forschung weniger beachtet worden sind und weitere Perspektiven für diese junge Disziplin bieten. Es eröffnen sich auch mehrere interdisziplinäre Forschungsfelder. So könnten z.B. soziolinguistische Aspekte bei Untersuchungen des Phänomens in den einzelnen Varietäten des Deutschen eine Rolle spielen. Auch im Bereich der Textlinguistik ergeben sich interessante Themen, wie Zusammenhänge zwischen Texttyp und Kurzwortgebrauch. Diachrone Untersuchungen wären zudem erforderlich, um manche unbeantwortete Probleme der Geschichte dieses Wortbildungstyps bzw. einzelner Kürzungsprodukte zu erhellen. Das Ergebnis könnte u.a. „ein etymologisch-wortgeschichtliches Wörterbuch für die historische Betrachtung der Kurzwörter im Deutschen“ sein (vgl. Greule 2007: 128).

3. Zusammenfassung

Auch aus diesem forschungshistorischen Überblick wird offensichtlich, dass sich die Germanistik tatsächlich ständig erneuern muss. Kurzwörter sind zwar in der früheren Sprachgeschichte nicht unbekannt, ihre massenweise Entstehung und Verbreitung im 20. Jahrhundert hat aber die Notwendigkeit eines neuen Forschungsgebiets hervorgerufen.

Was den heutigen Forschungsstand betrifft, kann man abschließend Folgendes festhalten: Obwohl sich die meisten Untersuchungen bisher auf die Ausdruckseite der Kurzwörter gerichtet haben, kann man immer noch nicht von einer einheitlichen Terminologie und Typologie sprechen. Einen eindeutigen Beweis dafür liefert z.B. der Sammelband *Sprachliche Kürze* (2007), in dessen Beiträgen man oft abweichende Benennungen der verschiedenen Kurzworttypen und ihre unterschiedliche Klassifikationen findet, was teilweise ziemlich verwirrend ist. Die Existenz dieser Publikation bestätigt jedoch die Relevanz dieses Forschungsgebiets. Heute ist es also unumstritten, dass die Kurzwortbildung ein produktiver Teil der deutschen Wortbildung ist, die sowohl in der Alltagssprache als auch in den Fachsprachen intensiv erforscht werden sollte. Die herkömmlichen morphologischen Aspekte reichen aber nicht mehr aus: Kurzwörter werden immer mehr aus semantischer und pragmatischer Hinsicht betrachtet.

Literatur

- Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hg.): Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2007.
- Bellmann, Günter: Zur Variation im Lexikon. *Wirkendes Wort*, 30, 1980/6, S. 369–383.
- DUDEN. Die Grammatik. Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich: Dudenverlag, 2005.
- Greule, Albrecht: Kurzwörter in historischer Sicht. In: Bär, Jochen A./Roelcke, Thorsten/Steinhauer, Anja (Hg.): Sprachliche Kürze. Konzeptuelle, strukturelle und pragmatische Aspekte. Berlin, New York: Walter de Gruyter, 2007, S. 118–131.
- Kobler-Trill, Dorothea: Das Kurzwort im Deutschen: eine Untersuchung zu Definition, Typologie und Entwicklung. Tübingen: Niemeyer, 1994.
- Michel, Sascha: Kurzwortgebrauch. Plädoyer für eine pragmatische Definition und Prototypologie von Kurzwörtern. *Germanistische Mitteilungen*, 64/2006, S. 69–83.
- Michel, Sascha: Das Kurzwort zwischen 'Langue' und 'Parole' – Analysen zum Postulat der Synonymie zwischen Kurzwort und Vollform. In: Elsen, Hilke, Michel, Sascha (Hg.): Wortbildung im Deutschen zwischen Sprachsystem und Sprachgebrauch. Stuttgart: ibidem-Verlag, 2011, S.135–163.
- Steinhauer, Anja: Sprachökonomie durch Kurzwörter. Bildung und Verwendung in der Fachkommunikation. Tübingen: Gunter Narr Verlag, 2000.
- Steinhauer, Anja: Von »Azubi« bis »Zivi«, von »ARD« bis »ZDF«. Kurzwörter im Deutschen. *Der Sprachdienst*, 2001/1, S. 1–14.
- Vincze, Katalin: Kurzwortbildung kontrastiv – deutsche Kurzworttypen und ihre ungarischen Entsprechungen. In: Andrea Benedek, Gizella Boszák, Renata Alice Crişan (Hg.): Begegnungsräume von Sprachen und Literaturen. Studien aus dem Bereich der Germanistik. Klausenburg – Großwardein: Partium Verlag, 2010 (Band 2), S. 101–112.
- Weber, Heinrich: Die Inhaltsseite von Kurzwörtern und Abkürzungen. In: Cruse, D. Alan/Hundnurscher, Franz/Job, Michael/Lutzeier, Rolf Peter (Hg.): Lexikologie. Ein internationales Handbuch zur Natur und Struktur von Wörtern und Wortschätzen. Berlin, New York: de Gruyter, 2002, S. 457–460.

Gebrauchstexte und die Erforschung historischer Regionalsprachen: Die Sprache der Bitburger Hospitalsurkunden¹

Thomas Schares (Bayreuth)

1. Einleitung

Im Stadtarchiv zu Bitburg (Eifel) finden sich fünf pergamentene Urkunden aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts, die alle im Umfeld des Hospitals zu Bitburg ausgestellt worden sind. Das Besondere dieser Geschäftsbriefe ist, dass sie nicht, wie damals noch üblich, in lateinischer Sprache abgefasst worden sind, sondern in der Volkssprache, der Muttersprache der Urkundsparteien. Die fünf Stücke sind daher nicht nur wertvolle Zeugnisse für den Historiker, auch der Sprachwissenschaftler wendet sich diesen Texten mit großem Interesse zu; in diesem Fall umso mehr, da die moselfränkische Region ein an frühen Textzeugnissen sehr armer Raum ist.

Schon ein kurzer Blick in den Text der Urkunden genügt, um festzustellen, dass dem Leser kein Hochdeutsch – oder besser Standarddeutsch – heutiger Prägung entgegentritt. Die Sprache unterscheidet sich stark von dem dem heutigen Muttersprachler vertrauten Deutsch, wenn auch andererseits zweifelsfrei erkennbar ist, dass es sich um eine Variante des Deutschen handelt. Verschiedene Umstände bedingen, dass die Sprache dieser Urkunden auf den heutigen Leser befremdlich wirkt: Zunächst ist es der große zeitliche Abstand, der bewirkt, dass die Texte auf den unbedarften Leser befremdlich wirken. Die Texte sind gut 650 Jahre alt; und aufgrund bestimmter Merkmale, die noch näher zu benennen sein werden, lassen sie sich der mittelhochdeutschen Sprachperiode zuordnen, dem im hohen und späten Mittelalter gesprochenen und geschriebenen Deutsch, in der Übergangsphase zum Frühneuhochdeutschen. In dieser Zeit hat keine einheitliche Hoch- oder besser Standardsprache vergleichbar dem heutigen Hochdeutschen existiert, die von allen Teilnehmern der Sprachgemeinschaft gleich geschrieben und einigermaßen gleich gesprochen worden wäre. In der mittelhochdeutschen Zeit (und auch vorher, im Althochdeutschen des frühen Mittel-

1 Nicht nur im Zusammenhang mit der Entstehung dieses Aufsatzes geht mein Dank an meinen wichtigsten Hochschullehrer Kurt Gärtner (Marburg/Trier). Der Beitrag wurde als Referat gehalten auf der germanistischen Tagung *Interkulturelle Erkundungen. Leben, Lernen und Schreiben in zwei Kulturen* am 24. September 2010 an der Partium-Universität in Großwardein/Oradea/Nagyvárad (Rumänien).

ters) gab es keinen nationalen oder die Dialektlandschaften übergreifenden Standard, die damals gesprochene und geschriebene Sprache war geprägt von regionalen, also dialektalen Eigentümlichkeiten (wie auch noch heute – wenn auch in weitaus geringerem Maße – das gesprochene Deutsch der meisten Teilnehmer der Sprachgemeinschaft sich, zum Teil anhand recht subtiler sprachlicher Merkmale, einem dialektalen Raum des deutschen Sprachgebiets zuordnen lässt). Solche dialektalen Merkmale der gesprochenen Sprache dieser Zeit sind selbstverständlich mit ihren Sprechern verschwunden, doch geblieben sind uns schriftliche Zeugnisse, die solche Merkmale ebenso aufweisen können und für uns bewahrt haben. Ein die Regionen übergreifender Standard der Volkssprache (eine deutsche „Hochsprache“) hat im 14. Jahrhundert bestenfalls in Ansätzen existiert, und ist für die gesprochene Alltagskommunikation auf keinen Fall anzunehmen. So kann jeder erhaltene mittelhochdeutsche Text mehr oder weniger zweifelsfrei einer deutschen Dialektlandschaft, etwa dem Baierischen, Schwäbischen, Thüringischen, Rheinfränkischen, Ripuarischen oder aber auch dem Moselfränkischen², um das es uns hier gehen soll, zugeordnet werden. Eine beliebige Dialektkarte des deutschen Sprachraums gibt Aufschluss über die mundartliche Gliederung des deutschen Dialektkontinuums; dieses hat sich seit der althochdeutschen Zeit, also seit dem Beginn der deutschen Sprachgeschichte kaum verändert, die dialektalen Großräume haben sich über einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren kaum verschoben, wenn sich auch die einzelnen Dialekte weiter entwickelt und verändert haben. So lassen sich bestimmte mundartliche Merkmale aus der mittelhochdeutschen Zeit, wie sie in überlieferten Texten bezeugt sind, auch in den heutigen Dialekten wiederfinden, wenn auch nicht immer und nicht vollständig ausgeprägt. Genau so zeigen die heutigen Dialekte Merkmale, die sich in Texten aus der mittelhochdeutschen Zeit nicht nachweisen lassen, eben weil sich die Dialekte, jeder für sich, und sie sich oft untereinander beeinflussend, weiter entwickelt haben. Dass wir heute etwa im Hochdeutschen „Kissen“ sagen und nicht „küssen“ (so die „normale“ mittelhochdeutsche Form), oder „Zeit, neu, Haus“ und nicht „zît, niuw, hûs“ (im Moselfränkischen „këssen, Zejt, nai, hous“; „Kissen“ und „küssen“ sind mosfrk. übrigens in dem Wort „këssen“ zusammengefallen), liegt daran, dass in bestimmten Dialekten schon in mittelhochdeutscher Zeit „Kissen, Zeit, neu, Haus“ gesagt wurde, dies dann allmählich von den Sprechern anderer Dialekte übernommen wurde und so schließlich als Form in die neuhochdeutsche Standardsprache einging. So hat – vereinfacht dargestellt – im Grunde jeder deutsche Dialekt in die deutsche Standardsprache dialekttypische Formen eingebracht, die dann, von allen Spre-

2 Vgl. z.B. die Karte auf Wikipedia: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Moselfran-kisch.png?uselang=de>.

chern der Gemeinschaft benutzt, als hochdeutsch und nicht mehr als dialektal empfunden werden.³ Eine weitere Gruppe dialektaler Merkmale findet sich zwar in den Texten mittelhochdeutscher Zeit, ist aber in den heutigen Dialekten nicht (mehr) belegbar. So steht etwa in moselfränkischen Urkunden aus der Mitte des 14. Jahrhunderts „Satertag“ (vgl. ndl. zaterdag und engl. saturday), eine nördliche Form des Worts, während in den heutigen moselfrk. Dialekten „Samstag“ – die südliche Variante – gültige Form ist (Schares 2005: 400f.). Ob in den Eifel-dialekten jemals „saterdach“ gesagt worden ist, oder ob diese Form aufgrund schriftsprachlicher Einflüsse in Zeugnissen aus der Region auftaucht, kann nicht wirklich geklärt werden. Wohl aber ist es ein Merkmal moselfränkischer Texte aus der Zeit.

Für die Sprache der Hospitalsurkunden aus Bitburg nun bedeutet das: Sie wirkt auf den heutigen Leser fremd aus zwei Hauptgründen: 1. Aufgrund der zeitlichen Distanz sind die Urkunden sprachlich einer früheren Epoche der deutschen Sprache, nämlich dem Mittelhochdeutschen zuzurechnen. Daher finden sich darin sprachliche Merkmale dieser Zeit. 2. sind die Urkunden in einem bestimmten dialektalen Umfeld des Mittelhochdeutschen entstanden, nämlich im Raum des Moselfränkischen. Daher weisen die Urkunden sprachliche Merkmale auf, die in das (mittelalterliche) Moselfränkische verweisen.

Die Besonderheiten der Sprache unserer zu behandelnden Urkunden erklären sich entsprechend durch zwei Faktoren, den zeitlichen und den räumlichen. Bei der anschließenden näheren Betrachtung der Urkundentexte möchte ich ein besonderes Augenmerk auf die dialektalen Eigenheiten legen, die Merkmale also, aufgrund derer gesagt werden kann, dass es sich bei der Sprache in diesen Urkunden um eine moselfränkische Schreibsprache handelt. Dies ist deshalb besonders bemerkenswert, weil gerade der moselfränkische Raum ein an alten Texten sehr armer Raum ist, die Literaturszene des Mittelalters, sei es die geistliche oder die höfische, konzentrierte sich an Zentren fernab der Eifel (mit Ausnahme des *Yolande*-Epos aus dem Luxemburgischen⁴), obwohl es andererseits eifrigen französisch-deutschen Kulturaustausch gab, der sich auch über diese Region hin abspielte (man vergleiche die noch heute häufigen frz. Lehnwörter im Gegenwartsdialekt wie *Plaffung*, *Budick* usw.). In jedem Falle gibt es nur eine geringe Anzahl moselfränkischer mittelalterlicher Schriftzeugnisse; daher haben die Bitburger Hospitalsurkunden einen hohen Stellenwert, weil es sich um

3 Vgl. z.B. Rudi Keller: Die deutsche Sprache. Hamburg: Buske, 1995, S. 265ff.

4 Vgl. Claudine Moulin: Bruder Hermann von Veldenz, Leben der Gräfin Yolanda von Vianden. Textgetreue Edition des Codex Mariendalensis (Bibliothèque Nationale, Luxembourg, Ms. 860), Institut Grand-Ducal. Section de Linguistique, d'Ethnologie et d'Onomastique, Luxembourg, 2009.

mit die frühesten volkssprachigen Urkunden aus der Eifelregion handelt.⁵ Vom Schönecker Herrn Hartrad liegt ein Konvolut volkssprachiger Urkunden aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts vor (vgl. Schares 2005).

Ein weiterer Grund, warum diese Texte auf den unbedarften Leser einen verwirrenden Eindruck machen, liegt in der Textsorte begründet. Bei den Urkunden handelt es sich um eine Form des Verwaltungsschrifttums, es sind rechtlich bindende Schriftstücke, ähnlich heutigen Verträgen. Wir alle sind mit der Verklausulierung von modernen Verträgen und von Verwaltungsschriftstücken im Allgemeinen bestens vertraut, die Undurchdringlichkeit, die verwirrend-verworren erscheinende Formulierungswut mit ihren Wortungetümen ist geradezu sprichwörtlich für die Sprache des Rechts und der Verwaltung. Der Fall liegt hier bei unseren Urkunden aus dem Bitburger Hospital ähnlich. Die Texte folgen in hohem Maße textlichen Traditionen und Konventionen. Diese sind für das mittelalterliche Verwaltungsschrifttum geprägt vom monastischen Mittellatein, der Aufbau der Urkunden – was an welcher Stelle wie gesagt wird – ist streng geregelt. Auch bei diesen wenigen hier mitgeteilten Stücken ist der ähnliche Bau, sind die oftmals fast identischen Formulierungen schon bei einem oberflächlichen Vergleich leicht ersichtlich. Es wird deutlich, dass sich die Verfasser eines begrenzten Vorrats an immer wieder gleichen oder ähnlichen Formulierungen bedient haben.

2. Sprachliche Besonderheiten der Bitburger Urkunden

Ohne allzu strenge wissenschaftliche methodische Zwänge, andererseits aber trotzdem akkurat und auch für den Sprachwissenschaftler benutzbar, weshalb ich nicht auf gelegentliche Verweise auf andere Werke nicht verzichten, den Apparat aber nicht mit dem Obligatorischen, nämlich Verweisen auf Grammatiken und Fachnachsschlagewerke, beschweren wollte, sollen nun die sprachlichen Besonderheiten der Bitburger Urkunden zusammengestellt werden. Bei der Zusammenstellung der sprachlichen Merkmale möchte ich, wie es auf den ersten Blick scheint, etwas umständlich vorgehen, indem jedes Belegbeispiel aus den Urkundentexten nochmals explizit genannt wird. Dieses redundante Verfahren bietet aber den Vorteil der großen Transparenz, und es wird zusätzlich einmal mehr deutlich, in welcher Massierung manche dialektalen bzw. landschaftsprachlichen Merkmale in den Texten auftreten. Wesentlich ist überdies die Feststellung, dass diese Texte aus der Übergangsphase zwischen dem Mittel-

5 Die Untersuchung des volkssprachigen Verwaltungsschrifttums des Eifelraums, seines Aufkommens, seiner Entfaltung steht weitgehend aus, doch vgl. Reichert 1997 und Schares 2005, m.E. auch Ravida 2012; neuerdings Weimann 2012.

hochdeutschen und dem Frühneuhochdeutschen liegen. Manche auftretenden sprachlichen Merkmale weisen dabei in die Zukunft, andere sind wiederum eher bewahrend und relikthhaft.

2.1. Erhalt des germanischen /d/

Diese mitteldeutsche Erscheinung, auch bezeichnet als unverschobenes vorahd. /d/ ist weit verbreitet und in der hier vorliegenden Schreibsprache vollständig durchgeführt, auch in den Gegenwartsdialekten vollständiger Erhalt (Weinhold 1967: § 187ff., 182ff.). Einher damit gehen Lenisierungsercheinungen wie der Dental in *Spidal*.

I. (1) ludin, (3) fpidalis, (4) dri, (5, 7) fpidale, (6) nuede, (7, 12) gebedin, (7) drücke[n], (11) lude, (13) godis geburde, vridagis, dage.

II. (1) Dûn, lûden, (2, 5, 12, 16) Held[er], (5) gûden, (6) v[o]nden, (8) dach, (9, 15) haldin, (11) dage (3mal), (12, 15, 16) held[er], (17) gude[n], (19) Gebedin, bitten. Reflexe u. vgl. Gegenwartsdialekt „schedden“: (12) beschûddin, (6) v[o]nden.

III. (1) gedaen, Dûn, luden, (3, 13) Sp[e]yddaels, gûden, (4) guden, (6) vnden, (8) dieffe, drugen, (10) eelude, (12) vffgedragen, vffdraen, (13) gûde[n] (14) behalden, (15) gûde, (16) doyne, (17) dûn, gedaen, (19) spy[e]ddaels, (22) gude[n], dûegen, unbedg[o]en, (26) gebede[n], bidde[n], (31) gebede[n], h[er]tздûm, (34) gebeden, (35) doyn, (35) myde.

IV. (1) gedaen, (2) Dûn, luden, (3) gûden, (5) Spyeddaels, gûden, gûde, (8) inhalde[n]t, (11) haldende, (12) goidfZhûsis, spyeddaels, gûden, (13) dieffe, (14) lude, (16) gedûen, (17) gûde, (19) Zijde, (21) v[o]nder, (24) vfgedragen, vffdraen, (26) gûden, (27) halde[n], (28) behalde[n], (29, 31, 32) gedaen, (30) doyne, (32) gûden, (33) wyedûms, (33) gelyffden, myde.

V. (1) gedaen, Dûn, (2) luden, (3) helder, (4) gûde, gûden, (6) gûden, (9) Remyffdach, (10) held[er]n, (12) alden, (13) lude, (14) deyl, (15) eelude, held[er], (16) doin, (18) worden, doyne, (20) dage, held[er], (21) eelude[n], (22) held[er], (23) gûde, gûde[n], (27) luden, (30) eelude[n], held[er]n, (31) doyne, gebeden, bitten, (34) gebede[n], (15) v[er]biede.

2.2. Signalwörter dat, dit, it, wat, allet

Das in bestimmten Reliktwörtern in der II. Lautverschiebung nicht verschobene /t/ ist ein Hauptkennzeichen des Mittelfränkischen und in den hier untersuchten Urkunden einheitlich gehandhabt (Paul/Wiehl/Grosse 1998: § 165, 1; § 174).

I. (1, 5, 7) dat, (5) wat, (7) dit.

II. (2, 6, 6, 7, 9, 9, 12, 13, 13, 14, 14, 16) dat, (13) it, (20) Dat.

III. (2, 18, 27) Dat, (10, 11, 11, 18, 20) dat, (15, 22) hit, (23) wat, (24) Dez. Normalmhd. mit t: (22)v[o]n**betwünge**[n]

IV. (7, 15, 15, 19, 19, 28, 32) dat, (9) Dat, (19) wat, (17, 33) hit.

V. (2) Dat, (8, 13, 15, 18, 19, 22, 23, 32, 33) dat, (16) wat .

2.3. Unverschobene /p/

Die hier vorliegenden Urkunden zeigen im Hinblick auf die II. Lautverschiebung im Anlaut unverschobenes /p/, im Signalwort „op“ überwiegend /f/, das ergibt einen moselfränkischen Lautstand mit einer Überlagerung beim Signalwort „op“ durch die südlichere verschobene Form (Beckers 1980: 469).

I. keine Belege, keine Gegenbelege.

II. (8, 15) v[o]f, (3, 12) pünt, (3) pennu[n]ge, (12) pe[n](13)nu[n]gge.

III. (12) vffgedrage[n], (12) vffdraen, (13, 13, 20, 22) vff, (17) helfe[n], offe[n]bar, (25) offene[n].

IV. (24) vfgedrage[n], vffdraen, (29) vp, (32) vff.

V. (5) intphanen, (6) v[er]pant, v[er]pende[n], (7, 14, 17) vp, (9) vff, (16, 17) pende[n], (17) pende, (17) v[er]penden. (27) v[er]pant.

2.4. H-Pronomina

H-Pronomina sind eine Besonderheit des Mittelfränkischen und bilden eine Verbindung zum ingwäonischen Verband, in den Bitburger Urkunden wird diese Eigentümlichkeit nahezu vollständig bewahrt (Paul/Wiehl/Grosse 1998: § 165, Anm. 3, S. 175).

I. keine Belege (auch keine Gegenbelege).

II. (3, 20) he.

III. (6, 12) hire[n], (9) hi[e]re, (15, 31) hin, (15, 22) hit, (27) er, (31) hin, (32) hirs.

IV. (2, 26) hier, (10) hiren, (12) hire, (14) hin, hirre, hirs, (16, 20, 21, 22, 24, 28) hire[n], (17, 33, 33) hit, (18, 18, 20, 22, 23) hin, (27, 36) hiere.

V. (3, 15, 18, 22) hire[n], (5, 6, 18, 34) hin, (7) hyre[n], (15) hire, (32) hey, (34) hirs.

2.5. Reibelautcharakter des /b/

Diese mitteldeutsche Besonderheit, die Spirantisierung des /b/, auch in den Gegenwartsdialekten der Eifel präsent, zeigt sich durchgängig beim intervokalischen und auslautenden /b/.

- I. (10) vurfchriuen[er], (11) geuen, (12) fchreyf.
- II. (2) gelûwinre, (3) geue, gelûwin, (6) ouerftalle, (10) eirue[n], (13) aif [= „ob“], (16) geloue[n], (20) lyeuen.
- III. (2, 11, 15, 16) Eirûe[n], (2) eirffkauff, (6, 27, 30, 35) felûe[n], (7) eirffschaffe, (14) geeirfft, Eirûen, (15) v[o]nteirfft, v[o]nteirffe[n], gelûe[n], (16) geloûe[n], (18) Eirffkauff, befchrieûe[n], (26) Eirffschafft, (28) gefchrieûen.
- IV. (2, 26, 36) Eirûe[n], (4, 34) Eirffkauff, (8, 33) felûe[n], (9) Eirûe, (18) gefchrieûe[n], haûen, (20) haûen, (25) geloûe[n], (27, 33) geloyffden, (34, 37) gefchrieûen.
- V. (2, 19) Eirûe[n], geluwinre, gelû/(5)win, (7) lieû[er]en, (10, 33) felûe[n], (16) dafelbe[n], dfelbis, (23) gelûwin, aiffllaich, (26) Eirue[n], felûen, (30) geloiff, gelûe[n], (33) felûer.

2.6. Prothetisches *h*

Nur wortgebunden (Reichmann/Wegera 1993: § L 57, S. 126).

- II. (2) herkenne[n], (22) herkennen.
- III, (1) h[er]ke[n]nen, (10) h[er]denke[n], (15, 22) hit, (31) herke[n]ne[n].
- IV, 2 herkenne[n], 31 herkennen.
- V (2) Eirkenne[n], (26) h[er]kenne[n], (35) herkenne[n].

2.7. Ausfall des mhd. /ch/ bzw. /h/

(Paul/Wiehl/Grosse 1998: § 165, Anm. 3, S. 175).

- II. (8) neeft, (9, 12) feyf, (11, 11) na.
- III. (1, 11, 15, 16) nakome[n], (4) gereydme, (8) hoe, (19) h[er]namaeltz, (20) gereydt, (35) na.
- IV. (2, 26, 36) nakome[n], (6) gereydme, (7) Ri[e]chtlich, (13) ho, (37) na.
- V. (4) gereydme, gereyt, (14, 21) seyff.

2.8. bit-mit

Die westmitteldeutsche Besonderheit *bit* anstatt *mit* weist nur die erste Urkunde auf, die restlichen zeigen normamhd. *mit* (Schützeichel 1955: 206). Zur Zeit der Ausstellung der vorliegenden Urkunden ist diese Erscheinung im Rückgang, was sich in den Stücken selbst spiegelt.

- I. (4) bit.
- III. (11, 30) mit.

IV. (20, 21, 22, 23, 24, 24, 28) mit.

V. (7, 16, 21, 25, 32) mit.

2.9. sol-sal, wol-wal, ader-oder, von-van

Das für das Mittelfränkische charakteristische <a> für mhd /o/, besonders in den Signalwörtern *sal*, *wal*, *ader*, *van*, findet sich stabil in den hier vorliegenden Stücken, besonders *ader/adir* und *van* zeigt sich beharrlich als regionalschreibsprachliche Form (De Boor/Wisniewski 1984: 198).

I. (6, 6) infal; II. (14) fal.

IV. (13, 18, 29) wail.

V. (19) wail.

II. (2, 5, 8, 10, 10, 11, 11, 12 13, 15, 16) ad[er].

III. (17, 17, 17, 17, 18, 19, 19, 23, 23, 23) ad[er], (20) adir.

IV. (15, 19, 30, 31, 32, 33, 33) ad[er].

V. (13, 15, 16, 16, 17, 18, 19, 20, 20, 21, 22, 24, 30) ad[er], (14) adir.

III. (6, 23, 23 23, 26 28, 28, 28, 28, 29, 29, 31, 33, 33, 33, 33, 34) van, (27, 29, 29, 32, 33) va[n].

IV. (9, 12, 18, 20, 22, 33) van, (11, 13, 33, 33) va[n].

V. (1, 1, 5, 18, 24, 30) van, (18, 21, 25, 28, 32, 33) va[n].

2.10. ind-und

Es ist an den hier vorliegenden Urkunden gut zu beobachten, wie die mittelfränkische Form *ind(e)*, hier ohne Ausnahme stets apokopiert, von der weniger dialektalen-regionalen Form *und(e)* verdrängt wird. Hat I. noch durchgängig *ind*, so taucht diese Form in II nur noch als Reflex auf neben überwiegenden Formen mit *u/v*. In den folgenden Stücken verschwindet die Form völlig (Reichmann/Wegera 1993: § L 13, S. 44, Schützeichel 1974: 97ff.).

I. (1, 2, 3, 4, 9, 9, 11, 12, 13) ind, (4, 6) jnd, (7) Ind.

II. (1, 16) V[o]nd, (1, 2, 3, 3, 4, 5, 6, 8, 9, 12, 12, 13, 17, 19, 21) v[o]nd, (3, 4, 5, 7, 18) vnd, (4, 5, 7, 7, 9, 10, 11, 12, 14, 15, 15, 15, 15, 16, 17, 17, 17, 17, 18, 19, 19, 22, 22) ind, (6, 13) ũnd, (22) vn[n].

III. (1, 1, 2, 3, 4, 4, 5, 6, 7, 7, 7, 9, 9 10, 10, 10, 11, 11, 11, 12, 12, 12, 12, 13, 13, 13, 14, 14, 14, 15, 15, 15, 15, 15, 16, 16, 18, 20, 20, 20, 22, 22, 23, 24, 24, 24, 25, 25, 26, 26, 26, 27, 29, 29, 30, 31, 31, 32, 32, 32, 34, 34, 35, 35) vnd, (2, 4, 5, 9, 9, 16, 19, 21, 30, 33, 34, 35) und, (22, 25) Vnd.

IV. (1, 2, 2, 3, 4, 4, 5, 6, 6, 7, 9, 9, 10, 11, 12, 12, 13, 13, 14, 14, 14, 15, 16, 16, 17, 17, 18, 19, 19, 20, 20, 21, 22, 22, 23, 23, 23, 24, 24, 25, 25, 25, 26, 26, 27, 27, 27, 28, 28, 29, 29, 29, 32, 34, 34, 35, 35, 36, 36, 36, 37, 37, 37) vnd, (6, 12, 13, 22, 24, 24, 25, 34) und , (31) Vnd.

V. (1, 2, 2, 3, 4, 5, 5, 6, 7, 7, 7, 7, 8, 10, 10, 10, 10, 11, 11, 13, 13, 13, 15, 16, 16, 17, 17, 18, 18, 19, 19, 19, 21, 22, 22, 23, 23, 24, 24, 26, 27, 28, 28, 29, 29, 30, 30, 30, 31, 31, 32, 32, 32, 34, 34, 34, 34) vnd, (2, 5, 13, 17, 21, 28, 29) und, (27) un[d] .

2.11. Vokalsenkung mhd. /u/ > /o/

Die mitteldeutsche Vokalsenkung /u/ > /o/ wird umfassend greifbar in der Graphemik der hier vorliegenden Stücke, zahlreiche Belege bezeugen dieses für die mitteldeutschen Mundarten so prägende und im Westen besonders stark wirk-same Merkmal (De Boor/Wisniewski 1984: 198, 9; Paul/Wiehl/Grosse 1998: § 162, 5, S. 173).

I. (1, 9) fon (Lexer 2, 1302: „md. auch son“).

II. (2) fone, (17) defe, (18, 19, 21) defin.

III. (5) noitz, (18) begreffe[n], moytwille[n], (22) wfnemo[n]ge[n], (25) fon, (35) defen.

IV. (2, 26, 36) fon, (6) nytz, (15) heir (= hier), got (= „gut“), (19) genoich, (24) monde (wenn es normalmhd. *mun*t = „Erlaubnis“, LEXER I, 2234, entspricht), (25) fon , (29, 32) wfnemongen,(32) vür zocht, (32) moytwille[n], (34) begreffe[n], (35) gefcheyden, (37) defen (aber 35 diefen).

V. (1, 12, 13, 19, 25) Son, (19, 30) genoich, (29) moitwilligliche[n], (16) doin, (18, 24, 31) doyne, (19) genoich, (21) w[er]doyne, (24) gefcheyden, (25) moytwille[n], (29) moitwilliliche[n], (34) Ionffrau.

2.12. Entrundungen und fehlende Umlautbezeichnung

Westmitteldeutschen Schreibtraditionen gemäß erfolgt keine graphemische Bezeichnung des Umlauts (Reichmann/Wegera 1993: § L 8, S. 35), damit einher gehen Entrundungserscheinungen, wie sie auch für die dialektale Gegenwart-lautung prägend sind (s. Urkunde III).

III. (15) gewenliche, V. (7) gewenlig[er] (Entrundung)

IV. (8, 10, 17, 21, 24, 28) zügehoiren, (11) zû be/(11)hoirich, (28) ûnû[er]bruchliche[n], (28) loyfinge, (30) mûchte, mûchte[n].

V. (7) gewenlig[er], (9) zû behorre[n], (10, 13) bürge[n], (15, 15, 19) moge[n], (16) zûgehorre[n], (22) loyffe[n], (27) zûgehoire[n], (29, 34) bürge[n], (32) scheffin.

2.13. /lp, rp/ versus /lf, rf/ als Belege für Moselfrk. versus Ripuarisch

Da es für mittelalterliche moselfränkische Schreibvarietäten nur wenige Textzeugen gibt, andererseits das Moselfränkische mit dem benachbarten nördlicheren Ripuarischen viele Gemeinsamkeiten hat, fällt die Abgrenzung von dieser engsten Schwester naturgemäß schwer. Ein Merkmal aber zeigt zuverlässig, dass diese vorliegenden Texte südlich des Ripuarischen anzusiedeln sind, dies ist das verschobene/unverschobene /p/ in den Verbindungen mit /l/ und /r/. In mosfrk. *dorf*, rip. *dorp*, mosfrk. *helfer*, rip. *helper* existieren Belege für diese Verschiebung des /p/.

III. (5, 6, 11) dorff, (7) dorffe, (17) helfe[n], (29) bondorff; IV. (7, 19) dorff, (8) dorffs, (10, 22) dorffe, (31) helfen; V. (8) dorffs, (16, 27) dorff – dazu normal verschobene Formen: (8) dieffe, (7) eirfffchaffe, (25) offene[n].

2.14. „Ingwäonismen“

a) Die niederfränkisch-riparische Form *suster* anstatt normalmhd. *swester* wird in den Urkunden verwendet:

I. (3) fuft[er]e.

III. (2?, 13) sũft[er]en, (19) sũst[er]en.

IV. (4) sũft[er]en, (12) sũst[er]e.

b) Nasalschwund: III. (7) v[er]re – vgl. engl. far – n-Schwund; auch III. 25/V.26 vüre.

c) Die Graphie <ij> für normalmhd. /î/ entspricht niederfränkisch-riparischer Schreibung und findet sich auch in diesen Stücken in zahlreichen Belegen: z.B. IV. (15): gelijcher wijs alse sij..., zijt.

2.15. Weitere lautliche Besonderheiten

Manche Erscheinungen erklären sich nur aus dem Vergleich mit dem Gegenwartsdialekt. Hierdurch ergeben sich weitere Besonderheiten, die durch die hier vorliegenden Stücke schon für die spätmittelhochdeutsche Zeit nachweisbar sind.

a) In III. findet sich mehrmals ein gelängtes /i/ in schwerer Silbe (hier stets vor -cht): riechter, gewiechtis (4) – vgl. heutiger Dialekt auch gelängter Wurzel-

- vokal in schwerer Silbe: [ri:Sda]. Auch V (17) geriecht, (27) ryecht[er], (31) riecht[er], (20) liechtmiffe.
- b) Schwankung Frikativ-Plosiv beim Guttural (Paul/Wiehl/Grosse 1998: § 136, S. 153): Normalmhd. /g/ hat in dieser Regionalsprache auch in der Verschriftlichung schwankenden Lautwert. Zahlreiche Belege zeigen an, dass dieser, wie auch im Gegenwartsdialekt, in vielen Fällen als Reibelaut [x] <ch> realisiert wurde, einher damit geht ein zahlreich nachweisbarer Grutturalisierungsreflex: IV. (9) vodygen, (11, 14) voydyge[n], (21, 23, 28) voygedyge[n]; II. (14) gefchege, (16) gûetlyge[n], (17) genflyge[n], ovnuerbruchelyge[n], (18) femyntlygen; III. (1) Eelige, (8) drugen, (9, 10) mach, (31) eelig[er], gezûch; IV.(1, 36) eelige; V. (2) Redelig[er], eelig[er], aber (1) Eelich[er], (7) gûetelige[n], (7) gewenlig[er], (7, 8, 28) meyg[er], (19) genoich, (27) v[er]laicht (=verlegt), (27) Ieirlige, (29) yechlig[er]; II. (6) meygerie u.ö.
- c) Reflex der drei Genera des Numerals *Zwei*: IV. (11) tzwa, (27) tzweyn (mit gleichem Subst.).
- d) Hebung /e/ > /i/: V (21) zu ierft, (23) swi[er]en. Hebung /o/ > /u/: I. (6) nuede – wie heutige dial. Form ['ny^ct].
- e) V. (21) aicht[er]ftellige[n]: zu *afterstellec* (LEXER 1, 26, als Nebenform von *hinderstellec*) als Beleg für die Realisierung von *-ft* als *-cht*. Dazu *ingwäon. achter-*.
- f) Frz. Lehnsuffix *-ie* in II. (8) meygerijen, (11, 26) meygerije; IV. (8) meygerije, (16) meygerye[n], (19) meygerye, (22) meygeryge[n].
- g) Reflex von anlautendem /g/ als [j]: III. (18) Iege[n]w[er]tige[n], (30) Iegenwertigen.

2.16. Nebensilben-*i* und Dehnungs-*i*

Diese westmitteldeutschen Besonderheiten sind rein graphemischer und nicht lautlicher Natur. Es ist bemerkenswert, dass diese Besonderheiten der Schreibung als regionale Schreikonvention noch am Ende des 14. Jahrhunderts hier in den Urkunden quasi als Schreibstandard vorliegen, wobei sich das Dehnungs-*i* etwas stärker hält, als das Nebensilben-*i*. Einige wenige Beispiele aus der ersten Urkunde sollen beide illustrieren: I. (5) wegin, (6) wissin (11) reicht, Iair u.ö. Diese nieder- und mittelfränkischen Schreibungen finden sich noch heute in Ortsnamen wie *Grevenbroich*, *Troisdorf* im Rheinland, allerdings nur nördlich

der Ahr, südlich davon hat sich normalneuhochdeutsche Schreibung durchgesetzt.⁶

2.17. Flexionsmorphologische Besonderheiten

- a) Schwache Deklination des Adjektivs im Dativ: I. (13) „an der selbir leußüngin“: Deklination des Adjektivs wie im Gegenwartsdialekt: „un der selwer sach hon mir neist gehat“.
- b) IV, 15: geweißt fijnt – Part. prät.von *sein* (*geweißt*)schwach mit Dentalsuffix (wie Gegenwartsdialekt), mit Dehnungs-*i*.
- c) Metathese (?) bei Dativ des Adj. (insgesamt öfter im Korpus zu beobachten): V.20: volme nütze.

3. Edition der Urkundentexte

Alle Urkunden sind aus dem Bestand des Stadtarchivs Bitburg, ohne Signaturen. Die Transkription der Texte erfolgt diplomatisch, d.h. dass jede graphemische Eigentümlichkeit des Texts wiedergegeben wird und jede Form der Normalisierung unterbleibt. Superskripte, Nasalstriche sind in eckigen Klammern aufgelöst, ein Zeilenzähler ist in runden Klammern beigegeben. Diakritika sind so akkurat wie möglich wiedergegeben. Langes und rundes S sind in allen Urkunden gleich regelmäßig verteilt: Rundes S erscheint nur am Wortende. Daher sind alle S in der Transkription mit <s> wiedergegeben, das geschwänzte Z in der hier vorliegenden Schreibsprache ausschließlich verwendet, wird durch das typographische <z> wiedergegeben.

Urkunde I:

1375, April 25

(1) Wir frederijch von Mijlbergh Rittir h[er]e zû ham // ûnd frauwee Merye ûnse Elyche frauwe / Dûn kûnt/ allen lûden / ûnd Erkennen ûns dez ûffintlychein in desin bryûe (2) Dat wir semtlychin in gantzin bette / Rychtlygir ûnd Reedlygir geluwinschuldijch sin / Dem Eirb[er]en kneichte / Henkin Claes sone bürg[er] zû byedbürgh. ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] (3) wegin / hûndirt pûnt pennugge. Triesgin peymonts genge ûnd geue in der zijt die he ûns gereit gelûwin haet / und wir frederijch ûnd frauwe Merye vûrg[enant] vo[n] dem Eg[enantin] hen(4)kin genslyge[n] ûntfange[n]/ ûnd in ûns[er]n nûtz in ûrvyr gekeirt haen / ees desir brief ge-

6 Vgl. (ohne Autornennung): Schreibung rheinischer Ortsnamen <http://www.rheinischelandskunde.lvr.de/sprache/namen/ortsnamen/schreibung+rheinischer+ortsnamen.htm>.

maicht würde / Da haen wir frederijch und frauwe Merye vurg[enant] demyntlychin mit uns[er]n (5) gûden eyge[n] Mûetwille[n] / dem Eg[enantin] henkin / ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin. v[er]laicht und v[er]sat haen/ v[er]leggin ûnd v[er]setzin. az sülche ûnse velt ind gûet[er] az her na gescr[iven] steent (6) zu wissin / eyn velt dat da heyst vrûelichs velt in der lachin zu overstalle gelegin / und eyn velt / dat scherils was ûnden an dem vûrg[enantin] velde gelegin / und seys nosbeûme da selbisz gelegin / nasse ind drûcke[n] / eyn dûngin reicht dat ist v[er]stane nûyn Iair lanc °ws ind °ws dar vo[n] die Iei(8)rdin an solle gaen nû uf sente walpûr dach aen gaende dez Meymaents alre neest zû komende / und solle henkin vûrg[enant] ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin. di Eg[enantin] zwey vett (9) wyrde ind seys nosbeûme / genslyge[n] haen / haldin. brûchin / nûtzin. wynnin ûnd gerûelgin besitzin / dat vûrg[enant] dûnge[n] reicht / dat is zû wissin / die Eg[enanten] nûyn Iair °ws ind °ws. an eyn(10)[er]ley hindirnisse beschuttenisse ad[ir] wedirssraiche unsirs frederijchs frauwe[n] Meryen eg[enant] unsir eirve[n]/ ad[ir] iemans andirs in uns[ir]n wegin / sjuch so mogin wir frederijch ind frûwe (11) Merye vûrg[enant] ad[ir] die unse kome[n] na deme dûngin reicht so wannee die nûyn Iair Ieirdin vûrg[enant] °ws sijnt / Eicht dage vûr sente walpûr dage ad[ir] eicht dage dar na in mogen die Eg[enant] (12) zwey velt. wyrde und seys nosbeûme vûr[enant]. genslyge[n] wedir leûsin ind beschuddin vo[n] deme Eg[enantin] henkin ad[ir] vo[n] held[ir] diz briefs in sine[n] wegin. ûnd dat v[er] mitz die hûdirt pûnt pe[n]nugge(13) peymontz vûrgescr[iven]/ und aif it saiche w[er]e / dat wir frederijch ûnd frauwe Merye vûrg[enant] ad[ir] die ûnse sùmich wûrdin an der selbir leûsûng in vûrg[enant] dat wir die niet in (14) leûstin noch in beschûttin zû reichtir leusûngin az so mainchwerfaz dat geschege. so sal ie eyn dûngin reicht wedir (15) an gaen az vo[n] irst ind solle henke[n] vûrg[enant] ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin / die vurg[enantin] velt / wyrde ind nosbeûme genslyge[n] haldin gerûet ind gerost / az so lange ind bis uf (16) die zijt dat wir kome[n] na ie dem dûngin reichte zû der reicht[er] leusûnge[n] ind die vo[n] he[n]kin ad[ir] vo[n] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin gûetlyge[n] geloist hettin. ûnd gelove[n] wir freder[ijch] (17) ûnd frauwe Merye vûrg[enant] ingude[n] Trûwin alle dese vurgescr[ivin] saichin stuck ind pûnt genslyge[n] ind zû mail vest / stede ind ûnnerbruchelyge[n] zû halden Schalkett argelist ind (18) al geverte °ws gescheydin °ws desin bryeve / Dez zû urkûnde ind gantsir stedicheyt / so haen wir frederijch. und frauwe Merye vûrg[enant] unse Eygin insegle semyntlygen (19) an desin brief ghehange[n] uns zû besane wie vurgescr[ivin] steit ûnd ûm merre stedicheit / so haen wir frederijch ind frauwe Merye vurg[enant] Gebedin ind bidde[n] den Eirb[er]en (20) wysin man. uns[ir]n lyeve[n] genadir. h[er]en heinrijch genant pajpart proost zû der zijt zû byedburgh. Dat heden insegil den selber preustigin vo[n] byedbûrgh bij die unse (21) insegle / mit ûrkûnde / h[er]en laûdolfz h[er]en ywaens vo[n] lyesheim ûnd Iacobs vo[n] haldinvelt man zû byedbûrgh an desin bryef hait gehangin ûns zû besane wie vûrgescr[iven] (22) steit / Dez selbe ich heinrijch proost vûrg[enant] ûm beden wille[n] h[er]en frederijchs un[sin] frauwe[n] Meryen Eg[enant] ind h[er]en laûdolfz h[er]en ywaens. ind Iacobs man vûrgescr[iven] mich herkennen (23) Datum anno d[o]m[ini] Mill[esi]mo ccc/mo. septuagesimo q[ui]nta ipso festo ut die b(enedic)ti Marci Ew[a]ngeliste

Urkunde II:

1375, April 25

(1) Wir frederijch von Mijlbergh Rittir h[er]e zû ham // ûnd fraûwe Merye ûnse Elyche fraûwe / Dûn kûnt/ allen lûden / ûnd Erkennen ûns dez ûffintlychein in desin bryûe (2) Dat wir semytlychin in gantzin bette / Rychtlygir ûnd Reedlygir geluwinnre schûldijch sin / Dem Eirb[er]en kneichte / Henkin Claes sone bûrg[er] zû byedbûrgh. ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] (3) wegin / hûndirt pûnt pennugge. Triesgin peymonts genge ûnd geue in der zijt die he ûns gereit gelûwin haet / und wir frederijch ûnd fraûwe Merye vûrg[enant] vo[n] dem Eg[enantin] hen(4)kin genslyge[n] ûntfange[n]/ ûnd in ûns[er]n nûtz in ûrvyr gekeirt haen / ees desir brief gemacht wûrde / Da haen wir frederijch und fraûwe Merye vurg[enant] demyntylichin mit uns[er]n (5) gûden eyge[n] Mûetwille[n] / dem Eg[enantin] henkin / ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin. v[er]laicht und v[er]sat haen/ v[er]leggin ûnd v[er]setzin. az sûlche ûnse velt ind gûet[er] az her na gescr[iven] steent (6) zu wissin / eyn velt dat da heyst vrûelichs velt in der lachin zu overstalle gelegen / und eyn velt / dat scherils was ûnden an dem vûrg[enantin] velde gelegen / und seys nosbeûme da selbisz gelegen / nasse ind drûcke[n] / eyn dûngin reicht dat ist v[er]stane nûyn Iair lanc °ws ind °ws dar vo[n] die Iei(8)rdin an solle gaen nû ûf sente walpûr dach aen gaende dez Meymaents alre neest zû komende / und solle henkin vûrg[enant] ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin. di Eg[enantin] zwey vett (9) wyrde ind seys nosbeûme / genslyge[n] haen / haldin. brûchin / nûtzin. wynnin ûnd gerûelgin besitzin / dat vûrg[enant] dûnge[n] reicht / dat is zû wissin / die Eg[enanten] nûyn Iair °ws ind °ws. an eyn(10)[er]ley hindirnisse beschuttenisse ad[ir] wedirssraiche unsirs frederijchs fraûwe[n] Meryen eg[enant] unsir eirve[n]/ ad[ir] iemans andirs in uns[ir]n wegin / sjuch so mogin wir frederijch ind frûwe (11) Merye vûrg[enant] ad[ir] die unse kome[n] na deme dûngin reicht so wannee die nûyn Iair Ieirdin vûrg[enant] °ws sijnt / Eicht dage vûr sente walpûr dage ad[ir] eicht dage dar na in mogen die Eg[enant] (12) zwey velt. wyrde und seys nosbeûme vûr[enant]. genslyge[n] wedir leûsin ind beschuddin vo[n] deme Eg[enantin] henkin ad[ir] vo[n] held[ir] diz briefs in sine[n] wegin. ûnd dat v[er] mitz die hûdirt pûnt pe[n]nugge(13) peymontz vûrgescr[iven]/ und aif it saiche w[er]e / dat wir frederijch ûnd fraûwe Merye vûrg[enant] ad[ir] die ûnse sûmich wûrdin an der selbir leûsûng in vûrg[enant] dat wir die niet in (14) leûstin noch in beschûttin zû reichtir leusûngin az so mainchwerfaz dat geschege. so sal ie eyn dûngin reicht wedir (15) an gaen az vo[n] irst ind solle henke[n] vûrg[enant] ad[ir] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin / die vurg[enantin] velt / wyrde ind nosbeûme genslyge[n] haldin gerûet ind gerost / az so lange ind bis ûf (16) die zijt dat wir kome[n] na ie dem dûngin reichte zû der reicht[er] leusûnge[n] ind die vo[n] he[n]kin ad[ir] vo[n] held[ir] dez briefs in sine[n] wegin gûetlyge[n] geloist hettin. ûnd gelove[n] wir freder[ijch] (17) ûnd fraûwe Merye vûrg[enant] ingude[n] Trûwin alle dese vurgescr[ivin] saichin stuck ind pûnt genslyge[n] ind zû mail vest / stede ind ûnnerbruchelyge[n] zû halten Schalkett argelist ind (18) al geverte °ws gescheydin °ws desin bryeve / Dez zû urkûnde ind gantsir stedicheyt / so haen wir frederijch. und fraûwe Merye vûrg[enant] unse Eygin insegle semyntyngen (19) an desin brief ghehange[n] uns zû besane wie

vurgescr[ivin] steit ûnd ûm merre stedicheit / so haen wir frederijch ind frauwe Merye vurg[enant] Gebedin ind bidde[n] den Eirb[er]en (20) wysin man. uns[ir]n lyeve[n] genadir. h[er]en heinrijch genant pajpart proost zû der zijt zû byedburgh. Dat heden insegil den selber preustigin vo[n] byedbûrgh bij die unse (21) insegle / mit ûrkûnde / h[er]en laûdolds h[er]en ywaens vo[n] lyesheim ûnd Iacobs vo[n] hal-dinvelt man zû byedbûrgh an desin bryef hait gehangin ûns zû besane wie vûrgescr[iven] (22) steit / Dez selbe ich heinrijch proost vûrg[enant] ûm beden wille[n] h[er]en frederijchs un[n] frauwe[n] Meryen Eg[enant] ind h[er]en laûdolfz h[er]en ywaens. ind Iacobs man vûrgescr[iven] mich herkennen (23) Datum anno d[o]m[ini] Mill[esi]mo ccc/mo. septuagesimo q[ui]nta ipso festo ut die b(enedic)ti Marci Ew[a]ngeliste

Urkunde III:

1380 Oktober ??

(1)Wir.. Heynrich Herre zu Lympach ritter. und Sophya syne eelige huszfrauwe / zû dysen saiche[n] uzer alre monp[er]schaff gedaen / Dûn kûnt allen luden / und h[er]ken[n]e[n] uns des offinth(2)liche[n] in diese[n] bryeûe / Dat wir vûr uns / alle unse eirûen / und nakome[n] / eyndrechtliche[n] / mit same[n]d[er] hant / in gantzin bette / eyns reychtliche[n] eirffkauffs / verkaufft haen und v[er]keuffen / (3) deme Goitszhûse / den meyst[er]en / brued[er]en . und sûst[er]en gentszliche[n]. des Spyddaels des gûde[n] sente Iohans Ewangeliste[n]. zû Beydburgh byn[n]e[n]t d[er] mûre[n] gelege[n] / umb syebenhûndert (4) gûde swa[er]e mentzsche[n] gewiechtis / wilche sum[m]e gûlden guden goldis / und reichte[n] swa[er]en mentzsche[n] gewiechtis / wilche sum[m]e gûlde[n] vûrg[enant] sy / uns/ gentszlich und tzemail in gereydme golde vûrg[enat] / al ws und ws (5) gezalt und zumael wayl bitzaelt hatte[n] in uns[ir]n schijnb[eer]en noitz und urbor zû k[er]en. vûr gemeichts dys[ir]s bryeûes / unse reychtlich eygenthûm zû wisze[n] uns[ir]s dorffs mertsch myt alle[n] hire[n] zûgehoire[n] / unden van me grûnde an / bisz an de[n] hyem(7)el / allit dat daselbis hae[n] /wey und wa dat byn[n]e[n]t deme dorffe mertsch vûrg[enant].. und syme banne gelege[n] ist / und wie v[er]re / unse gut und eirffschaffe daselbis unser (8) vûrg[enant] meygerijen anhoire[n]de sint hoe / und dieffen in nassen / in drugen / in ma[n]e[n] / in wyben / in husen/ in garthen/ in velde[n]/ in wyese[n] / in bûssche[n] / in wass[er]en / in weyde[n] / (9) in scheffe[n] / in zijnsen / in gûlde[n] / und in dienste[n] und in reychte[n] so wey dye gelege[n] sint / und so wey man dye und hire zûgehoire nen[n]e[n] mach an keyme ende nûysznyt (10) wszgescheyde[n] / in alle d[er] best[er] forme[n]/ dat man nû und ymm[er] mee h[er]denke[n] mach / und haen wir.. heynrich und Sopphya eelude vûrg[enant].. seymichliche und unsz yechlich[er] besund[er] (11) vûr uns / alle unse eirûe[n] und nakome[n] / dat vûrg[enant] unse reychtlich eyge[n]thûm dat dorff mertsch /die meygerij / und heirlicheyt / gût und eirffschafft daselbis / mit alle[n] (12) hire[n] zugehoire[n] / reichte[n] und gûlde[n] so wie vurg[enant] steit / mit artikille[n] und pûnte[n] / gentszliche[n] uffgedrage[n] / und uffdraen mit monde mit halme / Dem Goitszhuse den meyst[er]en / den brued[er]en / und den sûst[er]en des vûrg[enanten] spyddaels des

güde[n] Sente Iohans Ewangeliste[n] den halm dar uff geschosze[n] / und hae[n] wir lut[er]liche[n] / und gentszliche[n] dar uff v[er](14)ziege[n] und v[er]zijge[n] uns / noch den unsen vürg[enant] / nûysznyt reichtz / dar an zû behalde[n] / zû vor[er]en / zû sùeche[n] / noch zû v[er]nieszze[n] / und hae[n] wir / sy{ da myde geeirfft und eirûen / (15) uns / alle unse eirûe[n] und nakome[n] da myde ûnteirfft und unteirffe[n] / und geloûe[n] hin dez al wz und wz / güde gewenliche weirsschaff / so wie hit in me lande eyn reicht is (16) zu doine.. Vort so gelûe[n] wir heynrich und Sophya eelude vürg[enant] im güde[n] t[ru]we[n] mit reicht[er] sich[er]heyt und in eytstat /vûr uns alle unse eirûe[n] und nakome[n] ny[m]m[er]me zu (17) kome[n] / ad[ir] zû dún kome[n] / mit helfe[n] geystliche[n] / ad[ir] werochliche[n] geriechtis / noch mit keynre gewalt / ad[ir] zû schaffe[n] gedae[n] w[er]de[n] heymlic ad[ir] offe[n]bar mit keyme lantrechte (18) Dat wyd[er] keyne die pûnte und artikille / die in diesem iege[n]w[er]tigel[n] bryeûe begreffe[n] steint ad[ir] beschrieûe[n] / dat deme vürg[enant] (19) Goitszhuse / den meyst[er]en brued[er]en und sùst[er]en des spiddaels vürg[enant] / nû/ ad[ir] h[er]namaeltz y[m]m[er]me zû krotte / zû schaden / zû yrre[n] / ad[ir] zû hynd[er]mael mûchte kome[n]. Verzihe[n]de (20) seymichlich und besünd[er] vûr uns / und alle die unse vürg[enant] / uff alle ocksûne / und vure tze zehen / dat man spreiche[n] mûchte / die dinck w[er]e and[er]s geschiet dan ge reydt adir (21) broche an d[er] bitzalinge[n] des gelds vurg[enant] dye und alle all[d]er]e ocksûne / vorzocht insole[n] keynre hande wijs nyt machts hae[n] / noch aûch uns / noch den unse[n] vürg[enant] zu keynre zigt (22) h[er]wyd[er] nyt dûegen. Und ich Sophya vürg[enant] / hae[n] sünd[er]linge mit myne[n] gude[n] moytwille[n]. unbetwûnge[n] und unbedge[n] h[er]zû / uff alle wsznem[m]oge[n] und vordrûnge[n]hit w[er]e (23) van hijlichsrechte / geloyffde[n] ad[ir] van wyedûms gew[er]e / ad[ir] van wat saiche(n) hie w(er)e / dye myr h[er]wyder / zû vrome[n] ad[ir] zû batte[n] y[m]m[er]mee mûchte[n] kome[n] / lut[er]lich v[er]ziege[n] und (24) v[er]zijge[n] / Scalkeyt / argelist und alle geveirte wsz diese[n] bryeue gescheyde[n]. Dez zû urku[n]de und wairheyt / so hae[n] wir.. Heynrich hir[r]e zû lypach ritt[er] vürg[enant] . und Iacob (25) uns[ir] son / unse Ingesigelle seymichlich und besünd[er] / vûre an diese[n] offene[n] brieff gehange[n] / und hae[n] vort zu merre seydgeyt / wir Heynrich / Sophya und Iacob vürgescr[iven] (26) wand dyese vürg[enant] eirffschafft eigenthûm / und heirlicheyt zû mertsch und die meygerije vürg[enant] im deme h[er]tздum van lucc[e]n]burch ist geleige[n] / gebede[n] und bidde[n]. den edille[n] (27) man h[er] mertzilil hir[r]e zû bûrchscheyt ritter ryecht[er] in deme h[er]tздum va[n] lucc[e]n]bûrch vürg[enant] / dat er myt urku[n]de und gezûch / der edilre manne / dez selûe[n] geriechtis vürg[enant] (28) h[er]na geschrieûen steint mit name[n] / zu wissen / Gyels van eltir hir[r]e zû keûrich / Thom[m]as van Uttinge[n]. Iohan van Prijsch. Hey[n]rich Barnayge van Byrtingen[er] Thom[m]as van eydel riecht[er] und scheffin zû lucc[e]n]bûrch / h[er]n Bartilmeûs van Strasze[n] scheffin zû lûcce[n]bûrch / Nyclaes Lentzgin va[n] winteringe[n] und Huwechin va[n] Gondorff (30) sijn Ingesigel by die unse Heynrichs und Iacobs vürg[enant] an diese[n] iege[n]w[er]tigel[n] brieff zu henckin / Dez selûe[n] wir man vürg[enant] so wye wir vürg[enant] steyn mit name[n] seymichliche[n] und (31) uns[ir] yechlich[er] besünd[er] hin aûch gebede[n] haen und uns herken[n]e[n] . und ich Mertzilijis ritter riecht[er] / in deme h[er]tздum van Luc-

ce[n]burch vûrg[enant] umb beden wille der edilre (32) eelude heir[re] Heynrichs va[n] Lympach rittir / frauwe Sophyen synre eelig[er] huszfrauwin / und Iacobs hirs soyns vûrg[enant] / und aûch mit urkunde und gezûch / der edilre (33) man[n]e zu wisze[n].. Thiels van Elt[er] / Thom[m]as van Uttinge[n]. Iohans van Prysck / Heynr(ich) Barnayge[n]. h[er] Thom[m]as van Eydel riecht[er] und scheffin. h[er]n Bartilmeûs va[n] Strase[n] aûch scheffi[n] (34) Nyklaes Lentzgin und Hûwechins von Gondorff wand sy myrs aûch gebeden haent / haen mijn Ingesiegel by h[er]n Heynrichs und Iacobs sijns soyns vûrg[enant] sij und dye (35) hyre myde zu bezûge[n] und zû besame. sowie vure und na gescr[iven] steit und in gezûgenisze der warheyt / an desen selûen brieff doyn henckin

Urkunde IV:

1380, Oktober 27

Wir Heynrich H[er]re zû Lympach ritter / Sophya syne eelige huszfrauwe zû diese[n] saichen uzer alre monp[er]schaff gedaen / und ich Iacob (2) hier son .. Dûn kûnt vûr uns / alle unse Eirûe[n] und nakome[n] allen luden / und herkenne[n] uns des offenthliche[n] in diese[n] bryeûe. Also (3) alz wir .. Heynrich und Sophya eelude egenan[t] / vûr uuns und die unse vûrg[enant] / mit unsee[n] gûde[n] moytwillen / mit same[n]d[er] hant / eyndrechtich(4)liche[n] / in gantzem bette / eyns rechtliche[n] eirffkauff[s] / v[er]kaufft haen / und v[er]keuffen / Den meyst[er]en / brued[er]en uns sust[er]en . des goidszhusis (5) und Spyeddaels des guden sent Iohans Ewangeliste[n] / zû Beydbûrch bynne[n]t der muren geleige[n] / umb syebenhûndert gude swa[er]e mentz(6)sche gulden / die sij uns gentslich und zu mael an gereydme golde vûrg[enant] gezalt und wail bezailt hatte[n] in uns[ir]n noytz und urbor zu (7) k[er]en . vûr gemeichts dies[ir]s brieffs / Unse richtig eygenthûm / zû wisze[n] dat dorff mertsch by beydburch geleige[n] / die heilicheyt / und (8) die gantze meygerije / des selûe[n] dorffs / mit allen hiere[n] zûgehoire[n] / gelijcherwijs alz die heût bryeûe cleirliche[n] inhalde[n]t / die sij (9) van uns haent / und dar ubir gemaicht sijnt .. Dat die tzwa unse vodygen / die eyne genant ist pûentirs soyns eirûe / und die and[er]e (10) schaden gût genant ist / mit allen hiren zûgehoire[n] / so wie sij by[n]ne[n]t deme vûrg[enanten] dorffe mertsch geleige[n] sijnt / und uns daselbis zû be(11)boirich sijnt / Wilche tzwa voydyge[n] vûrg[enant] wir zû leene haen / und haldende sijnt / va[n] dem edillen h[e]rren / unsine h[e]rren . her Ulriche van (12) Finstinge[n] Dye vûrg[enant] meyst[er]e / brûed[er]e uund sûst[er]e / dez goidszhûsis uns spyeddaels des gûde[n] sent Iohans vûrg[enant] . und hire nakomen (13) gentszliche[n] solen / haen / halde[n] / nûtze[n] / gebrûche[n] / ho / und dieffe / und al wsz und wsz gerûeliche[n] besitze[n] / wail geweirt va[n] uns und alle[n] den unse[n] (14) und sollen hin die lude / die de vûrg[enant] twwa voydyge[n] besitzent und in haen / zû alre zijt gehoirsam sijnt / hirre gulde[n] / hirs dienstis / und allis reich(15)tis / gelijcherwijs alse sij uns biz heir geweist sijnt / also lange und bis up die zijt / dat uns / ad[ir] den uns[er]e vûrg[enant] / got geldis bereidt / dat wir (16) die loysinge / und den wyd[er]kauff gedûen dez vûrg[enanten] dorffs Mertsch / der heirlicheyt / und der gantzser meygerye[n] daselbis mit alle[n] hire[n]

züge(17)hoire[n] / also az hit verbriefft ist und die vûrg[enant] sümme . syeben-
 hun[er]t gûde swa[er]e mentzsche gulde[n]9 / alsûlchs goldis und gewichtis / az (18)
 im dem brieûe des wyd[er]kauff[s] / den wir haen van hin steyt gescrieûe[n] / hin gu-
 teliche[n] / gentzsliche[n] und zûmaele / wail bezaelt haûen . also zû (19) v[er]stane
 so wa[n]nee und zû wat zijde / dat wir / ad[ir] die unse vûrg[enant] / dat vûrg[enant]
 dorff Mertsch / die heirlicheyt und die gantzse meygerye daselbis (20) vûrg[enant]
 mit alle[n] hire[n] zûgehoire[n] /gentzsliche[n] intslage[n] van hin / und wyderkaufft
 / und geloist haûen .. dan solen wir . die tzwa vûrg[enanten] voyge (21) dyge[n] mit
 alle[n] hire[n] zugehoire[n] aûch ûnder / der vûrg[enanten] su[m]me[n] gulden / die
 nyet zû merre[n] / noch zû mynre[n] / chatloos und gentzslichen (22) init dem
 vûrg[enanten] dorffe .. Mertsch / der heirlicheit und der gantzir meygerye[9] da-
 selb[is] vûrg[enant] / van hin / und alle[n] den hire[n] . los ledich und quijt (23) ha-
 en gentzsliche[n] geloyst und intslage[n] . aen eyngerley argelist schalkeyt und
 gev[er]te / und wand wir / hin die vûrg[enant] tzwa voygedyge[n] mit alle[n] (24) hi-
 re[n] zûgehoire[n] vûr uns und die unse gentzsliche[n] haen ufgedrage[n] und uff-
 draen mit monde und mit halme / sij darin gesaet hae[n] und setze[n] (25) und wir
 der wsz gegange[n] sijn / biz an den vûrg[enanten] wyderkauff / und loysinge[n] /
 So geloûe[n] wir .. Heynrich / und Sophya eelude vûrg[enant] und ich Iacob hier son
 vûrg[enant] vûr uns / alle unse eirûe[n] und nakome[n] in gûde[n] trûwe[n] / gantzir
 sicherheyte / und in eytstat / alle diese vûrg[enanten] sache[n] (27) geloyffden / arti-
 kille stucke und punte / gentzsliche[n] alzijt ûnû[er]bruchliche[n] zû halde[n] + und
 sij und die hiere vûrg[enant] bij diese[n] vûrg[enanten] tzweyn (28) voygedyen mit
 alle[n] hire[n] zugehoire[n] zûbehalde[n] / biz dat der wyd[er]kauff / und loysinge
 und gantzse bitzalinge der vûrg[enanten] gantzser sümme[n] (29) guldene gedaen /
 geschiet und wail bitzaelt sijn / verzyhende vûr uns / und alle die unse vûrg[enant]
 up alle ocksûne / und (30) wsznemongen wie man die ne[n]nen mûchte / die uns her
 wyd[er] zû helfe[n] / ad[ir] zû vrome[n] mûchte[n] kome[n] / ny[m]m[er]mee her
 wyder zu doyne noch zû schaffen (31) gedaen w[er]den mit gewalt / noch mit helfen
 geystlijchz ad[ir] weronthliche[n] gerichtis. Und ich Sophya vûrg[enant]
 sünd[er]linge herkennen (32) mich / dat ich mit myne[n] gûde[n] moytwille[n] uff
 alle wsznemo[n]ge[n] / vûr zocht und ocksûne zû sûechen / ad[ir] zû schaffe[n] ge-
 dae[n] w[er]de[n] her wyder (33) hit w[er]le va[n] geloyffden / van hijlichs weige[n]
 / ad[ir] va[n] wyedûms gew[er]e geystliche[n]9 ad[ir] weronthliche[n] im alle dem
 selûe[n] v[er]bûntenisse az hit aûch (34) in deme heûtbrieûe dez vûrg[enanten]
 eirffkauff[s] begreffe[n] und gescrieûe[n] steyt / lût[er]liche[n] v[er]ziege[n] hae[n]
 und v[er]zijge[n] / scalkeyt argelist und alle (35) gev[er]te wsz diese[n] brieûe ge-
 scheyden Dez zû urkûnde und vestir stedicheyt / so haen wir Heynrich h[er]e zû
 Lympach und Sophya syne (36) eelige hûszfraûwe und ich Iacob hire son
 vûrg[enant] / alle drye vûr uns / alle unse eirûe[n] und nakome[n] . semythlich und
 uns[ir] yeglich[er] besund[er] (37) unse eygene Ingesiegelle an desen offene[n]
 brieff gehange[n] / uns / und die unse vûrg[enant] myde zu bezûge[n] und zû besa-
 ge[n] wie vûre und na gescrieûe[n] steit in diesem brieûe. Datu[m] anno d[0]m[ini]
 Millesimo Trecentesimo LXXX°. in vigilia b[enedic]tor[um] Symonis (et)Iude apos-
 tolor[um]

Urkunde V:

1381, Februar 11

Ich Margrete van Vischpach. und Iohan van der Veilz. d[er] Iunge mijn Eelich[er] Son. zû diese[n] saichen uzer monp[er]schaff gedaen .. Dûn kûnt / (2) vûr ûns / und unse Eirûe[n] alle[n] luden / und Eirkenne[n] uns dez offinchlihn in diese[n] brieûe .. Dat / wir Richtlich[er]. und Redelig[er]. geluwinre schûlde (3) schûldich sijn .. Den Eirb[er]en Eeluden / h[er]n .. Ywaene v[an] Lyeshem Scheffin zû Beydbûrg / .. Elsen sijnre eelig[er] . hûszfrauwin . und held[er] . diz . brieffs in hire[n] (4) wege(n) . Seysszich gûde swa[er]e. mentzsche gûlden . gûden goldis / und Swa[er]en .mentsche gewichtis./ die sij uns in gereydme golde vûrg[enant]. gereyt / gelû(5)win haent / und wir gantzlich und zû mael van hin intphange[n] hatten in uns[er]n Schijnb[er]en . nûtz und ûrbor zû k[er]en vûr gemeichts diesis brieffs (6) vûr wilche Sum[m]e gûlde[n] vûrg[enant]. wir / hin verlaicht / und /upant / haen . ulegge[n] und upende[n] / seyss malder guden keirne[n] hin alle Iair zû w[er]en (7) und gûtchge[n] zû lieû[er]en und zu bitzale[n] / zû Beydbûrg up hyre[n] Spyth[al] . und mit der Beydbûrg[er] gewenlig[er] maisse[n] vermitz unse[n] meyg[er] und (8) lude uns[er]s dorffs / zû Nyed[er]stalle bij Beydb[ur]g . so wer dan unse meyer daselb[is] w[er]e . und dat uzer aller unser gûlden dez vorg[enantin] dorffs Nyd[er]stalle / mit (9) alle[n] syne[n] zû behorre[n] . Ieirliche[n] schine[n]de . alwege uff sent Remeysdach . dez heylge[n] bûsschoffs ingaende octob[er]e geleige[n] .. Des zû merre sicher(10) heide / So haen wir .. Margrete und Iohan vûrg[enant] .. / den selûe[n] Eelude[n] h[er]n Ywaene und Else[n] / und held[er]n diz br[ieffs] vûrg[enant] . heir vûre zû bûrge[n] und (11) Saichwalden gesat und setze[n] / unsen meyer ytzu[n]t / zu Nyd[er]stalle Henkin gena[n]t Rijngreûe / und and[er]e unse lude daselbis mit name[n] . Iohan den (12) alden meyer gena[n]t / Scherl Iohan / Heynriche syne[n] Son / Peter / gena[n] Slinck / Thijsz Rysemans eydem / Claes dem spricht Cryefftzbüch / Endreis Pitirraids eydem (13) und Henkin Pilkins son / alle samet unse lude bûrge[n] und saichwalde und yed[er] man uz vûr al vûrg[enant] aiffsaiche w[er]e dat wir / ad[ir] unse meyer und lude zû (14) Nyed[er]stalle / die wir / adir unse da hetten zu d[er] . zijt / an der vûrg[enantin] bitzalinge[n] d[er] vûrg[enantin] Seyss mald[er] k[er]ne[n] ye des Iairs up Sent Remeysdach . an deyl ad[ir] an al zû (15) mael sûmich wûrde[n] dat got v[er]??biede . So moge[n] und solen moge[n] .. die vûrg[enantin] . eelude h[er] Ywaen / und Else / ad[er] held[er] . diz br[ieffs] in hire[n] wege[n] . hire hant aenslaen an (16) unse vorg[enant] dorff zû Nyed[er]stalle mit alle[n] syne[n] zûgehore[n] nyet wszgescheide[n] / wat wir daselb[is] haen / ad[er] hatten . und uns daselbis und unse lude vûrg[enant] pende[n] ad[er] don (17) pende[n] mit geriechte und aengeriechte die pende v[er]keûffe[n] uns[er]en uwend[er]e[n] ubrûche[n] id[er] vort upenden . al so lange und al so dicke und mainchw[er]ff . bis up die zijt (18) dat hin van heût gul[den] und dar zû vo[n] keûste[n] und schaden . die des lieden ad[er] lieden hetten / zu hire[n] Sleichte[n] worden sûnd[er]eyde dar umb zû doyne / gantzlich (19) und zûmael genoich geschiet ist und wail bitzaelt .. vort is zû wisse[n] . dat wir Margrete . und Iohan mijn son vûrg[enant] .. ad[er] unse reicht Eirûe[n] moge[n] kome[n] (20) alwege Eichtage vûre ad[er] na uns[er] vraûwin liechtmisse dage gena[n]t zu latine purificatio mit

volme nütze den vûrg[enantin] Eeluden ad[er] held[er] . diz br[ieffs] vûrg[enant] den (21) zuerst mit alle[n] and[er]en brochen ad[er] aicht[er]stellige[n] zu w[er]en und zu w[er]doyne / und die vûrg[enantin] Ieirlige gûlde zu wisse[n] de vûrg[enant] Seyss malder keirne[n] va[n] de[n] vûrg[enantin] eelude[n] (22) ad[er] held[er] diz br[ieffs] in hire[n] weige[n] gentzliche[n] und zû mael wid[er] loysse[n] und intslaen umitz die vûrg[enante] gantze Sum[me] alsulchs goldis az vurg[enant] steit . dat is zu wisse[n] (23) Seysszich gûde Swa[er]e mentzsche gûlde[n] gûde[n] goldis und Swi[er]en mentzschin giwichtis / also sij uns gelûwin hae[n]t / und dat aen eyng[er]ley aiffslaich d[er] der vûrg[enanter] (24) gantz[er] Sum[m]e gûlde[n] uns ad[er] den unse[n] dan van zu doyne .. Scalkeyt argelist und alle gev[er]te wsz diese[n] brieffe gescheyden .. Dez zu urkûnde und bestir (25) steydgeit / So haen ich . Margrete va[n] Vischpach vûrg[enant] / vûr mich / Iohanne myne[n] Son vûrg[enant] mit syne[n] gûde[n] moytwille[n] un zu sijnre veden . und unse (26) Eirûe[n] mijn Ingesigel vûre an diese[n] offene[n] brieff gehange . dez selûen ich Iohan vûrg[enant] mich H[er]kenne[n] / und hae[n] vort zû merre steydgeit / want unse (27) vûrg[enant] dorff Nyd[er]stalle mit syne[n] zûgehorre[n] und luden vûrg[enant] . dan wsz wir diese Ieirlige gûlde vurg[enant] ulaicht un uvanf hae[n] geleige[n] ist by[n]ne[n]t d[er] pistige[n] (28) va[n] Beydbûrg / so haen wir . Margrete und Iohan heûbtschuld[er]e vûrg[enant] .. und auch wir / Henkin / Iohan _ / Heynrich / Petir / Thijs / Claes / Endreis und (29) aiff[er] Henkin. meyg[er] und lude vûrg[enant] bûrge[n] und saichwalde[n] unsz yechlig[er] az vûr al . wand wir diese vûrg[enant] bûrchzocht und saichwalt moitwilligliche[n] (30) an uns genomme[n] hae[n] und neme[n] / und al wsz und wsz geloifft haen und geloûe[n] den vûrg[enantin] eelude[n] / ad[er] held[er] . diz br[ieffs] . van alle[n] vûrg[enantin] saiche[n] alwege genoich (31) zu doyne und gehoorsaem zu sijne wie vûrg[enant] steyt / so haen wir auch gebede[n] und bidden den Eirb[er]en byrsse[n] man . Thielgin Scheillart in d[er] zijt pist (32) zu Beydburg / dat hey mit urkund und gezûch . h[er]n Hey[n] mans H[er]n Laudolfs soyns . ytzu[n]t riecht[er] und auch Scheffin daselbis und Baldewijns va[n] Bettinge[n] (33) alle beyde man zu Beydbûrch / den Ingesigel d[er] selûer pistige[n] va[n] Beydbûrch vûrg[enant] an diese[n] br[ieff] bij dat vûst hait gehange[n] .. dez selûe[n] wir man vûrg[enant] (34) aûch hin gebede[n] haen . und ich Thielgin pist vûrg[enant] umb bede[n] wille . Ionffrau Marg[ete] Iohan hire Soyns . und d[er] bûrge[n] und Saichwalde und aûch (35) d[er] man vûrg[enant] mich des herkenne[n] ..

Literatur

- Beckers, Hartmut: Westmitteldeutsch. In: Althaus, Hans Peter u.a. (Hg.): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2. neu bearb. Aufl. Tübingen: Niemeyer, 1980, S. 468–473.
- De Boor, Helmut/Wisniewski, Roswitha: Mittelhochdeutsche Grammatik. 9. erw. Aufl. Berlin/New York: de Gruyter, 1984.

- Lexner, Mathias: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bde. Nachdr. d. Ausg. Leipzig 1872-1878 m. einer Einl. Von Kurt Gärtner. Stuttgart: Hirzel, 1992.
- Paul/Wiehl/Grosse = Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik. 24. Aufl. bearb. Von Peter Wiehl und Siegfried Grosse. Tübingen: Niemeyer, 1998 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 2).
- Ravida, Fausto: Graphematisch-phonologische Analyse der Luxemburger Rechnungsbücher (1388-1500). Heidelberg: Winter, 2012.
- Reichmann, Oskar/Wegera, Klaus Peter: Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen: Niemeyer, 1993 (Sammlung kurzer Grammatiken germanischer Dialekte A. Hauptreihe Nr. 12).
- Reichert, Winfried: In lingua guallica sive Romana pro comoditate domini. Beobachtungen zum Aufkommen volkssprachiger Urkunden in der Grafschaft Luxemburg. In: Gärtner, Kurt/Holtus, Günter (Hg.): Urkundensprachen im germanisch-romanischen Grenzgebiet: Beiträge zum Kolloquium am 5./6. Oktober 1995 in Trier. Mainz: Kliomedien, 1997, S. 369–491.
- Schares, Thomas: Mittelhochdeutsche Originalurkunden aus der Südeifel. Untersuchungen und Edition der Urkunden Hartrads von Schönecken. In: Gärtner, Kurt/Holtus, Günter (Hg.): Überlieferungs- und Aneignungsprozesse im 13. und 14. Jahrhundert auf dem Gebiet der westmitteldeutschen und ostfranzösischen Urkunden- und Literatursprachen. Trier: Kliomedien, 2005, S. 391–429.
- Schützeichel, Rudolf: Zu einer aussterbenden lautlichen Erscheinung (*bit* ‚mit‘). In: Zeitschrift für Mundartforschung, 23, 1955, S. 201–236.
- Schützeichel, Rudolf: Mundart, Urkundensprache und Schriftsprache. Studien zur rheinischen Sprachgeschichte. 2. stark erw. Aufl. Bonn: Röhrscheid, 1974 (Rheinisches Archiv 54).
- Weimann, Britta: Moselfränkisch: Der Konsonantismus anhand der frühesten Urkunden. Köln: Böhlau, 2012.
- Weinhold, Karl: Mittelhochdeutsche Grammatik. Unv. Nachdr. d. 2. Ausg. 1883. Paderborn: Ferdinand Schöningh, 1967.

Deutsch-rumänische hybride Derivate am Beispiel der deutschsprachigen Czernowitzer Pressesprache

Ágota Nagy (Oradea)

1. Einleitung und Untersuchungskorpus

Der vorliegende Beitrag präsentiert erste Ergebnisse einer kontaktlinguistischen Analyse deutsch-rumänischer hybrider Derivate, die in einem deutschsprachigen pressesprachlichen Korpus aus Czernowitz der 1930er ermittelt wurden. Die hier vorgelegte Untersuchung ist Teil einer umfassenden Erforschung des rumänischen Kontakteinflusses im erwähnten Pressekorpus, das sich aus folgenden Presseprodukten zusammensetzt: die Tageszeitung *Der Tag. Unabhängiges und demokratisches Organ für die Interessen der Stadt Cernăuți, der Bucovina und des Reiches* (1932–1935), die Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931) und die Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935).

Es wurden insgesamt 260 Zeitungs- und Zeitschriftennummern in die Untersuchung einbezogen. Hiervon stammen 242 Nummern aus der Tageszeitung *Der Tag*, die zwischen 1932 und 1935 in insgesamt 966 Nummern erschienen ist. Als Auswahlkriterien dienten der Umfang und die inhaltliche Vielfalt der Nummern. Demnach haben alle Nummern, die mehr als vier Seiten umfassen, Eingang in das Korpus gefunden. Ferner sind die letzten 41 Nummern ebenfalls Teil des Korpus.

Die Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931) (Nr. 1–14) und die Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935) (Nr. 23–26) wurden – nach derzeitigem Stand der pressegeschichtlichen Forschung – in ihrer vollen Länge analysiert.

Die Erforschung deutsch-rumänischer hybrider Derivate in diesen Czernowitzer Presseprodukten wird dadurch motiviert, dass das ehemals habsburgische Kronland Bukowina und seine Hauptstadt Czernowitz im Ausgang des Friedensvertrages von Saint-Germain-en-Laye 1919 dem Königreich Großrumänien angegliedert wurden und bis 1940 unter rumänischer Verwaltung standen.¹ Zugleich zeichnete sich im Czernowitz der Zwischenkriegszeit ein re-

1 1940 wurde der nördliche Teil der Bukowina um Czernowitz an die UdSSR angeschlossen. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Bukowina 1941–1944 von deutschen und

ges gesellschaftliches und kulturelles Leben in deutscher Sprache ab. Die einzige umfassende Monographie über die Czernowitzer Presse führt beispielsweise nicht weniger als fünfzig deutschsprachige, vorwiegend deutsch-jüdische Presseprodukte aus der Zwischenkriegszeit auf (vgl. Prokopowitsch 1962: 29, 43–57).² Darunter gibt es rund elf Tageszeitungen, wovon zehn von jüdischen Intellektuellen geschrieben und herausgegeben wurden. In diesem Kontext soll erwähnt werden, dass auch die von mir untersuchten Zeitungs- und Zeitschriftennummern deutsch-jüdische Presseprodukte sind.

2. Theoretischer Hintergrund

2.1. Beiträge über den Einfluss des Rumänischen auf das Rumänien-deutsche

Die Erforschung des deutsch-rumänischen Sprachenkontaktes auf der Ebene der Sprachverwendung gilt als ein derzeit in Entwicklung begriffenes Gebiet der angewandten Linguistik. Aus diesem Grund zeichnet sie sich durch eine erhebliche konzeptuelle und terminologische Vielfalt aus. Ohne eine terminologische Bestandsaufnahme vorzunehmen, sei an dieser Stelle an Aufsätze von Scheuringer (2003: 124–130), Viorel (2007: 159–171), Lăzărescu (2008: 175–179) und an die Monographien von Ney (1979), Țurcanu (2005) und Szabó (2010) verwiesen. Hiervon untersuchen Scheuringer, Viorel und zum Teil Ney presse-sprachliches Material.

Mit Schwerpunkt Bukowina ist ein Beitrag von Jumugă (1986: 41–46) zu erwähnen, der den Einfluss des Rumänischen auf bukowinische Dialekte und auf die Czernowitzer deutsche Verkehrssprache zum Gegenstand hat. Ferner liegt in der Fachliteratur ein Aufsatz von Fassel (1999: 243–266) vor, der sich dem Thema *Sprachinterferenzen in der rumäniendeutschen Presse an Einzelbeispielen. Jüdische Journalisten als Vermittlungsinstanz des Rumänischen in der deutschsprachigen Presse der Bukowina in Großrumänien* annimmt. Der empirische Teil dieser Studie besteht in einer Auflistung etymologisch kommentierter „Sprachinterferenzen“ aus den Jahrgängen 1921–1927 der Tageszeitung *Czernowitzer Morgenblatt*. Ergebnisse meiner bereits erwähnten kontaktlinguis-

russischen Truppen besetzt. Nach dem Pariser Friedensvertrag von 1947 kam die Nord-Bukowina erneut zur UdSSR. Heute gehören der ehemals nördliche Teil der Bukowina um Czernowitz zur Ukraine und der südliche um Suczawa zu Rumänien.

2 Unter diesen Presseprodukten gibt es einige, von denen lediglich eine einzige Nummer erschienen ist. Neueren Recherchen zufolge kann allerdings festgestellt werden, dass das pressegeschichtliche Verzeichnis von Prokopowitsch nicht allumfassend ist.

tischen Forschung wurden in einem Aufsatz mit dem dem Titel *Deutsch-rumänische hybride Komposita in historischen Presstexten* (Nagy 2013: 305–320) veröffentlicht.

2.2. Das Thema ‚hybride Derivate‘ in der kontaktlinguistischen Fachliteratur

Als hybride Derivate werden in der vorliegenden Untersuchung explizite Derivate bezeichnet, die über eine gemischtsprachige Morphemstruktur verfügen. Dieser Typ von Sprachkontaktphänomenen wird in der kontaktlinguistischen Fachliteratur unterschiedlich konzeptualisiert. Während hybride Derivate im kontaktlinguistischen Theoriekonzept von Haugen (1950: 215) und Weinreich (1977: 74) in die Kategorie der lexikalischen Transferenz gehören, werden sie in den kontaktlinguistischen Untersuchungen von Földes (vgl. etwa 2005: 180–183) im Rahmen der grammatischen Transferenz analysiert. Pelka diskutiert hybride Derivate mit Lexemtransfer im Rahmen der lexikalischen Transferenz, hybride Derivate mit Affixtransfer hingegen als ein Untertyp der grammatischen Transferenz (vgl. Pelka 2006: 117–121, 150–153). Auch bei Ney werden hybride Derivate sowohl im Rahmen der grammatischen Transferenz, als auch der lexikalischen Transferenz besprochen. In ihrer Monographie über *rumänische Transferenzen in vier siebenbürgisch-sächsischen Ortsmundarten des Kreises Hermannstadt/Rumänien* (Ney 1984) rechnet sie die Übernahme von rumänischen Wortbildungsmorphemen zu der morphologischen Ebene, während hybride Wortbildungsprodukte mit siebenbürgisch-sächsischen bzw. deutschen Affixen im Rahmen der lexikalischen Transferenz beschrieben werden. Dies leuchtet insofern ein, als Letztere durch die Übernahme rumänischer Basen zu Stande kommen. Weniger überzeugend ist hingegen, dass Ney im Rahmen der Untersuchungskategorie „Transfer einzelner Morpheme“ sowohl die Übernahme von rumänischen Pluralmorphemen, als auch von Diminutivsuffixen und Vergrößerungsmorphemen thematisiert, ohne dabei eine klare Unterscheidung zwischen Flexionsmorphologie und Wortbildungsmorphologie zu treffen (vgl. Ney 1984: 28–32). Im Unterkapitel über die „Morphemsubstitution der lexikalischen Transfers“ aus dem Rumänischen werden Flexionsmorpheme und Derivationsmorpheme schon gesondert behandelt. Wie es jedoch auch aus der Kapitelüberschrift hervorgeht, konzeptualisiert Ney hybride Derivate mit Lexemtransfer als gemischtsprachige Nachbildungen kontaktsprachlicher Vorlagen.³

3 Es soll auch angemerkt werden, dass Ney den Terminus ‚Hybridbildung‘ uneinheitlich verwendet. In ihrer einschlägigen Monographie verweist sie Hybridbildungen in den

In der vorliegenden Arbeit werden hybride Derivate, als ein Untertyp der lexikalischen Transferenz konzeptualisiert, ungeachtet dessen, ob kontaktsprachliche Lexeme oder Affixe transferiert werden. Die Kategorie der grammatischen Transferenz soll unter anderem für die Transferenz von Flexionsmorphemen reserviert bleiben, auf die in der vorliegenden Arbeit nicht eingegangen wird. Ebenfalls wichtig ist, dass hybride Derivate meines Erachtens nicht in jedem Fall kontaktsprachliche Vorlagen wiedergeben; sie sind nicht schlichtweg als Kombinationen von Morphemimport und Morphems substitution zu betrachten. Wie im Folgenden ersichtlich wird, gibt es durchaus auch okkasionelle Hybridbildungen, die in hohem Maße kontextabhängig sind und die „wortgrammatische Kreativität“ (Kanngiesser 1985: 145) multilingualer Sprachträger zum Ausdruck bringen.

3. Kontaktlinguistische Korpusanalyse

Die Analyse hybrider Derivate wird in der vorliegenden Arbeit aufgrund der Untertypen ‚hybride Derivate mit Lexemtransfer‘ und ‚hybride Derivate mit Affixtransfer‘ vorgenommen. Für beide Untertypen gilt, dass lediglich hybride Suffixderivate ermittelt werden konnten.

Die kontaktlinguistischen Belege werden mit jeweils einem Quellenverweis versehen, der aus fünf Komponenten besteht. Die erste Komponente (Buchstabe A, B, C) steht für die entsprechende Zeitung bzw. Zeitschrift, aus der der jeweilige Beleg stammt:

A – Die Tageszeitung *Der Tag* (1932–1935)

B – Die Zeitschrift *Die Bombe. Eine lustige Streitschrift gegen Alle* (1931)

C – Die Zeitschrift *Die Bombe. Halbmonatsschrift für Politik, Wirtschaft und Satire* (1935)

Die zweite Komponente bezieht sich auf das Erscheinungsjahr der Zeitung bzw. Zeitschrift, während die dritte, vierte und fünfte Komponente für die entsprechende Nummer, Seite und Spalte des jeweiligen Presseprodukts stehen.

Bereich der Phraseologie und definiert sie als „die Wiedergabe komplexer rumänischer Einheiten teils als Übernahme der rumänischen Lexeme und teils als Ersetzung durch siebenbürgisch-sächsische beziehungsweise deutsche Lexeme“ (Ney 1984: 86). Dennoch subsummiert sie unter dem Terminus ‚Hybridbildung‘ in einem späteren Teil der Arbeit auch Komposita, deren Mehrheit allerdings zwar rumänische Vorlagen hat, aber keine rumänischen Morpheme beinhaltet. Bei der Analyse von hybriden Derivaten macht Ney vom Terminus ‚Hybridbildung‘ interessanterweise keinen Gebrauch.

Eine statistische Auswertung meines Datenmaterials wird in diesem Rahmen nicht angestrebt, obschon thematisiert wird, wenn ein hybrides Derivat okkasionell vorkommt.

3.1. Hybride Derivate mit Lexemtransfer

Sowohl die Suffigierung von rumänischen Gattungsnamen, als auch von Eigennamen ist zu beobachten, wobei die Suffigierung von Eigennamen deutlich ausgeprägter ist als die von Gattungsnamen. Einige Beispiele für hybride Suffixderivate von Appellativa: *Gerententum* (A/1932/30/1/1), *Gerentschaften* (A/1932/30/1/1), *Mamaliganertum* (A/1935/889/7/2) bzw. *chibritär* (A/1932/57-3/1). Die in den ersten zwei hybriden Derivaten vorliegende Basis (*Gerent*) ist auch an sich eine hybride Neubildung. Sie wurde aus dem Rumänischen Verb *a gera* (‚stellvertretend leiten‘) mittels des Fremdsuffixes *-ent* gebildet und bezeichnet eine von der Regierung ernannte Führungsperson an der Spitze einer öffentlichen Einrichtung im Rumänien der Zwischenkriegszeit.⁴ Aus dem Kontext wird deutlich, dass die Derivate *Gerententum* und *Gerentschaft* pejorativ konnotiert sind:

Die Amtsdauer der Gerentschaften wird ad infinitum verlängert. [...] Adieu gewählter Gemeinderat, es lebe die chronische Gerentenkrise! Das Gerententum beansprucht demnach für sich die Stabilität.

(A/1932/30/1/1)

Es konnte eine ‚hybride Wortfamilie‘ mit dem hybriden Derivat *Gerent* im Untersuchungskorpus nachgewiesen werden, sie beinhaltet allerdings mehrheitlich hybride Komposita. Zum Beispiel: *Gerentenkrise* (A/1932/30/1/1), *Gerentemacht* (A/1932/30/1/2), *Gemeindegerent* (A/1933/252/2/3), *Sparkassegerenten* (A/1932/56/2/5).⁵

In der Hybridbildung *Mamaliganertum* liegt eine doppelte Suffigierung des graphematisch-phonologisch integrierten rumänischen Simplexes *mămăligă* (‚Maisbrei‘) vor. Die Bedeutung dieser okkasionellen Wortbildungskonstruktion kann erst aus dem Kontext –einem Kommentar über den Unterhaltungsabend des Chefredakteurs der Tageszeitung *Der Tag* – erschlossen werden:

So müssen die Anekdoten, die er aus der Situation schöpfte, und die mit so viel Beifall aufgenommen wurden, begriffen werden, als wohlgezielte Pfeile, mit denen er

4 Das rumänische Äquivalent lautet *gerant*, weshalb dieser Beleg eindeutig als Hybridbildung eingestuft werden kann. Das Lexem *Gerant* ist auch im Deutschen vorhanden, allerdings gilt es als veraltet und besitzt die Bedeutung ‚Geschäftsführer, Herausgeber einer Zeitung oder Zeitschrift‘.

5 Ausführlicher dazu vgl. Nagy 2013: 305–320.

gegen alle Schwächen und Tücken des Cernăuțertums zu Felde zog, gegen die Trägheit des Geistes und der Seele, das „Mamaliganertum“ [...].

(A/1935/889/7/2)

Als einziges hybrides Adjektivderivat ließ sich der ebenfalls okkasionelle Beleg *chibritär* ermitteln, in dem das rumänische Substantiv *chibrit* („Zündholz“) mit dem deutschen Adjektivsuffix *-är* versehen wird.

Weh dem, der ein Feuerzeug besitzt!

„Brigadisten“ fliegen wie besessen,

Für die „chibritären“ Interessen [...] ⁶

(A/1932/57/3/1)

Unter den hybriden Derivaten, deren Basen rumänische Eigennamen sind, können zwei große Gruppen unterschieden werden: deonymische Derivate aus Toponymen und deonymische Derivate aus Anthroponymen. Erstere bilden die größere Gruppe, zumal Toponyme in den untersuchten Presseprodukten vorwiegend auf Rumänisch angegeben werden. Folglich finden sich für hybride Herkunftsbezeichnungen wie etwa *Cernăuțier* (A/1935/889/7/2), *Bukowinaer* (C/1935/23/7), *Bucureștier* (A/1935/942/2/5), *Clujer* (A/1934/558/2/5) oder *Timișoaraer* (A/1934/558/4/5) zahlreiche Vorkommensbelege. Es konnte eine hohe graphematisch-phonologische bzw. morphologische Variabilität der hybriden Herkunftsbezeichnungen mit dem rumänischen Namen von Czernowitz beobachtet werden. Man vergleiche die Belege *Cernăuțier* (A/1935/889/7/2), *Cernăuțer* (A/1932/69/2/3–4), *Cernautier* (A/1935/877/2/3), oder *Cernăutier* (A/1935/901/2/3). Dies legt nahe, dass diese Transferate in der deutschsprachigen Czernowitzer Pressesprache von 1932–1935 nicht usualisiert auftreten. Mitunter sind auch deutsch-rumänische Kompromissformen als Derivationsbasen anzutreffen, wie etwa im Beleg *Wijnitzer* (A/1932/20/4/4), dessen Basis sowohl auf die deutschsprachigen Toponyme Wischnitz(a) bzw. Wiznitz, als auch die rumänische Ortsbezeichnung Vijnîța zurückgeführt werden kann.

Als besonders interessant erscheinen die Eigenschaftsbezeichnung *Cernăuțertum* (A/1935/889/7/2) und die Sprachbezeichnung *Cernăuțerische* (A/1932-/61/1/4).

Es soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Übernahme rumänischer Toponyme in den späteren Ausgaben der Presseprodukte verstärkt zunimmt. In der Tageszeitung *Der Tag* konnte zum Beispiel beobachtet werden, dass die Namen rumänischer Städte und Regionen in den Zeitungsnummern aus den Jahren 1932–1933 tendenziell auf Deutsch wiedergegeben werden. In den Jahren 1934–

6 Das Zitat entstammt der Verssatire *Fliegende Brigade* vom Publizisten Heinrich Goldmann.

1935 sind hingegen zahlreiche Übernahmen rumänischer Toponyme zu registrieren. Damit geht auch eine erhöhte Zahl hybrider Herkunftsbezeichnungen einher.

Anders verhält es sich mit rumänischen Anthroponymen, die von Anfang an in hoher Zahl transferiert werden. Grund dafür ist die eine Transferenznot, zumal Anthroponyme in der Regel nicht übersetzt werden. Dies führt zu einer verstärkten Suffigierung rumänischer Anthroponyme mit deutschen Suffixen. Es handelt sich dabei fast ausschließlich um Familiennamen rumänischer Politiker der Zwischenkriegszeit.

Die Mehrheit der deonymischen Suffigierung resultiert in substantivischen hybriden Derivaten. Dabei erweist sich das Suffix *-ist* als besonders produktiv: *Codreanisten* (B/1931/3/5/3), *Cuzist* (A/1932/67/1/2), *Gogisten* (A/1932/67/1/2), *Lupisten* (A/1932/67/1/2), *Manist* (A/1932/67/1/2). Die Basen dieser deonymischen Personenbezeichnungen sind die Familiennamen der Politiker Codreanu, Cuza, Goga, Lupu und Maniu. Zumal das Suffix *-ist* auch im Rumänischen begegnet, wäre es durchaus möglich, die obigen Belege als direkte Übernahmen von rumänischen Derivaten zu betrachten. Es ist in diesem Kontext erwähnenswert, dass sich im Rumänischen das Derivat *codrenist* etabliert hat, was die Annahme einer hybriden Derivation beim Beleg *Codreanist* doch gerechtfertigt.

Es fanden sich auch deonymische adjektivische Derivate, wie etwa *cuzistisch* (A/1933/304/3/1), *lupistisch* (A/1932/100/6/3), *averescanisch* (A/1932-/93/4/1). Die zu Grunde liegenden rumänischen Anthroponyme sind Cuza, Lupu und Averescu.

Besondere Beachtung verdient der Beleg *Averescaner* (A/1932/67/1/2). Er kann als Beispiel für eine zweisprachige Suffigierung betrachtet werden, da diese Personenbezeichnung sowohl mit dem rumänischen Suffix *-an*, als auch mit dem deutschen Suffix *-er*, also mit zwei funktional identischen Suffixen versehen wird. Der Anthroponym *Cuza*, Nachname des rechtsradikalen und antisemitischen rumänischen Politikers Alexandru C. Cuza, dient als graphematisch-phonologisch nicht integrierte Derivationsbasis für mehrere Hybridbildungen, wie etwa *Cuzist* (A/1933/411/7/1), *Cuzismus* (A/1933/411/7/1), *cuzistisch* (A/1933-/304/3/1).

3.2. Hybride Derivate mit Affixtransfer

Zwar sind im Untersuchungskorpus mehrheitlich hybride Derivate mit Lexemtransfer anzutreffen, es konnten jedoch auch einige Belege für die hybride Derivation mit Affixtransfer ermittelt werden. Es handelt sich dabei um okkasionelle

Transferate, die im Gegensatz zu den meisten hybriden Derivaten mit Lexemtransfer nicht außersprachlich motiviert sind. Eine weitere Gemeinsamkeit der erfassten hybriden Derivate dieses Typs besteht darin, dass sie sprachspielerischen Charakter haben und in humoristischen bzw. satirischen Texten zu finden sind. Es wurden folgende Belege eruiert: *Kostümeanu* (B/1931/5/5/1), *Roßku* (B/1931/7/2/3), *Poposcu* (B/1931/7/2/3), *Totenmesscu* (A/1932/114/3/1), *Durchfallescu* (B/1931/3/3/2), *Unterşleifescu* (B/1931/1/4/1), *Abştecovici* (B/1931/1/4/1), *Defraudanca* (B/1931/1/4/1).

Aus dem Kontext geht hervor, dass die ersten fünf hybriden Derivate die Semantik ihrer deutschen appellativischen Basis beibehalten haben. Folglich sind sie trotz des Vorhandenseins eines rumänischen onymischen Suffixes aus semantischer Sicht nicht als onymische Wortbildungsprodukte zu betrachten:

Die Ernennung der neuen Interimkommission wird, wie wir hören, die Ursache einer *Țoparade* der ganzen Parvuleskadron in mittelalterlichen *Kostümeanu* sein.

(B/1931/5/5/1)

Auf die vielen durchgefallenen Kandidaten der letzten Wahl, nach dem Lied: «Gestern noch auf stolzem *Roßku*, heute eins auf den *Poposcu*».

(B/1931/7/2/3)

Maniu, Vaida, Mironescu

Mihalache, Junian

Und der *Messias Titulescu*

Läuten uns die *Totenmesscu*:

Geht zu Grund!

Gesagt, getan.

(A/1932/114/3/1)

Die Liste 6 sind Veteraner:

Die lieblichen *Averescaner*.

Es schützt den biedern *Averescu*

Nichts vor dem sichern *Durchfallescu*.

(B/1931/3/3/2)

Sie wurden mit den rumänischen onymischen Suffixen *-eanu* bzw. *-escu* gebildet, wobei in den hybriden Derivaten *Totenmesscu*, *Roßku* und *Poposcu* das *-e* wegfällt. Als Ursache hierfür kann die semantische Transparenz der hybriden Derivate genannt werden.

Motiviert wird die hybride Derivation in diesen Belegen wohl durch den „Wunsch nach komischen Effekten“ (Weinreich 1977: 84) und den Reim. Auch das Thema der satirischen Beiträge – die politischen Verhältnisse im Rumänien der 1930er Jahre – kann als ein möglicher Auslöser der Suffigierung mit rumänischen onymischen Suffixen betrachtet werden.

Die Belege *Unterșleifescu*, *Abștecovici* und *Defraudanca* stellen hybride Personennamen dar: Sie stehen für Figuren in einer politischen Satire. Sie werden mit dem bereits erwähnten onymischen Suffix *-escu*, mit einem onymischen Suffix slawischen Ursprungs (*-ovici*) und mit dem Movierungssuffix *-anca* gebildet. Interessanterweise liegt in den Belegen *Unterșleifescu* und *Abștecovici* auch eine graphematische Transferenz vor, zumal hier das Phonem [ʃ] durch das rumänische Graphem <ș> realisiert wird. Beim Beleg *Defraudanca* kann eine interlinguale Homonymie beobachtet werden, zumal das Morphem *defraud* sowohl im Deutschen als auch im Rumänischen vorhanden ist. Trotz dieser Ambiguität gehe ich in Anbetracht der anderen hybriden Personennamen davon aus, dass es sich auch hier um eine Hybridbildung handelt.

[...] warum ist *Unterșleifescu* verhaftet worden? Weil bei Revision in seiner Kassa die Kleinigkeit von 400.000 Lei fehlte.

(B/1931/1/4/1)

«Warum» schluchzte *Defraudanca* vom Pensionsfonds, «warum hat das unser lieber *Unterșleifescu* nicht mehr erleben können?»

(B/1931/1/4/1)

«Auf diese Weise» sagte *Abștecovici*, der Vorsitzende, «wird nicht nur die Entdeckungen eines Defizits praktisch unmöglich gemacht, sondern die Unterschlagungen können von nun an ohne jedes Risiko einen fast unbegrenzten Umfang annehmen.»

(B/1931/1/4/1)

Wie die hier analysierten Belege nahelegen, sind okkasionelle hybride Derivate oft nur aus dem Kontext heraus zu explizieren. Für ihre kontaktlinguistische Erfassung schlage ich wegen ihrer Kontextgebundenheit, ihres okkasionellen Charakters und nicht zuletzt ihrer vermutlich idiolektalen Distribution den Terminus ‚Ad-hoc-Transfer‘ vor.⁷

7 Ausführlicher dazu vgl. Nagy 2010: 68.

4. Fazit

Meine kontaktlinguistische Analyse hat ergeben, dass die deutsch-rumänischen hybriden Derivate, die in den untersuchten Czernowitzer Presseprodukten identifiziert wurden, ausschließlich hybride Suffixderivate darstellen. Darunter wiegen hybride Substantivderivate deutlich vor, wobei zu einer kleineren Zahl auch desubstantivische Adjektivderivate ermittelt werden konnten. Im Bereich der Hybridbildungen mit Lexemtransfer zeichnete sich eine größere Vielfalt ab, als auf dem Gebiet der hybriden Derivate mit Affixtransfer. Dies erklärt sich durch die kontaktlinguistische Grundthese, laut der die Transferenz von Lexemen den häufigsten Transferenztyp darstellt, und steht auch mit den Befunden von Ney im Einklang. Anders als bei Ney, waren die ermittelten hybriden Derivate nicht in jedem Fall auf rumänische oder deutsche Vorlagen zurückzuführen. Neben rekurrenten deonymischen Substantivderivaten begegneten in meinem Untersuchungskorpus nämlich auch okkasionelle Hybridbildungen, die sich als Ausprägungen einer „wortgrammatischen Kreativität“ (Kangiesser 1985: 145) multilingualer Sprachträger interpretieren lassen. Interessanterweise wurden in der Kategorie ‚hybride Derivate mit Affixtransfer‘ ausschließlich solche hybriden Okkasionalismen erschlossen. Dies legt nahe, dass der Transfer rumänischer Affixe keinem „Kontaktdruck“ der rumänischen Staatssprache geschuldet ist. Vielmehr kann dabei der bereits von Weinreich angesprochene „Wunsch nach komischen Effekten“ als Ursache angesetzt werden (vgl. Weinreich 1977: 84). Hingegen lassen sich rekurrente, vorwiegend deonymische Hybridbildungen mit Lexemtransfer auf eine gewisse Transferenznot zurückführen, zumal sie mehrheitlich auf dem Transfer von rumänischen Toponymen oder Anthroponymen beruhen.

Im Kontext weiterer lexikalischer Transferenztypen kann festgehalten werden, dass die hybride Derivation im untersuchten Korpus weniger ausgeprägt ist als die direkte Transferenz von Wörtern oder die hybride Komposition.

Literatur

Fassel, Luminița: Sprachinterferenzen in der rumäniendeutschen Presse an Einzelbeispielen. Jüdische Journalisten als Vermittlungsinstanz des Rumänischen in der deutschsprachigen Presse der Bukowina in Großrumänien. In: Fassel, Horst – Förster, Horst (Hg.): Kulturdialog und akzeptierte Vielfalt. Rumänien und rumänische Sprachgebiete nach 1918. Stuttgart: Jan Thorbecke, 1999 (Schriftenreihe des Instituts für

- donauschwäbische Geschichte und Landeskunde Tübingen, 8), S. 243–266.
- Földes, Csaba: Kontaktdeutsch: Zur Theorie eines Varietätentyps unter transkulturellen Bedingungen von Mehrsprachigkeit. Tübingen: Gunter Narr, 2005.
- Haugen, Einar: The Analysis of Linguistic Borrowing. In: *Language* 26, 1950/2, S. 210–231.
- Jumugă, Margareta-Sigrid: Rumänische Einflüsse in den deutschen Siedlungsmundarten und in der deutschen Umgangssprache der Bukowina. In: Corbea, Andrei – Nicolae, Octavian (Hg.): *Interferențe culturale româno-germane. Rumänisch-deutsche Kulturinterferenzen*. Iași: Universitatea Al. I. Cuza, 1986 (Jassyer Beiträge zur Germanistik, IV), S. 41–46.
- Kanngiesser, Siegfried: Strukturen der Wortbildung. In: Schwarze, Christoph/Wunderlich, Dieter (Hg.): *Handbuch der Lexikologie*. Königstein/Ts.: Athäneum, 1985, S. 134–183.
- Lăzărescu, Ioan: Typische Fehlbildungen im gegenwärtigen Rumäniendeutsch. In: Valentin, Jean-Marie [u.a.] (Hg.): *Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses, Paris 2005 „Germanistik im Konflikt der Kulturen“*. Band 4. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang, 2008 (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, Kongressberichte, 80), S. 175–179.
- Nagy, Ágota: Zur Klassifikation von Transferenerscheinungen in Czernowitzer deutsch-jüdischen Presseprodukten der 1930-er Jahre. In: Földes, Csaba (Hrsg.): *Deutsch in soziolinguistischer Sicht. Sprachverwendung in Interkulturalitätskontexten*. Tübingen: Gunter Narr, 2010 (Beiträge zur interkulturellen Germanistik, 1), S. 59–73.
- Nagy Ágota: Deutsch-rumänische hybride Komposita in historischen Presstexten. In: Behr, Irmtraud/Berdychowska, Zofia (Hrsg.): *Prädikative Strukturen in Theorie und Text(en)*. Frankfurt am Main [u.a.]: Peter Lang, 2013 (Studien zur Text- und Diskursforschung, 3), S. 305–320.
- Ney, Karin: Rumänische Transferenzen in vier siebenbürgisch-sächsischen Ortsmundarten des Kreises Hermannstadt/Rumänien. Marburg: N. G. Elwert, 1984 (Marburger Studien zur Germanistik).
- Pelka, Daniela: Der deutsch-polnische Sprachkontakt in Oberschlesien am Beispiel der Gegend von Oberglogau. Berlin: Trafo Verlag Dr. Wolfgang Weist, 2006 (SILESIA. Schlesien im europäischen Bezugfeld. Quellen und Forschungen, 2).
- Prokopowitsch, Erich: *Die Geschichte des Pressewesens in der Bukowina*. Wien: Verlag der Typographischen Anstalt, 1962.

- Scheuringer, Hermann: Lexikalische Rumänismen in der Hermannstädter Zeitung 2003. In: Puchianu, Carmen Elisabeth (Hg.): Kronstädter Beiträge zur germanistischen Forschung. Band VII. Kronstadt: Aldus, 2005 (Reihe *Academica*. 7), S. 124–130.
- Szabó, Csilla Anna: Language shift und Code-mixing. Deutsch-ungarisch-rumänischer Sprachkontakt in einer dörflichen Gemeinde in Nordwestrumänien. Frankfurt am Main [u. a.]: Peter Lang, 2010 (*Variolingu*. Nonstandard – Standard – Substandard, 38).
- Țurcanu, Rodica-Cristina: Sprachkontakterscheinungen: Rumänisch-Deutsch-Ungarisch in Baia Mare und Umgebung. 2 Bände. Cluj-Napoca: Risoprint, 2005.
- Viorel, Elena: Rumänisch–deutsche Interferenzerscheinungen in der rumänien-deutschen Tageszeitung/ADZ. In: Fassel, Horst (Hg.): *Deutsch: Zukunftssprache in den neuen EU-Staaten? Perspektive der deutschen Sprache und Literatur in Ost- und Südosteuropa nach 2004/Limba germană: limbă cu viitor în noile state ale UE? Perspectivele limbii și literaturii germane în Europa de sud-est după 2004*. Arbeiten der Internationalen Wissenschaftlichen Tagung vom 24. bis 26. November 2005 in Tübingen. Tübingen/Temeswar: Editura Universității de Vest, 2007 (*Karl-Kurt-Klein-Reihe*, 4), S. 159–171.
- Weinreich, Uriel: *Sprachen in Kontakt. Ergebnisse und Probleme der Zweisprachigkeitsforschung*. [aus dem Englischen übersetzt]. München: C. H. Beck, 1977 (*Beck'sche Elementarbücher*).

Vokalwerke in der Geschichte der Übersetzungswissenschaft am Beispiel der Oper

Elżbieta Sierosławska (Krakau)

Die Oper ist unter gesungenen Vokalwerken eine junge Gattung. Sie entstand in der Barockzeit, in der Epoche der höfischen Musik, die am glänzendsten eben durch die Oper repräsentiert wird – durch die neapolitanische, italienisch gesungene Oper.

Die Oper ist ein komplexes Kunstwerk, in dem sich akustische und visuelle Sinneseindrücke zu einem Erlebnisganzen verbinden, dessen Wirkung auf dem Zusammenspiel der sprachlichen, musikalischen und szenischen Elemente beruht. Die Aufgabe des Opernübersetzers ist eben die Wiedergabe der Relationen, die zwischen den Elementen einer Oper bestehen.

Die übersetzungstechnischen Schwierigkeiten, auf die der Übersetzer bei seiner Arbeit stößt, ergeben sich aus den strukturellen Beziehungen zwischen Sprache und Musik wie Phrasierung, Noten- und Silbenzahl, Akzentsetzung, aus den gesanglichen Bedingungen der Tonproduktion wie z.B. Artikulierbarkeit, Verstehbarkeit und Atembarkeit, sowie auch aus den klanglich-musikalischen Eigenschaften der Sprache – wie Reim, Vers, Prosodie u.a. (vgl: Sierosławska 2008 und 2012). Deswegen hat die Übersetzungspraxis der Vokalwerke eine Reihe von Regeln entwickelt, dank denen diese Probleme gelöst werden können. Zu den wichtigsten Regeln, die hier zu nennen wären, gehören die Unantastbarkeit der Noten, die vollständige Wiedergabe der Reime, das Beibehalten der Wort-Ton-Verbindungen.

1. Opernübersetzungen im 17.–18. Jahrhundert

Bis ins 18. Jh. hinein wurden Partitur und Aufführung nicht als unterschiedliche Größen betrachtet. Die Ursache dessen war, dass zwischen der Partitur und der Aufführung ein weitgehend identischer theatralischer und gesellschaftlicher Bezugsrahmen gegeben war. Die ersten Opernübersetzungen waren in Form von Leselibretti, aber schon im 18. Jh. begann man in Deutschland und im deutschsprachigen Raum fremdsprachige Opern in der Landessprache aufzuführen (vgl.: Kaindl 1995). Diese Übersetzungen betrafen aber nicht den ganzen Text einer Oper. Arien, Duette u.ä. blieben als Fragmente mit armer Handlung nicht übersetzt und in die deutsche Sprache wurden eigentlich nur Rezitative übertragen. Am Anfang wurden in den Übersetzungen die Regeln missachtet, die im

sprachlichen Text und in der Musik eines Vokalwerkes herrschen und die sich aus der besonderen Verbindung zwischen diesen beiden Medien ergeben.

Die neapolitanische Oper hat in der ersten Hälfte des 18. Jh. die höfische Opernszene in Deutschland beherrscht. Um die Mitte des Jahrhunderts begann das Bürgertum Opernhäuser zu besuchen und Opernpublikum zu werden. Da aber das Verständnis des zahlenden Opernpublikums berücksichtigt werden musste, wurden die Opern ins Deutsche übersetzt. In den deutschsprachigen Aufführungen wurden jedoch die populären Arien in der Originalsprache der jeweiligen Oper als auf Italienisch oder Französisch gesungen. Man versuchte, den Sinn der Oper jeweils zu vermitteln. Die Übersetzungen, die in der barocken Zeit in Hamburg gemacht wurden, respektierten zwar die Noten, es gab aber in ihnen leider zu viel überflüssige Reimerei. In übersetzten Opern gab es Reime dort in der Übersetzung, wo sie im Original vom Komponisten/Librettisten gar nicht angebracht wurden (vgl.: Honolka 1978: 37).

Adam Hiller, deutscher Komponist, der mit seinen Singspielen die Grundlage für eine eigenständige Entwicklung der deutschen komischen Oper geschaffen hat, übersetzte selbst viele ausländische Opern. Um einer natürlichen Sprache willen verzichtete er oft auf Reime. Diese Tatsache soll beachtet werden, weil es in dieser Epoche nicht typisch war.

Die erste Reformoper von Christoph Willibald Gluck „Orfeo ed Euridice“ wurde im Jahre 1766 von A. von Ghelen, bald nach der Wiener Uraufführung durchgeführt – so wie es in dieser Zeit praktiziert wurde: mit gesprochenen Dialogen statt der originalen Rezitative (Honolka 1978: 38). An der deutschen Version der französischen Oper „Iphigénie en Tauride“ arbeitete Gluck im Jahre 1781 zusammen mit Johann Baptist von Alxinger. Gluck hat die Partitur dieser Oper, vor allem die Rezitative umkomponiert, um der Sangbarkeit, um einer flüssigen und natürlichen deutschen Sprache willen.

Mozarts italienische Opern wurden in Bearbeitungen auf den deutschen Bühnen aufgeführt. Die Berühmten Opern „Don Giovanni“ oder „Cosi fan tutte“ wurden nur mit gesprochenen Dialogen, abgeänderten Namen und willkürlichen Gesangstexten gespielt. Die ersten Übersetzer von Mozartschen Opern verfuhrten unbedenklich. Als Beispiel dafür die anonyme Übersetzung von „Figaros Hochzeit“, die im Jahre 1787 aufgeführt wurde (Honolka 1978: 41):

Will seiner Gnaden
ein Tanz behagen
die Zither schlagen
will ich alsdann ...

oder:

Die ihr die Triebe
des Amors kennt,
sagt: ob die Liebe
mein Herz entbrennt?

Diese Zeilen zeigen deutlich die Reimerei „Liebe – Triebe“ sowie auch die Betonung in der Zeile „ein Tanz behagen“, die auf den unbestimmten Artikel „ein“ fällt und gegen die musikalischen Betonungsregeln stößt.

Die von Adolf von Knigge gemachte deutsche Figaro-Übersetzung hat für Jahrzehnte die Bühnen beherrscht, wodurch „sich ein wahres Krebsgeschwür von Operndeutsch eingenistet“ (Honolka 1978: 42) hat: der Wortsinn des Librettisten da Ponte und die Noten des Komponisten wurden in der Übersetzung wenig beachtet. In folgendem Fragment

Will einst das Gräflein
ein Tänzchen wagen ...

stört die Betonung des Artikels „ein“. Diese unmögliche Betonung dieser Wendung wurde später gemildert, indem vier Noten verändert worden sind:

Neue Freunden, neue Schmerzen
toben jetzt in meinem Herzen.

Sehr typisch sind für Knigge Sentimentalisierungen der Mozart-Werke. Eine solche Sentimentalisierung kann z.B. in der ersten Arie der Gräfin beobachtet werden:

Heilige Quelle reiner Triebe,
gib mir wieder des Gatten Herz!

Knigge verfälschte mit den moralisierenden Wendungen wie „Heilige Quelle“ und „reine Triebe“ auf sehr lange Zeit das Mozart-Bild.

Christian Gottlob Neefe hat u.a. die Mozartsche Oper „Don Giovanni“ übersetzt. Er war ein Musiker, der der Sangbarkeit viel Aufmerksamkeit geschenkt hat und relativ getreu übersetzt hat, jedoch mit vielen Notänderungen und schlechten Betonungen (vgl.: Honolka 1978: 43). Die folgenden Verse der Übersetzung von Neefe wären wirklich gut, wenn der Reim nicht an falscher Stelle stünde:

Keine Ruh bei Tag und Nacht!
Nichts, was sonst Vergnügen macht ...

Im Fall der Zerlina-Arie:

Wenn du fein fromm bist ...,

darf dies aber nicht gesagt werden, weil sie sentimental verfälscht ist.

Der Herausgeber der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ in Leipzig, Johann Friedrich Rochlitz, hat die Oper „Don Giovanni“ übersetzt. Seine Übersetzung ist ein Beispiel für das Mosaik-Verfahren, das sehr oft praktiziert wurde. Sie hat leider die deutsche Version von „Don Giovanni“ verdorben und für ein hundert Jahre geprägt. Rochlitz hatte das Original nicht respektiert, was er selber bekannte: er sei nicht nur in den Worten, sondern auch im Sinn von dem Original abgegangen (Maag 1931).

2. Das 19. Jahrhundert in der Geschichte der Opernübersetzung

Erst im 19. Jh. wurden Opern in durchgehenden Übersetzungen aufgeführt, was bedeutet, dass alle Opernteile in das Deutsche übertragen wurden. In dieser Zeit begann man sich mit der Problematik der Opernübersetzung zu beschäftigen und die Verpflichtungen dem Original gegenüber zu beachten. Es ging vor allem um die Qualität der Übertragung, was die Bemerkungen Richard Wagners (1851: 102) über den Zustand den deutschen Opernübersetzungen belegen können:

Deutsche Sänger sind dagegen gewohnt, zum überwiegend größten Teile nur in Opern zu singen, die aus der italienischen oder französischen Sprache in die deutsche übersetzt sind. Bei diesen Übersetzungen ist nie weder ein dichterischer noch musikalischer Verstand tätig gewesen, sondern sie wurden von Leuten, die weder Dichtkunst noch Musik verstanden, im geschäftlichen Auftrage ungefähr so übersetzt, wie man Zeitungsartikel oder Kommerznotizen überträgt.

Ludwig Bischoff hat im Jahre 1858 fünf Grundsätze für Opernübersetzungen publiziert und zu den wichtigsten zählte er die „möglichste Treue im Anschmiegen an den Originaltext und vor allem an die Musik“ (Honolka 1978: 47). Für einen anderen Don Giovanni-Übersetzer, C.H. Bitter, ist „die Treue gegen das Originalgedicht und vor allem gegen die Partitur“ die wichtigste Bedingung für eine gute, gesangtaugliche Übersetzung (Bitter 1866).

Der k.u.k. Hofopernsänger Johann Christian Grünbaum hat für die deutschsprachige Premiere in Wien „Rigoletto“ von Verdi übersetzt. Grünbaum verfuhr rücksichtslos mit dem Originaltext und veränderte 201 Noten. Der Rhythmus, der für Verdis Diktion so wichtig ist, war für ihn gleichgültig. In seiner Übersetzung singt der Herzog im 2. Akt im Liebesduett:

... o laß durch Liebe ...

Im Original steht aber als Entsprechung für das zweisilbige Lexem „Liebe“ ein dreisilbiges Lexem „uomini“. An einer anderen Stelle der Arie des Herzogs, die

exponiert ist, steht für „Par mi verderle lagrime“ der verfälschte Text „Ich sehe heiße Tränen“.

Es gibt sehr viele Beispiele für Opernübersetzungen, in denen Noten verändert wurden. Bei der Übersetzung der „La Traviata“ hat Natalie Frassini gegen Noten von Verdi verstoßen und 190 Töne dazu komponiert, 124 gekappt und 22 ganz verändert. Aber der Weltrekord in der Veränderung des Originals hat Julia Behr geschlagen, die bei der Übersetzung von Gounods „Faust“ 2000 Noten verändert hat.

3. Das 20. Jahrhundert und die Übersetzungen von Opern

Max Brod, der Übersetzer von Janacek Werken, wich vielmals von den originalen Noten ab.

Oskar Hagen, der im Jahre 1920 u.a. „Julius Cäsar“ von Händel übersetzt hat, bekennt sich im Vorwort zu seiner Übersetzung dieser Oper zur „Durchdichtung“. In der Barockzeit war es üblich, dass es in einer Oper zahllose Wiederholungen gab. Hagen folgt aber diesen Wiederholungen nicht und entstellt dadurch die Einheit der wort-musikalischen Form.

Gustav Brecher (1911) äußert sich in seiner Schrift über Opernübersetzungen wie folgt zu diesem Thema: „Kleine Veränderungen der Notenwerte [...] sind, soweit sie nicht einen charakteristischen Rhythmus betreffen, ohne weiteres statthaft.“

In der zweiten Hälfte des 20. Jh. plädierte bewährter englischer Opernübersetzer Alan Kitching dafür, dass wenigstens in Rezitativen Notenwerte und manchmal auch Noten überhaupt geändert werden dürfen. In dem deutschsprachigen Raum dagegen lässt man lediglich Änderungen der Notenwerte in Secco-Rezitativen zu, aber niemals die originalen Höhen der Noten.

Heutzutage werden die älteren Übersetzungen ausgebessert und die Ausbesserungen betreffen häufig nur die übersetzungstechnischen Mängel, also Fehler in der Phrasierung oder Betonung. Die in den Übersetzungen enthaltenen szenischen und darstellerischen Probleme werden vielfach ignoriert. Die Situation ist aber anders, wenn der Übersetzer für eine Aufführungsserie an einem bestimmten Opernhaus übersetzt. Dann ist der Übersetzer in die Produktion der Aufführung eingebunden, was notwendig zu sein scheint. Die Möglichkeiten szenischer Umsetzung sind in so einem Fall vielfältig und reichen von genauen Textrekonstruktionen über Umstellungen und Kürzungen bis zu völligen Neugestaltungen, wobei das Werk als Rohmaterial für das Erzählen einer eigenen Geschichte dient. Das Original liefert ein Interpretationsspektrum und aus diesem Interpretationsspektrum werden durch eine Inszenierung bestimmte Perspektiven reali-

siert. Eine solche Übersetzungspraxis hilft dabei, den sprachlichen Teil der Aufführung in Beziehung zur mimischen und gestischen Darstellung der Sänger sowie auch zum Bühnenraum zu bringen. Als Beispiel für solche Übersetzungspraxis gebe ich hier den englischsprachigen Aufführungszyklus von „Don Giovanni“ Mozarts und „Le Nozze di Figaro“ an – die erste Oper in der Übersetzung und Regie von Nick Broadhurst und die zweite von Tony Britten. Die Handlung der Übersetzung spielt in England oder in Europa in den 80er Jahren. Die Figuren stellen verschiedene Gesellschaftsschichten Englands dar, was auch sprachlich zu bemerken ist. Die Rezitative wurden in Dialoge umgewandelt, die Textwiederholungen, die es in den Arien gab, wurden beseitigt und durch neuen Text ersetzt. Der neue Text ergibt sich dabei aus der jeweiligen dramatischen Situation ergibt (vgl.: Kaindl 1995).

Bei einer solchen Übersetzungspraxis besteht die Arbeit des Übersetzers in der Kooperation mit dem ganzen Produktionsteam, zu dem Dramaturg, Regisseur, Bühnenbildner, Korrepetitor, Dirigent, Sänger u.a. gehören. Es ist deshalb so, weil die Übersetzung an die szenischen Vorstellungen des Regieteam sowie die konkreten musikalisch-gesanglichen Bedürfnisse der Darsteller angepasst werden muss.

Diese Übersetzungspraxis wird von den Opernhäusern heutzutage bei der Inszenierung verschiedener Opern gerne verwendet.

Die wenigen Zeilen dieses Beitrags sollten die Geschichte der Vokalwerke am Beispiel der Oper nur kurz skizzieren.

Literatur

Bitter, Karl Hermann/Ponte, da Lorenzo/Guillard, Nicolas François: Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Versuch neuer Übersetzungen. Berlin: F. Schneider, 1866.

Brecher, Gustav: Opern-Übersetzungen. Leipzig: Otto Junne, 1911.

Hagen, Oskar: „Über Händel-Bearbeitungen“. Zeitschrift für Musikwissenschaft, 1920, September.

Herz, Joachim: „Notizen aus dem Salzburger Don Giovanni: Konversatorium“. In: Müller, Ulrich/Panagl, Oswald (Hg.): Joachim Herz inszeniert ‚Don Giovanni‘ in Salzburg. Abbildungen, neue deutsche Übersetzung, Esseys, Materialien. Anif, Salzburg, 1990.

Kaindl, Klaus: Die Oper als Textgestalt. Perspektiven einer interdisziplinären Übersetzungswissenschaft. Tübingen: Stauffenburg, 1995.

Sierosławska, Elżbieta: *Fraza muzyczna a fraza tekstowa. Prozodia w przekładzie arii operowych*. Kraków: Wydawnictwo Naukowe Akademii Pedagogicznej, 2008.

Sierosławska, Elżbieta: *Przekład arii operowych jako specyficzne zagadnienie przekładoznawstwa*. Kraków: Wydawnictwo Naukowe Uniwersytetu Pedagogicznego, 2012.

